

zur debatte

KATHOLISCHE
AKADEMIE in  BAYERN



ERINNERTE GESCHICHTE?

Zur Ambivalenz von
historischen Denkmälern

ERLÖSUNG

Zugänge zu einem zentralen
Thema der Theologie

AUSSTELLUNG ERWIN PFRANG

Dialog mit der Bildwelt

Mehr Debatte wagen!

Unsere Gesellschaft zerbröselt in Gruppen, die nicht mehr miteinander debattieren können.

Dabei geht es nicht nur um einzelne Argumente. Sondern es fehlt ein gemeinsamer Referenzrahmen. Und gemeinsame Informationsquellen, die das Vertrauen aller genießen. Auch ein breiter Konsens der Wissenschaft wird von obskuren Internet-Gurus ohne nachgewiesene Fachqualifikation kurzerhand als Verschwörung diskreditiert. Und plötzlich steht die Diskussion außerhalb der Argumentationskette und dreht sich nur noch um die Frage: Wem kann ich vertrauen? Wem glaube ich, was er sagt?

Was wäre da die Aufgabe der Kirche? Aus meiner Sicht: eine Lanze für die Bildung brechen! Menschen ermutigen, ihren von Gott geschaffenen Verstand zu benutzen, um Informationen einzuholen und zu prüfen – und dann ihren Grips in die Schwarmintelligenz, in das gemeinsame Ringen um die richtigen Einschätzungen und Lösungen einzubringen. Das Instrument dafür ist die Debatte: der ergebnisoffene Austausch im Respekt vor den Argumenten der anderen. Als Bildungsreligion sollten wir das nach Kräften fördern. Aus eigenem Naturell und zum Wohl der Gesellschaft: Denn die Rettung einer guten Streitkultur ist derzeit wichtiger als die Verteidigung einzelner Standpunkte.

Um glaubhaft für die Regeln des Diskurses einzutreten, müssen wir das natürlich im eigenen Laden auch selbst vorleben. Und als eine Kirche, die sich früher selbst einmal in eine Kommunikationsblase zurückgezogen und dann aus eigener Kraft daraus befreit hat, könnten wir damit durchaus punkten! Es weht ja in der Tat ein neuer Geist: Der Synodale Weg (vgl. S. 47ff) setzt Maßstäbe des gemeinsamen, argumentativen Ringens. Und insgesamt wird heute in der Kirche freimütiger debattiert als noch vor wenigen Jahren. Sätze wie „Ich befürworte die Frauenordination, weil mich die Argumente dagegen nicht überzeugen.“ oder „Ich halte das I. Vaticanum für einen Irrweg, der korrigiert werden sollte.“ werden heute ohne Angst geäußert. Und auch bewahrende Positionen werden öfter inhaltlich, nicht mehr nur durch formale Autorität begründet. Gut so!

Die katholischen Akademien sind die Institution gewordene Debattenkultur der Kirche. Im nächsten Heft geht es übrigens u. a. um die Unfehlbarkeit und die Frauenfrage ...

Nun aber erst einmal anregende Lektüre im vierten Heft des alten Jahres sowie gesegnete Feiertage!

Der Achim Budde

Inhalt der Printausgabe

- JUDENTUM IN DEUTSCHLAND**
- 4 **Zwischen Selbstverständlichkeit und Anfeindung**
- 6 **Charlotte Knobloch zu Gast bei Mittags im Schloss**
- 12 **Eine Zeitreise durch das jüdische Bayern**
Michael Brenner
- 18 **Jüdische Sozialrevolutionäre und säkularer Messianismus**
Mirjam Zadoff

- EIN MISSVERSTANDENES GEBOT**
- 21 **Sind Soldatinnen und Soldaten zu Feindesliebe verpflichtet?**
Christof Breitsameter

- ERINNERTE GESCHICHTE?**
- 26 **Zur Ambivalenz der Denkmäler. Eine Einführung**
Robert Walser
- 27 **An Vergangenes erinnern?**
Katharina Weigand

- VERZICHT**
- 33 **Verzicht: (k)eine Utopie**
Otfried Höffe

- ERLÖSUNG**
- 39 **Eine Einführung**
Achim Budde
- 40 **Sehnsucht nach Erlösung**
Dominik Fröhlich

- 42 **GOETHE UND DER KORAN**
Kurzbericht mit Verweisen



Titelfoto: Andreas Gregor

44 **MEDIEN IN DER (CORONA-)KRISE**
Kurzbericht mit Verweisen



47 **DER SYNODALE WEG**
Eine Zwischenbilanz
Franz Xaver Bischof



52 **PERSPEKTIVEN FÜR EUROPA**
Kurzbericht mit Verweisen

AUSSTELLUNG MIT WERKEN VON ERWIN PFRANG

54 **Ein Geschenk an die Akademie**
Achim Budde

56 **Seine Bildwelt regt zum Dialog an**
Carla Schulz-Hoffmann



60 **PILGERN – HEIL – HEILUNG**
Ein Kurztext mit Verweisen



DIE HANS-MAIER-BIBLIOTHEK IN DER AKADEMIE

62 **Romano Guardini und Hans Maier sind jetzt Nachbarn**
Achim Budde



65 **PLATTFORMEN IN DER DEMOKRATIE**
Ein Kurztext mit Verweisen

66 **COMMUNITY**

72 **Programmorschau und Impressum**

Online-Teil

Die folgenden Artikel sind nur in der **Online-Ausgabe** der Zeitschrift *zur Debatte* enthalten, die Sie auf unserer Homepage finden und über unseren Newsletter abonnieren können (s. u.).

ERINNERTE GESCHICHTE?

73 **Einst populär, heute umstritten:
Bismarck- und Kriegerdenkmäler**
Katharina Weigand



84 **DIE HANS-MAIER-BIBLIOTHEK
IN DER AKADEMIE**


„Es hat mich sehr bewegt, einmal die Kirche als großes Parlament zu sehen“
Achim Budde im Gespräch mit Hans Maier



PLATTFORMEN IN DER DEMOKRATIE

89 **Pluralisierung von Öffentlichkeit oder
Übermacht der Konzerne?**

18 Extra-Seiten

 Die *Debatte* erscheint in zwei Varianten: **print und online**. Die Online-Ausgabe ist bis Seite 72 identisch mit der Print-Ausgabe. Ab Seite 73 folgen zusätzliche Artikel, die in der gedruckten Fassung keinen Platz mehr fanden. Außerdem führen zahlreiche Links direkt aus dem PDF zu Videos und Audios auf unseren YouTube-Kanälen und ergänzen so die Dokumentation.

Abonnieren Sie die Online-Ausgabe über den Newsletter der Akademie! Rund 4.900 Leser*innen können jedes neue Heft so bereits Wochen vor dem Papier-Versand lesen oder bequem auf DIN A4 ausdrucken.

Jüdisches Leben in Deutschland

Charlotte Knobloch, Michael Brenner und Mirjam Zadoff in der Akademie

Bereits seit 1700 Jahren ist jüdisches Leben bei uns belegt – lange bevor es Deutschland überhaupt gab. Diese Tatsache wird im laufenden Jahr in mannigfaltiger Weise in Erinnerung gerufen. Die Katholische Akademie in Bayern erstellt in dieser Ausgabe ihrer Zeitschrift ein umfangreiches Dossier, in dem Veranstaltungen dokumentiert werden, die sich mit jüdischem Leben in Deutschland befassen.

So finden Sie zu Beginn die zentralen Aussagen von Charlotte Knobloch, die bei uns in der Reihe *Mittags im Schloss* zu Gast war. Der Historiker Michael Brenner nimmt uns mit auf eine Zeitreise durch das jüdische Leben in Bayern. Und Mirjam Zadoff, die Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München, erzählt eine etwas andere Geschichte des Antisemitismus.

Zwischen Selbstverständlichkeit und Anfeindung

Das Judentum gehört selbstverständlich zu uns. Bereits vor 1700 Jahren gab es nachweislich jüdisches Leben hier und damit zu einer Zeit, als es Deutschland selbst noch gar nicht gab. Ein Edikt des römischen Kaisers Konstantin aus dem Jahr 321 belegt es. Er adressierte es nach Köln und schrieb dort, dass es mit einem allgemeinen Gesetz erlaubt sei, in allen Städten Ju-

den in den Rat zu berufen. Dieses Dokument gilt als der früheste schriftliche Nachweis für jüdisches Leben nördlich der Alpen und ist Anlass der großen Veranstaltungsreihe *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland*, an der auch die Katholische Akademie mitwirkte.

I.

Eine sehr lange und vertrauensvolle Zusammenarbeit verbindet uns mit Dr. Charlotte Knobloch, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, viele Jahre auch Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland. Wir freuten uns sehr, dass es nach mehreren pandemiebedingten Verschiebungen gelang, Charlotte Knobloch jetzt als Gast in unserer Reihe *Mittags im Schloss* zu begrüßen. Charlotte Knobloch ist eine Frau, die wie kaum eine zweite, die

Brüche und die Kontinuität, das Leiden und die Hoffnung auf eine gute Zukunft jüdischen Lebens in Deutschland repräsentiert.

Im Gespräch schildert sie uns viel vom heutigen jüdischen Leben in Deutschland, ihre Ängste und ihre Kritik, aber auch ihre Hoffnung auf die Jugend und damit auf die Zukunft. Das Ensemble am Münchner Jakobsplatz aus Synagoge, Jüdischem Museum und Gemeindehaus ist die Frucht ihres Wirkens und feierte in diesem Herbst am 9. November sein 15-jähriges Bestehen. Das Motiv zierte das Titelbild dieser Ausgabe.

II.

Der zweite Text unseres Dossiers zum jüdischen Leben in Deutschland wirft einen Blick auf unsere unmittelbare Heimat: auf die Geschichte der Juden

Das Ensemble am Münchner Sankt-Jakobs-Platz aus Synagoge, Jüdischem Museum und Gemeindehaus feierte in diesem Herbst am 9. November sein 15-jähriges Bestehen.

in Bayern. Bei der Veranstaltung unternahm der Historiker Michael Brenner eine jüdische Zeitreise durch Bayern – mit dem Schwerpunkt auf dem im 20. Jahrhundert – und skizzierte anhand einiger Orte wie Fürth, München, Waldram und St. Ottilien das Auf und Ab der jüdischen Geschichte in Bayern. Michael Brenner, geboren in Weiden in der Oberpfalz, zeigt dabei sehr deutlich, dass auch die jüdischen Bayern schon sehr lange ein selbstverständlicher Bestandteil des Lebens waren. Wenngleich dies vor allem für die fränkischen Landesteile des heutigen Freistaats – und auch für Gebiete in der Oberpfalz und in Niederbayern – gilt. In kleinen weltlichen und auch kirchlichen Herrschaften, oft auf dem Land oder in kleineren Städten, waren die Juden zu Hause. Das Herzogtum Bayern – hauptsächlich im heutigen Oberbayern verortet – spielte historisch betrachtet hier mit Ausgrenzung und Vertreibung eher eine unrühmliche Rolle. Ähnliches gilt auch für fast alle größeren Städte, in denen jüdische Bewohner – teilweise noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts – unerwünscht waren und zum Wegzug gezwungen wurden.

Michael Brenner erläuterte, dass die Geschichte der Juden in Bayern viele Kapitel der bayerischen Landesgeschichte tangiert. Sie kennt wie kaum eine andere Minderheiten-Geschichte Zäsuren und Brüche, weist Phasen friedlichen Zusammenlebens von jüdischer und christlicher Bevölkerung ebenso auf wie Zeiten der bloßen Duldung, Ausgrenzung, Vertreibung und gar Vernichtung, wie sie auch in Bayern in der Shoa einen beispiellosen Höhepunkt erreichte.

Doch endete das Referat von Michael Brenner verhalten hoffnungsvoll. Er konnte von neuem jüdischen Leben nach dem II.

Weltkrieg in Bayern berichten, Neugründungen von Gemeinden und einer deutlichen Aufwärtsbewegung durch jüdische Zuwanderung. Jüdisches Leben wurde wieder selbstverständlicher, wenngleich immer auch prekär.

III.

Am Ende des Dossiers steht hingegen eine vertiefte Analyse der beschämenden Seite des Umgangs mit

jüdischer Präsenz in Deutschland: Dr. habil. Mirjam Zadoff, die Direktorin des NS-Dokumentationszentrums München, war zu Gast beim Akademiegespräch mit Offizierinnen und Offizieren der Bundeswehr mit der Veranstaltung *Warum Antisemitismus kein jüdisches Problem ist*. Sie konstatierte, dass der Antisemitismus in Deutschland gewalttätiger geworden ist und auch offener gezeigt wird. Zwei Leitfragen standen im Mittelpunkt von Mirjam Zadoffs Vortrag vor den rund 150 Soldaten: Was sagt die Entwicklung über die deutsche Gesellschaft aus, konkret auch über die Bundeswehr, mit der sie an diesem Tag ja ins Gespräch kam? Und: Haben wir unsere Lektion aus der Geschichte doch nicht gelernt?

In ihrem Beitrag für die *debatte* konzentriert sich die Historikerin auf historische Beispiele aus den 20er und 30er Jahren für die gesellschaftliche Implementierung von Antisemitismus, sei es durch große öffentliche Ausstellungen an renommierten Orten, Verschwörungsmymen sowie publizistische und politische Unterstützung. Gegenargumente hatten damals kaum eine Chance, Gehör in der Gesellschaft zu finden, so das negative Fazit von Mirjam Zadoff.

Positiv endete zumindest unser Akademiegespräch. Sowohl die Direktorin des Dokumentationszentrums wie auch viele Offiziere, die mit der Wissenschaftlerin auf der Veranstaltung ins Gespräch gekommen waren, erklärten übereinstimmend, bis dato kaum etwas von der jeweils anderen Seite gewusst zu haben. Man vereinbarte, dieses zu ändern und in Zukunft auf einander zuzugehen – ganz im Sinne unserer Akademiearbeit, die ja darauf ausgelegt ist, durch persönliche Kontakte Menschen mit unterschiedlichen Perspektiven und Ansichten zusammenzubringen. ■



Foto: canva.com

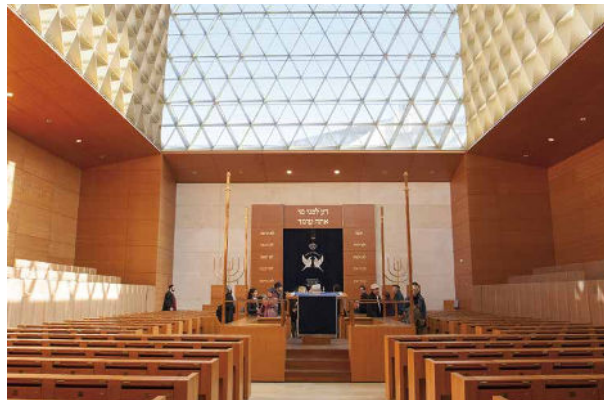


Foto: Andreas Gregor

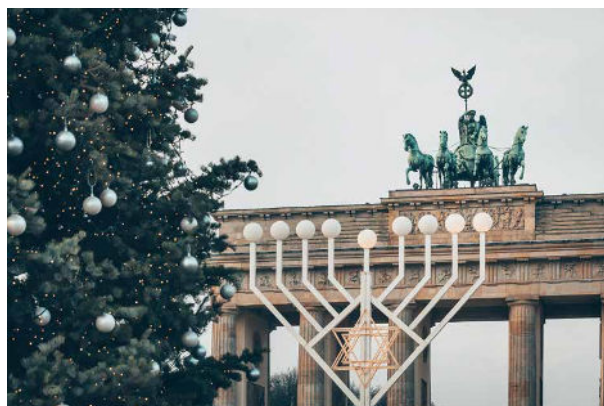


Foto: Der Projektor / photocase.de

Oben: Menschen, die mit dem Tragen einer Kippa offen und selbstbewusst zeigen, dass sie Juden sind, gehören wieder zum normalen Straßenbild. Mitte: Die Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern ist seit jetzt mehr als 15 Jahren der zentrale Ort der Münchner Jüdinnen und Juden. Unten: Ein achtarmiger Chanukka-Leuchter stand acht Tage – so lange dauert dieses hohe Fest im Judentum – vor dem Brandenburger Tor im Zentrum von Berlin.

„Man kann Gott nur danken, eine Münchnerin zu sein.“

Charlotte Knobloch zu Gast bei *Mittags im Schloss*

Akademiedirektor Dr. Achim Budde sprach am 30. September mit Dr. Charlotte Knobloch, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

Achim Budde: Liebe Frau Dr. Knobloch, vom jüdischen Leben in Deutschland ist zurzeit erfreulich viel die Rede. Aber die wenigsten haben eine konkrete Vorstellung davon. In vielen Taschenkalendern sind ja nicht einmal die jüdischen Feiertage aufgeführt. Gestern war Simchat Tora, ein Diaspora-Feiertag im Anschluss an das einwöchige Laubhüttenfest. In Ihrer Autobiographie beschreiben Sie, wie es Ihnen als Kind damit ging: „Der Glanz und das Flackern der Kerzen, die sich in den silbernen Kronen der Tora rollen spiegeln, bezaubern mich.“ Wie haben Sie gestern den Feiertag begangen? Liturgisch-öffentlich, aber auch privat?

Charlotte Knobloch: Es waren ja gleich mehrere Feste. Das beginnt mit dem Neujahrsfest Rosch Ha-Schana, nach einer Woche folgt dann Jom Kippur. Das ist natürlich seit dem Anschlag in Halle ein Fest, an dem wir sehr angespannt sind. Aber auch abgesehen davon ist das ein stiller, nachdenklicher Tag: Wie wird sich das neue Jahr, das da gerade begonnen hat, für den Einzelnen darstellen? Es geht dabei auch um das Unmittelbare: Überlebt man das nächste Jahr oder überlebt man es nicht? Und natürlich sind die Themen Sühne und Umkehr sehr wichtig. Jom Kippur ist ein anstrengender Tag, dessen Spannung dann durch Sukkot gelöst wird: Das ist ein Fest, an dem man sich an die jüdischen Menschen erinnert, die 40 Jahre durch die Wüste wanderten und sich Unterkünfte selbst gebaut haben – ohne festes Dach, der Luft und dem Wetter ausgesetzt. So eine Laubhütte steht auch im Freibereich unseres Gemeindezentrums. Manche Leute bauen sich selber eine auf ihrem Balkon, die streng religiösen Mitglieder unserer Gemeinde nehmen darin dann auch ihre Mahlzeiten ein und erinnern sich an den Auszug aus Ägypten.

Gestern dann Simchat Thora. Das ist fast ein Kinderfest. Da bekommen die Kinder am Vorabend Süßigkeiten, und

weil sie das wissen, sind sie sehr zahlreich da. Da ist dann die Gemeinschaft noch einmal wirklich sehr intensiv beisammen, und man freut sich und hofft, dass das ein gutes Jahr wird. Gestern Abend war der Abschluss dieses Feiertagszyklus. Der jüdische Feiertag beginnt ja immer am Abend vorher und endet dann auch am Abend.

Für diejenigen, die diese ganzen Feiertage ausrichten, spricht: unsere Rabbiner, war das ganze sehr anstrengend, zumal mitten in diesen von mir jetzt angesprochenen Feiertagen auch noch der Schabbat lag. Das sind dann schon Herausforderungen, die unsere Geistlichkeit da bewältigen muss! Wir sind ihnen sehr dankbar, dass das alles auch diesmal wieder hervorragend geklappt hat, und dass es keine Störungen von außen gab. Es ist übrigens jedes Jahr

ganz wunderbar, dass am Nachmittag von Jom Kippur vor dem letzten Gebet immer eine Delegation eines Motorradclubs kommt, die dann für die letzten zwei Stunden außen die Synagoge absichert. Und das finde ich so was von hervorragend! Und ich habe sie dann kurz begrüßt und gesagt, dass es uns wirklich gut tut, zu sehen, dass Menschen, die eigentlich sonst gar nichts mit uns zu tun haben, sich an diesem Tag bereit erklären, uns zu schützen.

Achim Budde: Wir feiern ja gerade *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland*. Der Clou dieses Titels ist ja, dass das jüdische Leben hier viel älter ist als Deutschland, also eine sehr selbstbewusste Haltung. Es gab eine Fülle von Veranstaltungen. Welche war Ihnen bisher die liebste?

Charlotte Knobloch: Ich erinnere mich tatsächlich gerne an unsere eigene Auftaktveranstaltung, zu der vor allem sehr viele junge Menschen gekommen sind.

Da gab es Vorträge, Musik und Geschichten. Und die jungen Leute haben sich das alles zu Eigen gemacht. Auch die Eröffnung der Outdoor-Ausstellung zur Geschichte jüdischen Lebens in München, die noch bis November zu sehen sein wird, war ein großer Erfolg.

Achim Budde: Auf eines dieser Jahrhunderte schauen Sie fast vollständig zurück; die ältesten Erinnerungen, von denen Sie erzählen können, sind über 80 Jahre her ... Was war vor



Dr. Charlotte Knobloch ist seit 1985 Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. Von 2006 bis 2010 war sie Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland.

hundert Jahren anders am jüdischen Alltag? Und wenn Sie einmal ein Jahrhundert nach vorne träumen: Wo soll die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zur 1800-Jahr-Feier stehen?

Charlotte Knobloch: Wenn ich 100 Jahre zurückgehe, nähere ich mich der Zeit meiner Großeltern und meiner Urgroßeltern. Unsere Familie kommt aus Mittelfranken, aus Neustadt an der Aisch. Ein Teil von ihnen waren Getreidehändler, die anderen waren Viehhändler: Das waren Berufe, in denen das Judentum damals sehr stark vertreten war. Mir wurde auch erzählt, dass man mit den Nachbarn hier in der Region immer ein Herz und eine Seele war. Und religiöser war man damals, verglichen mit der heutigen Zeit. Heute sind es vor allem die drei großen Feiertage, zu denen jüdische Menschen in die Synagoge kommen, ich nenne sie deshalb die "Drei-Tages-Juden". Aber es freut mich jedes Mal, wenn ich dann auch wieder Bekannte treffe, die ich sonst das Jahr über nicht im religiösen Kontext gesehen habe: An diesen drei Tagen, an Pessach, an Rosch Haschana und an Jom Kippur, sind sie da.

Wenn Sie mich fragen, wie das jüdische Leben in 100 Jahren aussieht ... Da sage ich nur, was uns zusammenhält, ist immer dasselbe: Meine Urgroßeltern haben unsere Feste genauso begangen, oder doch zumindest in sehr ähnlicher Weise, wie wir sie heute begehen. Es ist die Tradition, die das Judentum auszeichnet, und sie ist für uns sehr, sehr wichtig. Diese Tradition wird von Generation zu Generation weitergegeben. Ich erlebe es selbst, ich bin schon Urgroßmutter, und ich sehe, wie meine Nachkommen ihre Kinder erziehen. Alle führen heute ein viel moderneres Leben im Vergleich zu früher, aber sie hängen trotzdem an der Religion, auch wenn es vielleicht nur für drei Tage ist. Sie achten sehr darauf, dass ihre Kinder auch eine religiöse Erziehung bekommen, dass das Judentum Bestandteil ihres Lebens ist.

Wir wissen nicht, was es in hundert Jahren für Themen und Entwicklungen gibt, die Menschen belasten oder erfreuen. Aber die Tradition wird das Judentum genauso erhalten wie sie es bis jetzt erhalten hat. Und deswegen bin ich sehr zuversichtlich. Mein Wunsch wäre, dass sich die Menschen in hundert Jahren gegenseitig respektieren: den anderen und die andere Religion! Das ist das, was wir aufbauen müssen. Das können wir nur gemeinsam erreichen.

Achim Budde: Wie notwendig das ist, zeigt der Blick zurück auf 1700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland, die ja in gewisser Hinsicht auch 1700 Jahre des Antijudaismus waren. Aktuell hat der Antisemitismus sogar eine Phase des Wiedererstarkens. Ihre Biographie trägt den Titel „In Deutschland angekommen“. Wenn Sie heute in Ihre Gemeinde hineinhorchen – bei Ihnen laufen ja Erfahrungen von ganz vielen jüdischen Familien zusammen: Wie ändert sich die Stimmung im Augenblick? Verschiebt sich das Lebensgefühl? Gibt es welche, die sich wieder sagen: Ich sitze lieber auf gepackten Koffern?

Charlotte Knobloch: Die Art und Weise, wie wir Juden in Deutschland leben, hat sich vor einigen Jahren verändert. Die Rechtslastigkeit hat zugenommen und dadurch

haben sich gesellschaftliche Strömungen und Gruppierungen gebildet, die für uns sehr bedrohlich sind. Was mich besonders aufregt, ist die Tatsache, dass jüdische Menschen heute in Deutschland Angst haben müssen! Und diese Angst führt natürlich zu verschiedenen Gedankenspielen: Bleibt man da, wo man lebt? Oder geht man woanders hin? Welche Hoffnung haben wir? Diese Fragen höre ich oft von jungen Familien: Welche Hoffnung haben wir, in Zukunft unsere Kinder frei und ohne Probleme erziehen zu können?

Der Antisemitismus in Deutschland hat entschieden zugenommen und ist dabei auch von einer bestimmten Partei sehr gepflegt worden. Er hat sich in einer Art und Weise entwickelt,

gegen die wir nur sehr wenig aufbieten können. Ich spreche heutzutage nicht mehr von Antisemitismus, sondern von einem richtigen Judenhass, so wie er in den 20er Jahren hier entwickelt und gefördert wurde. Und wie das damals am Ende ausging, wissen wir ja.

Achim Budde: Sie schreiben: „Wir haben alle die Pflicht, das destruktive Tun der Antisemiten mit allen Mitteln des Rechtsstaates zu unterbinden“. Sehen Sie Mittel, die noch nicht ausgeschöpft sind? Welche rechtsstaatlichen Mittel hätten wir noch in der Hinterhand?

Charlotte Knobloch: Es ist wichtig, dass die Justiz und die Polizei alle Möglichkeiten haben, um zu verhindern, dass die Machenschaften dieser rechten Szene ausarten, und um sie gegebenenfalls auch juristisch zu belangen. Ich hoffe sehr, dass der Gesetzgeber der Justiz die Möglichkeit gibt, diese Exzesse, die wir da erleben müssen, zu unterbinden: dass zum Beispiel einer von den bekannten Gefährdern sich mit einem großen Plakat vor unsere Synagoge hinstellt und Hass gegen das Judentum verbreitet. Im konkreten Fall kam zwar die Polizei, aber am Ende hat es unfreiwillig so ausgeschaut, als ob sie ihn beschützt: Wenn Sie nämlich heute als Einzelperson irgendeine Parole verkünden, werden Sie nicht bestraft; erst wenn es mehrere Leute sind, müssen Sie eine Veranstaltung anmelden. Aber dieser Mann hat große Unruhe ausgelöst, besonders bei den älteren Menschen. Am nächsten Tag hat er mit diesem Plakat, auf dem ein verletztes Kind zu sehen war, direkt vor dem Schulhaus gestanden. Die Schulkinder wussten überhaupt nicht, was los ist. Das sind Vorfälle, die so gar nicht an die Öffentlichkeit kommen. Es muss doch rechtliche Möglichkeit geben, solche Hetzattacken zu verhindern und das Hetzen und den Judenhass einzudämmen.

Achim Budde: Dass wir alle da klar Kante zeigen müssen, versteht sich wohl von selbst. Aber wie erreicht man die Menschen mit latent oder offen antisemitischer Haltung in ihren Köpfen? Wo finden sich Zugänge zur Information, für Bildung oder auch für ein persönliches Kennenlernen von Jüdinnen und Juden?

Charlotte Knobloch: Für mich ist in dieser Frage die Bildung, die Erziehung entscheidend. Schon im Kindergarten muss eine dem Alter entsprechende politische Bildung beginnen und sich dann im schulischen Bereich und in den weiteren Erziehungsbereichen fortsetzen. Nun geht die Ära

Die jüdischen Traditionen sind für uns sehr wichtig und werden von Generation zu Generation weitergegeben. Ich erlebe es selbst, ich bin ja schon Urgroßmutter und ich sehe, wie meine Nachkommen ihre Kinder erziehen.



Unterhielten sich rund eine Stunde: Charlotte Knobloch und Achim Budde. Wegen der geltenden Abstandsregeln musste die Veranstaltung aus der Reihe *Mittags im Schloss* in den großen Vortragssaal der Akademie verlegt werden. Rechts: Der CSU-Landtagsabgeordnete und ehemalige Justizminister Prof. Dr. Winfried Bausback (li.) war einer der rund 60 Gäste. Hier ist er beim Gedankenaustausch mit Harald Strötgen, dem früheren Direktor der Stadtparkasse München.

der Zeitzeugen zu Ende. Ich spreche deshalb sehr viel mit jungen Menschen, in Schulen, in Bildungseinrichtungen. Und da sehe ich, dass hier schon sehr viel Positives geleistet wurde seitens der Erzieher, der Lehrer. Heutzutage haben Schülerinnen und Schüler einen Einblick in das Judentum, in das jüdische Leben. Wir übergeben jetzt den Stab der Erinnerung und des Gedenkens an die jungen Leute, und dafür brauchen sie Grundlagen. Ich glaube, wenn wir bei der Erziehung ansetzen, dann haben wir eine Chance, dass der Judenhass mit der Zeit wieder nachlassen wird.

Achim Budde: Und wie hält man auf Bildungsveranstaltungen die Balance, auf der einen Seite niemandem für destruktive Sprüche ein Podium zu bieten, aber auf der anderen Seite doch auch über die Grenzen der Kommunikationsblasen hinweg miteinander sprachfähig zu bleiben? Haben Sie da eine Leitlinie?

Charlotte Knobloch: Der Antisemitismus greift um sich und wird von manchen ganz geschickt orchestriert und verstärkt. Wir müssen darauf achten und müssen den Mut haben, jemandem auch ins Wort zu fallen. Ihn nicht angreifen, aber ihm sagen, welche Fehler er macht, wenn er eine solche Meinung vertritt.

Achim Budde: Deutsche jüdischen Glaubens sind integraler Teil unserer Gesellschaft und unseres Staates. Aber selbst in gebildeten Kreisen kommt es immer wieder zu befremdlichen Fehleinschätzungen. Mir ist das zum ersten Mal bewusst geworden, als Ignaz Bubis im Jahr 1996 nach einer Rede von Ezer Weizman das Kompliment gemacht wurde, „sein“ Staatspräsident habe eine sehr gute Rede gehalten. Ignaz Bubis hat das extrem cool gekontert mit der Bemerkung „Roman Herzog hält immer gute Reden“, aber es tun sich ja Abgründe auf, wenn selbst in politisch informierten Kreisen dieser Denkfehler begangen wird, Deutsche jüdischen Glaubens gehörten irgendwie eher nach Israel als zu uns. Ist das denn seit damals besser geworden?

Meine Tochter hat sich bei einem Urlaub in Israel verliebt und ist dorthin gezogen. Aus der Ehe sind drei Kinder hervorgegangen, meine Enkel. Israel ist auch aus diesem Grund für mich eine spirituelle Heimat.

Charlotte Knobloch: Also „besser“ würde ich nicht sagen. Ich habe ja gerade von der Jugend gesprochen. Aber wir müssen natürlich auch die Menschen im mittleren Alter erreichen. Ich hoffe, dass sich irgendwann einmal die Erkenntnis verfestigt, dass der jüdische Mensch in erster Linie gar nicht Jude ist, sondern Mensch, so wie er ist, mit dem, was er kann oder auch nicht kann. Im Vordergrund stehen sollte der Mensch, der auch einen Namen hat.

Achim Budde: Das Judentum ist ja zunächst einmal eine Religion, zu der man auch aus gläubiger Überzeugung konvertieren kann. Aber es versteht sich auch als Volk; die Zugehörigkeit überträgt sich durch Geburt von einer jüdischen Mutter. Wie bestimmen Sie persönlich das Verhältnis von Religion und Volk im Judentum?

Charlotte Knobloch: Israel ist ein Staat mit einem Staatsvolk. Wir hier leben in der Diaspora und sind eine Religion, die zu den jeweiligen Heimatländern gehört, in denen wir leben. Da sehe ich den Unterschied: Ein Land hat ein Volk; und die Diaspora hat die Religion.

Achim Budde: Jetzt sind wir beim Thema Israel. Israel ist natürlich für Menschen jüdischen Glaubens weltweit nicht einfach ein fremdes Land wie andere, sondern es ist Heimstatt, es ist Lebensversicherung, meinte Josef Schuster neulich. Familiäre Bindungen existieren auch in Ihrer Familie, das heißt: Sie sind öfters dort. Wie fühlen sie sich dort? Ist das ein sehr liebevolles Ausland oder auch Heimat?

Charlotte Knobloch: Ich habe vielleicht einen anderen Zugang als Menschen, die dort keine Verwandten

haben. Ich habe meiner Tochter, als sie nach dem zweiten medizinischen Staatsexamen urlaubsreif war, gesagt: Du musst jetzt in Urlaub gehen. Das hat sie dann auch gemacht. Ich habe ihr vorgeschlagen in Israel auszuspannen, es war Frühjahr, dort war schönes Wetter. Das hat zur Folge gehabt, dass sie aus dem dreiwöchigen Urlaub mit einem künftigen Ehemann zurückgekommen ist. Sie hat sich verliebt und deswegen ist sie nach Israel gezogen und es sind



Vertreter der Kirchen: Wolfgang Hagl OSB, Abt der Benediktinerabtei Metten, der Vikar der Griechisch-Orthodoxen Metropolie Erzpriester Peter Klitsch und der Erzpriester des Ökumenischen Patriarchats Apostolos Malamoussis (v.l.n.r.).

drei Kinder hervorgegangen aus der Ehe, meine Enkel. Inzwischen habe ich sogar zwei Urenkel. Natürlich: Wenn ich dort ankomme, dann bin ich dort zuhause. Und wie bei allen jüdischen Menschen, die nicht in Israel leben, ist es doch so etwas wie eine spirituelle Heimat. Aber ich meine – und so erziehen wir auch unsere Kinder –, dass wir das Land, in dem wir leben, in dem es uns gut geht, in dem wir akzeptiert sind, als unsere eigentliche Heimat anzusehen haben. Das ist noch einmal etwas ganz anderes.

Achim Budde: Denken Sie sich trotzdem manchmal: „Wäre ich doch hergezogen! Hier lässt es sich leben ohne den ständigen Kampf, der in Deutschland leider immer noch nötig ist?“ Haben Sie sich einmal bei solchen Gedankenspielen ertappt?

Charlotte Knobloch: Als ich 1945 aus der Zeit meines Asyls bei einer Bauernfamilie in Mittelfranken zurückgekommen bin, wollte ich überhaupt nicht wieder nach München, weil ich wusste, ich begegne all den Leuten, die uns angefeindet, angespuckt und beleidigt haben. Was dann auch der Fall war! Die waren ja nicht weg. Ich wollte

damals nicht in Deutschland bleiben und habe alles unternommen, um zu meinem Onkel nach Amerika zu kommen, weg von diesem Land.

Private Gründe haben meinen Mann und mich damals daran gehindert. Und es hat lange Zeit gebraucht, bis ich meine Meinung geändert habe. Und heute bin ich froh, dass ich die Kraft und den Mut hatte, hier zu bleiben. Denn es ist gut so. Wenn man sich die Welt so anschaut, kann man Gott nur danken, dass man in Deutschland lebt, und dass man eine Münchnerin ist.

Achim Budde: Sie betonen in Ihrer Autobiographie zu Recht, dass Israel die einzige Demokratie im Nahen Osten ist, dass es hier Meinungsvielfalt und Pressefreiheit gibt, und Parteien mit sehr unterschiedlicher Programmatik. Kritik an der Regierung gehört in Israel zum Alltag! Wer z. B. in Israel der Avoda oder Merez nahesteht, hat sich über Netanjahu oft geärgert. Und Menschenrechtsorganisationen wie B'Zelem prangern mit scharfen Worten Menschenrechtsverletzungen im Rahmen der Besatzung an. Von Deutschland aus ist da natürlich äußerste Vorsicht geboten: einmal aufgrund unserer Geschichte, aber auch, weil es Extremisten gibt, die die Legitimität des Staates Israel insgesamt infrage stellen. Wo liegt die Grenze legitimer Kritik an der Israelischen Regierungspolitik? Was darf man von hier aus kritisieren? Und ab welchem Punkt muss ich aufpassen, dass ich dabei nicht übelsten Ressentiments unfreiwillig Vorschub leiste?

Charlotte Knobloch: Eine sachliche Kritik ist natürlich gerechtfertigt! Die Israelis sind ja die größten Kritiker ihrer eigenen Regierung, ganz egal welcher Regierung. Es wird kritisiert, manchmal treffend, manchmal nicht so treffend. Menschen wie ich sorgen sich darum, dass die Menschen in der Region zusammenkommen können. Sie wollen es ja, sie wollen es auf israelischer Seite wie auch auf arabischer Seite. Aber die Politik geht halt manchmal in ganz andere Richtungen. Und da hat es keinen Sinn, wenn man Kritik an denen übt, die den Frieden wollen. Ich habe den Eindruck, die neue Regierung sucht konkrete Wege, um Frieden herzustellen. Ich hoffe, dass sie auch von außen unterstützt wird, diesen Weg weiter zu gehen.



Männer der Wissenschaft: Prof. Dr. Nikolaus Korber, Vizepräsident der Universität Regensburg und Mitglied der Akademieleitung, zusammen mit Prof. Dr. Christoph Klein, Ärztlicher Direktor des Dr. von Hauner-schen Kinderspitals der LMU München.



Waren guter Dinge: Dr. Hildegard Kronawitter, Mitglied der Akademieleitung und Erste Vorsitzende der Weiße Rose Stiftung, der frühere Vizepräsident des Bayerischen Landtags Franz Maget (SPD) und Dr. Michael Stephan, der ehemalige Münchner Stadtarchivdirektor (v.l.n.r.).

Es gab Zeiten – der Staat Israel existierte da noch nicht einmal – da lebten die arabischen und die jüdischen Bewohner recht harmonisch zusammen. Die Leute haben im nahen Ausland studiert, in den dortigen Universitäten, weil es eigene Hochschulen noch nicht gab. Dieses Miteinander ist dann vollkommen zerbrochen und hat sich in Hass gewandelt. Und ich hoffe, dass diese jetzige Regierung die Möglichkeit findet, das so wiederherzustellen, wie es einmal war: dass man miteinander dieses Land bewohnt und für eine gute Zukunft sorgt.

Achim Budde: Ich kann mir vorstellen, dass es für Sie als Repräsentantin des Judentums in Deutschland ein Dilemma ist: Zuhause diskutieren Sie ja sicher auch darüber, was Ihnen an der aktuellen Politik in Israel gefällt und was nicht. Aber haben Sie sich auch öffentlich irgendwann einmal von der Politik Israels distanziert? Oder ist es dann doch letztlich immer wichtiger, mit einer Stimme zu sprechen?

Charlotte Knobloch: Ich persönlich habe damit kein Problem. Ich meine, jeder darf meine Meinung kennen, ob sie ihm angenehm ist oder nicht. Da nehme ich nicht zu viel Rücksicht. Aber das Land Israel braucht immer noch Unterstützung. Vor allem, weil es keine freien Grenzen hat. Unsere Kinder hier können nach Österreich fahren, die können in die Schweiz, nach Italien, die können überall hinfahren mit den Eltern. In Israel können die Kinder das nicht, die können von einer Seite des Landes zur anderen fahren, das ist in ein paar Stunden erledigt.

Man muss schon auch sehen, wie die Menschen dort aufwachsen. Und ich hoffe sehr, dass wir in einigen Jahren einmal sagen können, dass sie dort auch ein freies Leben leben können und sich alles zum Guten wendet. Aber wie gesagt: sachliche Kritik ist immer wichtig. Ich persönlich halte auch sachliche Kritik sehr, sehr gerne aus, weil daraus nur etwas Gutes entstehen kann.

Achim Budde: Dann komme ich jetzt zu einem Thema der deutschen Politik, nämlich Migration. Sie schreiben

Ich bin ein religiös denkender Mensch und sage daher: Es war Gottes Werk, dass die jüdischen Gemeinden in Deutschland durch Zuwanderung wieder eine Zukunft haben.

in Ihrem Buch: „Kein Mensch verlässt seine Heimat, bloß weil ihn der Hafer sticht und er ein Abenteuer erleben möchte.“ Das ist ein starker Satz. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland haben in Sachen Integration Unfassbares geleistet, und zwar auch in einer prozentualen Größenordnung, von der wir als Gesamtgesellschaft weit entfernt sind. Haben Sie da vielleicht ein paar Tipps für ganz Deutschland? Woran hängt es am Ende, ob Integration gelingt? Wie kann es gelingen, einen so hohen Anteil an Einwanderern zu integrieren? Was haben Sie da richtig gemacht?

Charlotte Knobloch: Zunächst einmal grenzt es ja an ein Wunder, dass wir überhaupt die Chance hatten, unsere Gemeinden durch Zuwanderung zu retten! Denn sonst gäbe es heute nur noch sehr wenige jüdische Gemeinden. Die Großgemeinden würden vielleicht noch bestehen. Aber die kleinen Gemeinden, die wieder entstanden sind, die das fortgesetzt haben, was vor der nationalsozialistischen Zeit existiert hat, würde es alle nicht mehr geben, wenn Helmut Kohl und Heinz Galinski nicht miteinander verabredet hätten, die Grenzen für jüdische Zuwanderer aus der Ex-UdSSR zu öffnen. Diese kleineren Gemeinden in Augsburg, Straubing, Regensburg

oder Bamberg – um nur ein paar zu nennen – würden heute alle nicht mehr bestehen. Ich bin ja ein religiös denkender Mensch und sage daher: Es war wirklich Gottes Werk, dass diese jüdischen Gemeinden wieder eine Zukunft haben, weil sie Mitglieder bekommen haben, weil ganze Generationen gekommen sind. Es ist ja die Urgroßmutter gekommen bis hin zum Baby. Das muss man sich mal vorstellen!

Es war damals sehr, sehr schwierig für alle. Ohne die Hilfe der öffentlichen Hand hätten wir das nie geschafft. Und es reicht ja nicht, dass man die Menschen herholt, sondern man muss ihnen auch die Möglichkeit bieten, dass sie hier sesshaft werden, und dass sie die neue Heimat, die sie sich versprochen haben, dann auch finden!

Offenheit, Pragmatismus und Bereitschaft zum Zuhören, das war wichtig, damit beide Seiten zusammenfinden



Barbara Mundel, die Intendantin der Münchner Kammerspiele, im Gespräch mit Polizeidirektor Peter Breitner, dem Leiter der Polizeiinspektion in München Schwabing.



Julia Obermeier ist Leiterin des Auslandsbüros der Hanns-Seidel-Stiftung in Jerusalem. Sie unterhielt sich mit Ernest Lang, der lange Jahre in führender Position beim Bayerischen Rundfunk als Journalist arbeitete.



Und auch die bayerische Justiz war vertreten: Dr. Hans-Joachim Heßler, Präsident des Bayerischen Verfassungsgerichtshof (li.), und der Präsident des Bayerischen Landessozialgerichts Günther Kolbe. Rechts: Zum Abschluss des Gesprächs gab es von den Gästen Standing Ovationen für Charlotte Knobloch – danach noch Gelegenheit zum Austausch.

konnten. Das kann man so natürlich nicht eins zu eins auf die Gesellschaft im Großen übertragen, aber es ist auf jeden Fall ein Anfang.

Achim Budde: Liebe Frau Knobloch, das Material Ihrer Biographie würde locker auch für mehrere Biographien reichen. Es gibt ja die Theorie, dass zu solcher Schaffenskraft nur Menschen fähig sind, die mit vier Stunden Schlaf auskommen. Können Sie diese Theorie bestätigen?

Charlotte Knobloch: Also ich bin kein Beleg für diese Theorie. Überhaupt nicht. Ich brauche meine sieben Stunden. Wenn es länger ist, bin ich auch zufrieden.

Achim Budde: Sie schreiben, wie viel bei Ihnen zuhause „im Hause Neuland“ früher musiziert wurde, und dass für Sie bis heute ein Tag ohne Musik undenkbar ist. Musizieren Sie?

Charlotte Knobloch: Nein, und das hat seine Gründe, wenn ich dazu etwas ausholen darf. Mein Vater kam aus Bayreuth. Seine Eltern waren sehr religiöse Leute, so sehr sogar, dass sie nicht den allgemeinen Kalender benutzt haben, sondern den jüdischen Kalender. Aber sonst waren sie sehr integriert in das Bayreuther Leben und waren auch sehr angetan von Richard Wagner und seiner Familie. Angefacht durch diese Musikliebe haben ihre beiden Söhne,

also auch mein Vater, nicht nur ein, sondern gleich zwei Instrumente gelernt. Das wollte ich dann auch. Meine Eltern und ich lebten dann in München und ich wollte unbedingt Klavier lernen. Aber das ging nicht, weil die Gestapo der Klavierlehrerin verboten hatte, ein jüdisches Kind zu unterrichten – und klargemacht hatte, dass sie, wenn sie es im Geheimen tut, dasselbe erleben würde wie die Juden. Und damit war das Thema beendet. Aber ich hole mir die Musik heute woanders. München ist eine Stadt, in der sich jeder, der Musik liebt, richtig austoben kann.

Achim Budde: Ich habe voller Bewunderung gelesen, wie glücklich Sie es macht, dass es Ihnen gelungen ist, Ihren Glauben an Ihre Kinder und inzwischen auch an die Enkel zu vermitteln. Ich habe gerade Kinder im Alter von acht und zehn und möchte Sie fragen: Wie ist Ihnen das gelungen? In meiner Kirche ist das durchaus nicht mehr selbstverständlich, dass dieser Transfer der religiösen Sozialisation in die nächste Generation gelingt, nicht einmal mehr bei Leuten, die sich wirklich zum Kern der Kirche zählen. Wie haben Sie das geschafft?

Charlotte Knobloch: Man muss Kinder begeistern, und man muss Kinder auch streng heranführen. Mein seliger Mann hat immer sehr darauf geachtet, dass seine Kinder jeden Schabbat in die Synagoge gehen, von klein auf. Und dann waren sie das gewöhnt. Man muss sie vertraut machen mit der Religion und ihnen manchmal auch die Religion versüßen. Ich sehe, wie unser Rabbiner beim Gottesdienst, wenn die Kinder zu ihm kommen, oft ein Bonbon für sie hat. Die Kinder sind begeistert und kommen das nächste Mal wieder. Man muss Kindern eine gewisse Freude am Religiösen vermitteln. Auch Feste sind wichtig, und in jeder Religion gibt es Möglichkeiten, Kinder in irgendeiner Form zu beschenken. Am Schabbat in die Synagoge oder am Sonntag in die Kirche: Das muss ein „must“ sein, und zwar von klein auf. Wenn Kinder erst einmal 14 sind, kann man sie nicht mehr so leicht begeistern. Aber wenn sie es gewöhnt sind, dann gehen sie auch hin.

Achim Budde: Und hier schließt sich der Themenkreis unseres Gesprächs: Die Feste und die Süßigkeiten sind zentral für die Zukunft unserer Religionen ... Vielen Dank für dieses Gespräch! ■



Dr. Andreas Renz, im Erzbischöflichen Ordinariat Leiter des Fachbereichs Dialog der Religionen (re.), mit Msgr. Wolfgang Huber, dem Präsidenten des katholischen Missionswerks Missio München.

Eine Zeitreise durch das jüdische Leben in Bayern

von Michael Brenner*

Schwerpunkt meines Referats wird die Geschichte der bayerischen Juden im 20. Jahrhundert sein. Doch natürlich sollte man etwas ausholen, um die Entwicklung verstehen zu können.

I.

Erste Station unserer Zeitreise ist das Mittelalter, genauer gesagt, was davon heute noch sichtbar ist, etwa wenn wir uns die Kirchenbauten etwas genauer ansehen. Es sind, wenn man so will, versteinerte Judenbilder. Das kann man auch wörtlich nehmen. Sie sehen oft Symbolfiguren der *Ecclesia* und *Synagoga*, also von Kirche und Judentum, an Kirchenbauten angebracht. Hier die triumphierende *Ecclesia* und dort die durch die eben nicht mehr vorhandene Macht repräsentierte zerbrochene Lanze und das Tuch vor den Augen, also die Blindheit repräsentierende *Synagoga*, das Judentum. Es gibt solche Bilder zum Beispiel im Bamberger Dom. Wir sehen sie ähnlich an vielen anderen Kirchenbauten. Die Juden, so lautet die Botschaft, seien eben blind, blind gegenüber der christlichen Lehre.

Blindheit hieß aber auch, dass das Judentum gegenüber seinen eigenen Quellen blind sei. Die Juden könnten ihre eigene Heilige Schrift, das, was im Christentum das Alte Testament heißt, nicht richtig lesen, denn sie würden darin nicht das Kommen Jesu erkennen, das ja in den Schriften der Bibel repräsentiert sei. Und dieses Bild prägte die Vorstellung vom Judentum und von den Juden lange Zeit.

Daneben gibt es natürlich auch weniger theologische, sogar äußerst vulgäre Darstellungen wie die abfällig so bezeichnete „Judensau“. Diese ist zum Beispiel auch am Regensburger Dom bis heute sichtbar. Man sieht dort ein Schwein und die durch spitze Hüte gekennzeichneten Juden. Menschen jüdischen Glaubens mussten im Mittelalter in vielen Gegenden solche Judenhüte tragen. Die Juden dort werden dargestellt, wie sie an den Zitzen einer Sau saugen. Als historisches Zeugnis kann diese widerwärtige Darstellung nicht einfach entfernt werden. Man muss

sie nur gut darstellen und erklären. Und zwar besser, als es momentan mit einem doch verharmlosenden Text geschieht. Hier sollte nachgebessert werden.

Die beiden eben erwähnten Skulpturen stehen für die eine, die negative Seite jüdischer Existenz in der Vormoderne. Die andere will ich aber durchaus auch erwähnen, nämlich die, dass Juden trotz zahlreicher Diskriminierungen und auch Vertreibungen trotzdem in zahlreichen Regionen auf dem Gebiet des heutigen Deutschland, des damaligen Heiligen Römischen Reichs, geduldet waren und ihre Religion – wenngleich auf klar niedrigerer Stufe als das Christentum – ausüben durften. Übrigens insbesondere dort, wo die katholische Kirche auch säkulare Macht ausübte. Das war damals durchaus nicht selbstverständlich bei so einer kleinen Minderheit.

Was wir am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Frühen Neuzeit erleben, ist die Vertreibung der Juden aus großen Teilen des Reiches. Diese Vertreibung geschah vor allem in den städtischen Regionen, aber in vielen Fürstentümern, unter anderem auch im Herzogtum Bayern – der Region, die wir heute als Altbayern bezeichnen. Dort wurden die Juden erstmals in der Mitte des 15. Jahrhunderts vertrieben. Das heißt aber keineswegs, dass es keine jüdischen Gemeinden auf dem Gebiet des *heutigen* Bayern mehr gab, denn es gab ja zahlreiche kleinere Fürstentümer, Ritterschaften und Pfalzgrafschaften und weitere Herrschaftsgebiete, die tatsächlich die aus dem herzoglichen Bayern vertriebenen Juden aufnehmen, und zwar aus den verschiedensten Gründen.

Nehmen wir also zwei andere Bilder in den Blick, um die positive Seite des jüdischen Lebens in Bayern nicht vergessen zu lassen: die vor wenigen Jahren erst restaurierte Synagoge in Sulzbach (Abb. 1) und die Synagoge im nicht weit entfernten Markt Floß, die schon 1980 wieder eingeweiht wurde. Beide Synagogen standen im 17. Jahrhundert auf dem Herrschaftsgebiet der Pfalzgrafen von Sulzbach. Pfalzgraf Christian August ließ aus persönlichem Interesse für die Kabbala, die jüdische Mystik, sogar eine hebräische Druckerei in Sulzbach (heute Sulzbach-Rosenberg) errichten. Und aus diesem Interesse heraus wuchs eine jüdische Gemeinde.

Denn zunächst brauchte er jemanden, der die Druckerei leitete: eine jüdische Familie, denn Juden kannten sich mit der hebräischen Sprache und dem Druck hebräischer Schriften aus. Erst siedelte sich diese Familie an, weitere Familien folgten, man brauchte Lehrer für die Kinder, einen Rabbiner, einen koscheren Schlachter. Und so wuchs die jüdische Gemeinde in Sulzbach und dem dazugehörigen Floss in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten an. Und beide entwickelten sich mit jeweils über 300 Mitgliedern zu wichtigen jüdischen Gemeinden. Die Druckerei verselbständigte sich in den folgenden Generationen. Im 19. Jahrhundert gingen sehr viele hebräische Drucke von Sulzbach aus in die gesamte jüdische Welt.



Foto: Stephan Rumpf

Prof. Dr. Michael Brenner, Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München

ten Juden. Menschen jüdischen Glaubens mussten im Mittelalter in vielen Gegenden solche Judenhüte tragen. Die Juden dort werden dargestellt, wie sie an den Zitzen einer Sau saugen. Als historisches Zeugnis kann diese widerwärtige Darstellung nicht einfach entfernt werden. Man muss

II.

Außer den Synagogenbauten aus dem 17. und 18. Jahrhundert erinnern heute noch hunderte jüdischer Friedhöfe in Franken und Schwaben an eine ehemals starke jüdische Präsenz. Daneben stoßen wir auch noch auf viele Straßenschilder, die auf die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Judengassen verweisen. Mit Abstand die meisten Juden waren nach der Vertreibung aus den Städten auf dem Lande ansässig, in Dörfern und kleinen Ortschaften, wie etwa Buttenheim, Ichenhausen oder Schopfloch, um nur einige zu nennen. Sie wanderten oft mit ihren Waren als Hausierer übers Land. Wenn sie es zu etwas mehr gebracht hatten, wurden sie Viehhändler. Und wenn sie es zu noch mehr gebracht hatten, dann war der Beruf der Pferdehändler besonders angesehen.

Begeben wir uns nun von Sulzbach nach Buttenheim, in der Nähe von Forchheim, nicht weit von Bamberg. Da gibt es die Skulptur eines Herren mit seinem Zylinder, der vor seinem Geburtshaus steht. Das ist Levi Strauss vor dem Gebäude, das heute das nach ihm benannte Museum beherbergt. Dieses Museum erzählt nicht nur die Geschichte der berühmtesten Hose der Welt, der Jeans, die jener Strauss erfand, sondern auch von der Geschichte der Familie Strauss in Buttenheim, einer jüdischen Familie, die hier im 19. Jahrhundert lebte und wie so viele andere Juden aus Bayern im 19. Jahrhundert nach Amerika auswanderte.

Sie wanderten zum einen natürlich aus den gleichen Gründen aus wie auch viele christliche Bayern und Deutsche, nämlich aus wirtschaftlicher Not. Aber hinzukam, dass es gerade in Bayern noch bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die sogenannten Matrikel-Gesetze gab. Und diese Matrikel-Gesetze besagten, dass es in einer Ortschaft nur einer bestimmten Anzahl von Juden erlaubt sei, sich anzusiedeln. Wenn diese Zahl überschritten wurde, musste man den Ort verlassen. So zog es manche nach Berlin oder in andere Städte Deutschlands, aber sehr viele gingen eben nach Amerika, in

die neue Welt, und dazu gehörte auch die Familie Strauss.

Nächste Station in unserer Zeitreise ist Fürth, das sehr häufig als das fränkische Jerusalem bezeichnet wurde. Ich sagte bereits, die Juden wurden zu Ende des Mittelalters aus den meisten Städten ver-

trieben, so auch aus Nürnberg 1499. Aber sie siedelten sich oftmals in der Nähe wieder an, so auch viele Vertriebene aus Nürnberg. In Fürth bestand bereits eine jüdische Gemeinde und diese wuchs in den Jahrhunderten danach sehr stark an.

Es lebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast zweieinhalbtausend Juden in Fürth, etwa 20 Prozent der Einwohnerschaft der Stadt. Als das Königreich Bayern begründet wurde, bestand in Fürth die mit Abstand größte jüdische Gemeinde in dem erheblich erweiterten Staat. Es gab mehrere Synagogen und eine Talmud-Schule in Fürth, die nach ganz Europa aus-

strahlte, wohin also die jüdischen Talmud-Schüler aus vielen Ländern geschickt wurden, um dort zu studieren. Auch in Fürth existierte übrigens, wie in Sulzbach, eine sehr bekannte hebräische Druckerei.

Aus dem relativ kleinen Fürth ging auch eine Reihe prominenter Menschen hervor. So etwa der Schriftsteller Jakob Wassermann, ein wahrer Bestsellerautor zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der auch mit einigen seiner Schriften, unter anderem in seinem frühen Roman *Die Juden von*



Foto: Wikimedia Commons

Abb. 1: Die heute frisch renovierte Synagoge im oberpfälzischen Sulzbach-Rosenberg im früheren Herrschaftsgebiet der Pfalzgrafen entstand im 17. Jahrhundert.

Zirndorf, dem fränkisch-jüdischen Erbe ein Denkmal setzte. Auch Heinrich Kissinger, bekannter unter seinem nach der Emigration in die USA angenommenen Vornamen Henry, war in Fürth aufgewachsen. Er lebt heute im Alter von 98 Jahren in New York und ist nicht nur einer der ganz prominenten amerikanischen Politiker, sondern der wohl bekannteste Fan der Spielvereinigung Fürth. Es gibt ein Foto von ihm im Ronhof, im Fürther Stadion, mit dem Fürther Fan-Schal. Und angeblich ließ er sich auch Jahrzehnte nach seiner Auswanderung nach Amerika immer die Ergebnisse der Spielvereinigung Fürth schicken. Er wird gewiss sehr froh sein dieses Jahr, dass die Fürther es mal wieder geschafft haben, in die Bundesliga aufzusteigen, nicht ganz so über deren derzeitigen Tabellenplatz.

Fürth war, wie gesagt, die traditionelle Metropole jüdischen Lebens im Bayern des 20. Jahrhunderts und gemessen am Bevölkerungsanteil selbst noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr bedeutend. Doch als 1861 die Matrikelgesetze und damit auch die Restriktionen jüdischer Ansiedlungen aufgehoben wurden, entstanden in den Großstädten sehr rasch bedeutende jüdische Gemeinden. Nürnberg, wo sich erst in den 1850er Jahren Juden überhaupt wieder ansiedeln durften, entwickelte sich nun zu einem Zentrum jüdischen Lebens.

III.

Doch begeben wir uns von Franken nach Oberbayern, in die Landeshauptstadt, und wandeln direkt in der Schönheitsgalerie Ludwigs I. im Nymphenburger Schloss. Es gab tatsächlich eine jüdische Frau, deren Porträt sich unter den vom König als den Schönsten des Landes Auserwählten

In dem fränkischen Ort Buttenheim findet sich das Museum eines ehemaligen, in die USA ausgewanderten, Mitbürgers: Levi Strauss, der Erfinder der berühmtesten Hose der Welt.

befand. Wir begegnen dort Nanette Kaula, (Abb. 2) der Tochter des Hoffaktors und Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in München, Jacob Raphael Kaula. Das Porträt bezeugt die Existenz einer jüdischen Gemeinde in München im 19. Jahrhundert.

Offiziell begründet wurde diese erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Bis dahin bestand die kleine jüdische Gemeinschaft in München vor allem aus sogenannten Hofjuden-Familien. Das waren Familien, die am Hof als Berater, Lieferanten und Dienstleister des Herzogs bzw. später des Königs tätig waren. Sie durften sich zwar in München ansiedeln, aber es war ihnen untersagt, eine Synagoge und einen Fried-



Abb. 2: Das Gemälde der jungen Münchner Jüdin Nanette Kaula fertigte Hofmaler Karl Joseph Stieler für die Schönheitsgalerie Ludwig I. in Schloss Nymphenburg an.



Abb. 3: Diese prominent platzierte Erinnerungstafel an den Bayern-Präsidenten Kurt Landauer ließ der Verein auf dem Platz vor der Allianz Arena aufstellen, der auch nach dem Geehrten benannt ist.

hof zu gründen, also eine richtige Gemeinde zu bilden. Man musste damals die verstorbenen Juden in Kriegshaber, heute ein Stadtteil von Augsburg, bestatten. Und Sie können sich vorstellen: Vor der Motorisierung war das ein ziemlich weiter Weg für eine Beerdigung. Aber ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wird München die Metropole nicht nur Bayerns allgemein, sondern auch des jüdischen Lebens in Bayern.

1887 wird die neue Hauptsynagoge, am Lenbachplatz gelegen, eingeweiht. Auf zeitgenössischen Postkarten sieht man, wie diese im neoromanischen Stil gebaute Synagoge, die eigentlich auch genauso gut ein Kirchenbau sein könnte, das Stadtbild prägte, bis sie 1938 abgerissen wurde. Als in der Pogromnacht vom 9. November hunderte von Synagogen im gesamten Reich in Flammen aufgingen, stand sie bereits nicht mehr. Auf Hitlers persönlichen Befehl hin, der sehr gerne nebenan im Künstlerhaus logierte und diesen, wie er es nannte, Schandfleck schon vorher beseitigen wollte, wurde sie bereits im Juni 1938 abgetragen und war damit als Wahrzeichen aus München verschwunden.

Aber bleiben wir noch ein bisschen in der etwas früheren Zeit. München wurde also zur Hauptstadt Bayerns und auch des jüdischen Lebens in Bayern, und wäre fast auch zur Hauptstadt des Zionismus geworden. Im Jahre 1897 ging der Begründer des politischen Zionismus, Theodor Herzl, der aus Budapest stammende, in Wien lebende Journalist daran, den ersten zionistischen Kongress einzuberufen. Er ließ sogar schon Einladungskarten drucken, auf denen er zu diesem Kon-

gress nach München einlud. München wählte er nicht etwa aus, weil die jüdische Gemeinde so wichtig war oder weil ihm die Stadt so am Herzen lag, sondern weil sie in der Mitte Europas für ihn lag und sehr gut über die Eisenbahn zu erreichen war.

Allerdings hatte er vergessen, sich vorher zu versichern, dass auch die jüdische Gemeinde in der Stadt willens wäre, diesen ersten Zionistenkongress zu beherbergen. Und die Israelitische Kultusgemeinde im Jahr 1897 wollte das partout nicht. Ebenso wenig wie der Allgemeine Deutsche Rabbinerverband, der damals orthodoxe und liberale Rabbiner umfasste. Dessen Mitglieder protestierten erfolgreich dagegen. Herzl nannte sie dann die sogenannten Protest-Rabbiner.

Diese lehnten den Zionismus ab, weil sie sich als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens sahen, die gar nichts mit der Idee anfangen konnten, in den Orient auszuwandern, in ein Wüstenland, aus dem vielleicht zweitausend Jahre vorher mal ihre Vorfahren stammten. Sie waren Deutsche, sie waren Bayern. Herzls Plan fand bei der Mehrheit der deutschen Juden damals wenig Anklang. So ging Herzl also nach Basel, wo es eine kleine jüdische Gemeinde gab, deren Mitglieder fast alle aus Osteuropa stammten und die gar nichts gegen die Abhaltung des Kongresses hatten. Daher existiert heute in jeder größeren Stadt in Israel eine Basel-Straße statt einer München-Straße.

Die Münchner Juden waren ausgesprochen bayerisch. Wie die meisten Münchner waren sie zugewandert. Aber sie waren zugewandert aus Bayern. Sie kamen aus Franken und Schwaben und hatten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in München durchaus etabliert. Viele der Dinge, die wir heute mit Bayern verbinden, sollten wir eigentlich auch mit jüdischen Namen verbinden. So zum Beispiel die Trachten. Lederhosen und Dirndl wurden vor allem von dem in jüdischem Familienbesitz befindlichen Trachtenhaus Wallach verbreitet. Dirndl und Lederhosen gab es natürlich lange vorher, aber das war ja nicht die Tracht, die die städtische Bevölkerung trug. Die von den Münchnern getragenen Trachten stammten fast ausschließlich aus dem jüdischen Trachtenhaus Wallach. Und wenn man an Löwenbräu denkt, dann sollte man an die Familie Schüle in denken, die zunächst die Unionsbrauerei begründete und dann Löwenbräu erwarb. So ist auch die Geschichte der Münchner Brauereien nicht zu trennen von der Geschichte der jüdischen Familie in München.

Auch wenn sein Name in der Hundertjahrfeier des Freistaats von Ministerpräsident Söder verschwiegen wurde, so kommen wir nicht umhin, es zu sagen: Der Begründer des Freistaats Bayern war ein Jude, er war ein Sozialdemokrat und ein Preuße. Es war Kurt Eisner, der am 7. November 1918 zunächst den Volksstaat und dann den Freistaat Bayern ausrief und Ministerpräsident dieses Freistaats war, bis er am 21. Februar 1919 von einem rechtsextremen Täter auf der Straße erschossen wurde. Übrigens auf dem Weg in den Landtag mit seiner Rücktrittserklärung in der Jackentasche.

Aber natürlich denken wir auch an den FC Bayern. Der FC Bayern München galt vielen und vor allem vielen Antisemiten in den 20er Jahren als Judenclub. Warum? Es gab eine ganze Zahl von Juden in den Reihen seiner Mitbegründer, darunter übrigens auch Walther Bensemann, der dann den *Kicker* begründete, die bis heute existierende Fußball-Zeitschrift. Bei den Bayern gab es eine Reihe jüdischer Funktionäre und Mitglieder, wie etwa Kurt Landauer (Abb. 3), den langjährigen Präsidenten, aber auch Richard Dombi Kohn,

Foto: Wikimedia Commons

den Trainer des FC Bayern 1932, als die Bayern zum ersten Mal Deutscher Meister wurden.

Sie können sich vorstellen, dass 1933, ein paar Monate später, Richard Kohn schon nicht mehr der Trainer und Kurt Landauer nicht mehr der Präsident des FC Bayern waren. Denn, obwohl eben noch als Helden gefeiert, durften sie nun als Juden im „Tausendjährigen Reich“ nicht mehr dem Verein dienen. Kohn ging schon 1933 in die Schweiz, wurde Trainer von Grasshoppers Zürich. Kurt Landauer blieb noch in München, bis er dann 1938 mit Tausenden anderer bayerischer Juden ins Konzentrationslager Dachau gesteckt wurde. Er konnte noch herauskommen und ist dann ebenfalls in die Schweiz geflüchtet. Er kam übrigens wieder zurück und wurde nach dem Krieg nochmals Bayern-Präsident.

IV.

Bleiben wir aber in der Zeit nach 1933. Die Hauptsynagoge wurde, wie schon gesagt, im Juni 1938 abgerissen. Am 9. November wurde dann die andere große Synagoge, die Ohel-Jakob Synagoge der orthodoxen Juden in München, abgebrannt. An dieser Stelle ist noch ein Wort zu den Orthodoxen in München angebracht. Die Mehrheit der Juden hier war liberal, sie gingen in eine Synagoge mit Orgelmusik und einer reformierten Liturgie. Aber eine Minderheit der Münchner Juden blieb orthodox, sie waren deshalb aber genauso bayerisch und münchenerisch wie die liberalen Juden.

Die Familie Feuchtwanger etwa, die Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten des Schriftstellers Lion Feuchtwanger, sie alle waren orthodox und hatten im Übrigen jeden Schabbat, also Samstag, ihren Stammtisch im Hofbräuhaus, nachdem sie aus der orthodoxen Synagoge gekommen waren. Das Bier war ja nach dem bayerischen Reinheitsgebot gebraut und daher koscher. Sie durften nur am Samstag nicht bezahlen, weil orthodoxe Juden an diesem Tag kein Geld mit sich tragen dürfen. Deshalb ließen sie anschreiben lassen und zahlten am nächsten Tag. So etwas wusste man natürlich damals im Hofbräuhaus.

Oder der Kommerzienrat Siegmund Fraenkel. Der stellvertretende Vorsitzende der Münchner Handelskammer, war auch streng orthodox, und gleichzeitig ein total integrierter Bestandteil der Münchner Gesellschaft, des konservativen Münchner Bürgertums. Das half ihm allerdings bereits zu Beginn der zwanziger Jahre wenig im Kampf gegen den erstarkenden Antisemitismus. Übrigens auch nicht, dass er sich von den jüdischen Revolutionären in der Zeit der Räterepubliken – Gustav Landauer, Erich Mühsam, Ernst Toller und andere waren ja an führender Stelle beteiligt – distanzierte. Die allermeisten Münchner Juden haben sich von diesen Revolutionären distanziert. Jemand wie Fraenkel, der im Herzen Monarchist war, hat sogar einen offenen Brief geschrieben gegen diese Revolutionäre. Das hat ihn aber auch nicht davor bewahrt, im Jahr 1923 auf der Straße von Rechtsradikalen zusammengeschlagen zu werden. Seine Frau und sein Sohn wurden ebenfalls angegriffen und verletzt.

Dies war Teil einer tatsächlich sehr dunklen Zeit für die Münchner Juden, die keineswegs erst 1933 einsetzte. Ich habe

versucht, in meinem Buch *Der lange Schatten der Revolution* sehr deutlich aufzuzeigen, wie München schon ab 1919 zur Hauptstadt des Antisemitismus in Deutschland wurde, bevor es zur „Hauptstadt der Bewegung“, nämlich des Nationalsozialismus, wurde. Man muss nur daran denken, dass der 1919 eingesetzte Polizeipräsident Ernst Pöhner später als einer der ersten Nationalsozialisten auch beim Hitler-Putsch mitmarschierte. Oder dass unter den Richtern in München diejenigen waren, die zunächst den Eisner-Mörder von Arco als Helden feierten und dann natürlich Hitler als Patrioten sahen und ihm ein lächerlich mildes Urteil gaben. Oder dass Gustav von Kahr zunächst 1920 als Ministerpräsident und dann nochmals 1923 als Generalstaatskommissar versuchte, Juden osteuropäischer Herkunft aus Bayern auszuweisen.

Auch von Seiten der katholischen Kirche kam keine Hilfe in diesen Zeiten der Not. Wir wissen jetzt aus den öffentlich zugänglichen Tagebüchern von Kardinal Faulhaber, dass die jüdische Gemeinde und vor allem der Münchner Rabbiner Baerwald, der übrigens auch Monarchist war, sich hilfessuchend an Kardinal Faulhaber wandte, dieser aber trotz seiner Missbilligung der antijüdischen Hetze es vorzog, in der Öffentlichkeit zu schweigen.

Dies sollte sich auch nach der nun erfolgreichen Machtübernahme Hitlers im Januar 1933 nicht ändern. Was die Nationalsozialisten bereits zu Beginn der zwanziger Jahre in München sozusagen als Testgelände ausprobiert hatten, wurde nun zur staatlichen Politik. Die Juden wurden aus nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen ausgeschlossen, diskriminiert und schikaniert. Nur die Flucht konnte sie am Ende vor dem sicheren Tod bewahren.

Der zahlenmäßige Höchststand der jüdischen Gemeinde – noch vor dem Ersten Weltkrieg – lag bei über 11000. Die Zahlen waren bis 1933 schon zurückgegangen. Ungefähr die

Hälfte der Münchner Juden konnten sich durch Emigration retten, sogar bis 1941 noch. Das war der letzte mögliche Zeitpunkt. Und sie flohen natürlich an unterschiedliche Orte, zunächst noch in Nachbarländer wie Frankreich oder die Tschechoslowakei, wo sie dann von der Wehrmacht oft wieder eingeholt wurden während des Krieges. Andere gingen nach Großbritannien, nach Palästina, das britische Mandatsgebiet war, in die USA. Und als dann die Jahre voran-

schrritten, waren es immer weniger Länder, die Juden aufnahmen. Die letzten Ziele, auch für bayerische Juden, waren dann solche wie Britisch-Ostafrika, also Kenia, oder Shanghai, das als internationale Zone noch immer Juden aufnahm.

Aber für fast alle, die nach 1941 noch in München lebten, gab es eigentlich keine Überlebenschance mehr. Nur sehr wenige haben überleben können, in Verstecken wie Charlotte Knobloch, oder waren durch die Tatsache geschützt, dass sie einen nichtjüdischen, sogenannten arischen Ehepartner hatten oder ein Kind aus einer solchen Ehe waren. Das letzte Kapitel der Münchner Juden begann in Durchgangslagern. Dort wurden sie interniert, bevor sie in den Osten deportiert wurden. Manche wurden sofort von Erschießungskommandos umgebracht, andere in Lager gebracht und dort entweder in Gaskammern getötet oder mussten zunächst noch Arbeit

Der Münchner Rabbiner Baerwald wandte sich hilfessuchend an Kardinal Michael Faulhaber, der es aber vorzog, in der Öffentlichkeit zu schweigen.

verrichten, bevor sie ermordet wurden. Etwa 5000 Münchner Juden wurden im Holocaust ermordet.

V.

Es gab nach 1945 in München nur noch ein kleines Häuflein einheimischer Juden, die überlebt hatten. Und ein paar, die aus dem Exil zurückkamen. Und trotzdem haben sie sich entschlossen, wieder eine jüdische Gemeinde aufzubauen und in der Reichenbachstraße in der dortigen Synagoge dieses neue jüdische Leben zu beginnen.

Prominentester Vertreter des bayerischen Nachkriegsjudentums war Philipp Auerbach, der erste Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern nach dem Krieg (Abb. 4). Er war vor kurzem noch Häftling in Auschwitz und nun Staatskommissar in der bayerischen Regierung, verantwortlich für Wiedergutmachungsfragen. Seine Karriere endete ebenso abrupt wie sie begonnen hatte: Er wurde Anfang im März 1951 in Obermenzing auf der Autobahn – er kehrte gerade aus Bonn von einer Besprechung mit Bundespräsident Heuß zurück – auf dramatische Weise verhaftet.

Man warf ihm u. a. Amtsunterschlagung, Betrug und Erpressung vor. Das Ganze war ein hochpolitischer Prozess, begleitet von Intrigen innerhalb der bayerischen Staatsregierung und der amerikanischen Militärregierung, und ausgesprochen von ehemaligen NS-Richtern. Nach der Urteilsverkündung 1952 nahm er sich das Leben und beteuerte in einem Abschiedsbrief seine Unschuld. So endete das Leben der ersten prägenden Figur im jüdischen Nachkriegsbayern – ein

Schicksal, das bis heute sehr wenig bekannt ist.

Der Großteil der in München und Bayern lebenden Juden nach 1945 stammte ursprünglich nicht aus Bayern oder Deutschland. Es waren Personen, die unter der Kategorie *Displaced Persons* einzuordnen waren. Das heißt also Menschen, die heimatlose Ausländer waren, nach 1945 sich nun in der amerikanischen Zone Deutschlands befanden, zumeist ost-

europäische, jüdische Überlebende der Shoa, des Holocaust. Manche waren in Dachau oder Flossenbürg bzw. deren Außenlagern befreit worden. Darunter waren auch die wenigen Überlebenden der Todesmärsche, die Anfang 1945 von Auschwitz und anderen Lagern noch in die letzten nicht besetzten Gebiete Deutschlands Anfang vertrieben worden waren.

Und auch das dürfen wir nicht vergessen: Nach Kriegsende in den Jahren 1945 bis 1947 kamen Juden aus Osteuropa und vor allem aus Polen in die amerikanische Zone Deutschlands. Warum? Nun, sie wollten ja eigentlich nicht nach Deutschland einwandern. Wie konnte man das, nachdem was von Deutschland ausgegangen war? Sie kamen, weil sie nirgendwo

anders hingehen konnten. Es gab ja noch keinen jüdischen Staat. Israel wurde erst im Mai 1948 gegründet. Die USA hatten sehr restriktive Einwanderungsbestimmungen.

Und in Polen, auch das muss man laut sagen, auch wenn man dafür heute in Polen vielleicht rechtlich belangt werden kann, in Polen gab es auch nach 1945 noch einen virulenten Antisemitismus, der seine Opfer forderte. Allein in dem Pogrom in der polnischen Stadt Kielce am 4. Juli 1946 wurden 41 jüdische Menschen ermordet. Im Zeitraum von 1945 bis 1950 rechnet man insgesamt wohl mit etwa 1000 Juden, die in Polen umgebracht wurden. Das hatte natürlich auch damit zu tun, dass viele Polen glaubten, die Juden würden sowieso nicht mehr zurückkommen, aus den Lagern oder aus ihren Fluchtorten. Sie haben sich deren Besitz, deren Wohnungen angeeignet. Es gab ziemlich unschöne Szenen nach der Befreiung in Polen und auch anderen Ländern Osteuropas, wenn jüdische Überlebende dann doch erschienen.

Also aus all diesen Gründen waren nun plötzlich München und Oberbayern das Zentrum jüdischen Lebens in Mitteleuropa geworden. Natürlich nur ein vorübergehendes Zentrum, denn keiner dieser Personen wollte ja unbedingt in Deutschland bleiben. Im Münchner Rathaus fand damals der erste Kongress der überlebenden Juden statt. Es nahm auch David Ben-Gurion teil, der spätere erste Ministerpräsident Israels, ebenso wie Vertreter der amerikanischen Regierung und sogar der Münchner Oberbürgermeister und weitere Vertreter der Stadt.

Auch außerhalb Münchens gab es nun aber Orte, die das jüdische Leben in Bayern prägten. Das waren Orte wie Föhrenwald, heute Waldram, ein Stadtteil von Wolfratshausen, oder Feldafing am Starnberger See oder Landsberg. Immerhin die Stadt, in der auch Hitler inhaftiert war. Oder viele andere kleine Gemeinden, in denen übrigens vor dem Krieg zumeist überhaupt keine Juden gelebt hatten, die nun solche jüdischen *Displaced-Persons*-Lager beherbergten.

Das waren Lager unter der Ägide der Amerikaner, in denen teilweise mehrere tausend jüdische Überlebende des Holocaust lebten. Sie entwickelten dabei ihre eigene Kultur, druckten Zeitungen auf Jiddisch, aber teilweise auch auf Polnisch, Ungarisch, Russisch und auch auf Deutsch, errichteten Talmud-Schulen und gründeten Theatergruppen und Sportvereine. Sport spielte eine große Rolle. Makkabi-Vereine gab es, andere nannten sich *Hakoach* (die Kraft) oder *Betar*, bis heute in Israel gängige hebräische Namen für Sportvereine. Es gab sogar zwei ausschließlich jüdische Fußball-Ligen in Bayern, eine für Nordbayern, eine für Südbayern.

Die meisten der überlebenden Juden gehörten einer Altersgruppe an. Sie waren meistens junge Menschen – und mehr junge Männer als Frauen im Übrigen – zwischen 15 und 45 Jahren. Sie hatten die Konzentrationslager überlebt, weil sie arbeitsfähig waren. Es überlebten fast keine Kinder und fast keine alten Menschen. Die Kinder und älteren Menschen kamen erst im Zuge der oben schon geschilderten Auswanderung von Juden aus Polen nun auch in die amerikanische Zone.

Diese Menschen hatten ja nicht nur ihre Eltern und Großeltern verloren, in den Gaskammern von Auschwitz oder durch Erschießungskommandos. Sie haben sehr oft auch ihre Ehepartner verloren, meistens ihre Ehefrauen und leider sehr oft auch ihre Kinder. Viele sind damit nicht zurechtgekom-



Foto: Wikimedia Commons

Abb. 4: Philipp Auerbach – hier als Zeuge in einem Prozess gegen NS-Täter – war der erste Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern nach dem Krieg.

men, einige haben sich sogar nach der Befreiung das Leben genommen. Viele fragten sich: Wie konnte Gott das zulassen, dass ich überlebt habe und niemand anderes aus meiner Familie oder meinem Ort ist mit dem Leben davon gekommen?

Aber das war nicht die typische Reaktion. Diese war eher: Wir haben überlebt und wir wollen der Welt zeigen, dass es jüdisches Leben auch jetzt noch gibt. So gab es eine sehr hohe Zahl von Eheschließungen und auch Geburten, gerade in Orten wie Föhrenwald, Feldafing, Landsberg oder Pocking. Überall dort gab es jüdische *Displaced-Persons*-Lager. Und all diese Orte finden Sie übrigens bei vielen Menschen heute als Geburtsort in amerikanischen oder israelischen Reisepässen. Meistens haben sie noch im Babyalter oder Kindesalter mit ihren Eltern Deutschland verlassen und sich vor allem in Israel, Amerika, aber auch Australien angesiedelt.

Die Erinnerung an dieses Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte war lange vergessen. Übrigens gab es ja nicht nur in den Lagern, sondern auch in München oder in Regensburg, Weiden, Amberg und Bamberg teilweise Tausende jüdischer *Displaced Persons*, die aus Osteuropa gekommen waren. Die Erinnerung daran wird erst in den letzten Jahren vor Ort ein bisschen wiederbelebt. Es gibt in Föhrenwald, dem heutigen Waldram in Wolfratshausen, ein sehenswertes Museum. (Abb. 5) Dort existierte noch bis 1957 das letzte Lager für *Displaced Persons*. Das Kloster Sankt Ottilien, in dem ein Krankenhaus für *Displaced Persons* untergebracht war, hat 2018 eine sehr beeindruckende Aktion gestartet, eine Tagung und eine Ausstellung zu dieser Geschichte organisiert und zu dieser Tagung auch ehemalige *Displaced Persons* eingeladen, Menschen, die in Sankt Ottilien geboren worden waren.

VI.

Eine Reihe jüdischer Gemeinden in Bayern wurden tatsächlich wieder begründet. Ich erwähnte bereits den Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, der anfangs aus 13 Gemeinden bestand. Es wurden dann etwas weniger, durch die schrumpfende Bevölkerung. Aber diese Gemeinden waren sehr klein. Und viele von ihnen umfassten in den 80er-Jahren oft nur noch 50 oder weniger Mitglieder und waren auch stark überaltert.

Hinzu kam, dass ab den frühen 70er Jahren das jüdische Leben in Bayern wie auch im Rest Deutschlands und Europas durch Terrorakte mitgeprägt war. Sie können es sich vielleicht heute gar nicht mehr vorstellen. Aber in den 50er und 60er Jahren waren die Synagogen und jüdischen Einrichtungen noch nicht durch die Polizei geschützt, weil es dafür keinen Anlass gab. Das begann erst Anfang der 70er Jahre. Zu Beginn der 70er Jahre ereigneten sich eine ganze Reihe von Anschlägen in München: auf El Al-Maschinen auf dem Flughafen München-Riem, auf das jüdische Altersheim in der Reichenbachstraße. Auch das ist heute sehr in Vergessenheit geraten. Bei beiden Aktionen kamen Menschen ums Leben. Im jüdischen Altersheim starben sieben Menschen, die teilweise den Holocaust überlebt hatten. Der Anschlag ist bis heute nicht aufgeklärt. Und es gab den Terror bei den Olympischen Spielen 1972, als elf israelische Sportler von palästinensischen Terroristen als Geiseln genommen und ermordet wurden.

Und dennoch! Es gibt wieder neues jüdisches Leben, das sich dadurch auszeichnet, dass es auch neue Synagogen gibt.

Drei Beispiele aus Bayern: Bamberg, München und Regensburg, die in den letzten Jahren erbaut wurden, Und dieses Wiederaufleben jüdischen Lebens ist natürlich nur möglich geworden durch einen Faktor: Die Tatsache, dass ab 1990 eine große Zahl von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen.

Die genauen Zahlen gehen auch deswegen auseinander, weil die Frage immer ist, wer überhaupt als Jude definiert wird. Aber wir sprechen wohl von mindestens 150000 Men-



Abb. 5: Das Museum im Wolfratshausener Ortsteil Waldram erzählt die Geschichte der jüdischen *Displaced Persons*, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Bayern gekommen sind.

schen. Das ist in einer Bevölkerung von 80 Millionen nicht viel, aber die jüdische Gemeinschaft in Deutschland bestand vorher nur aus etwa 30000 Personen, 0,05 Prozent der deutschen Bevölkerung. Und da spielte es natürlich schon eine große Rolle, wenn so eine Anzahl von Zuwanderern kamen.

Plötzlich gab es wieder eine Zukunft, nicht nur für die jüdische Gemeinden in München oder vielleicht Nürnberg und Augsburg, sondern auch für die jüdischen Gemeinden in Regensburg, in Hof, in Weiden, in Straubing, und sogar die Neugründung einer jüdischen Gemeinde in Erlangen. Heute sehen wir also eine Situation, in der ungefähr 80 Prozent aller Gemeindeglieder in den bayerischen, aber auch in allen deutschen Gemeinden Menschen sind, die aus Russland, aber natürlich auch aus der Ukraine, Weißrussland, Litauen, Georgien stammen. Sie bilden die Zukunftshoffnung für ein jüdisches Leben in Bayern.

Ohne diese Zuwanderung hätte es wohl auch die Synagogen-Neugründungen nicht gegeben. Nun muss man aber auch dazusagen, dass fast alle dieser Juden, die aus der Sowjetunion eingewandert sind, Generationen lang schon von der Religion, vom religiösen Leben ferngehalten wurden. Die jüdische Religion auszuüben war fast unmöglich in der Sowjetunion, sodass hier eine andere Identifikation eine Rolle spielt. In den sowjetischen Pässen stand als Nationalität: Jude. Nationalität! So wie man Russe war oder Georgier oder Weißrusse, konnte man eben auch Jude sein. Das haben die russischen Behörden so festgelegt, sodass man immer auch daran erinnert wurde, ob man wollte und nicht, dass man jüdischer Herkunft war. Und letztlich hat diese eher ethnische als religiöse Selbstzuweisung das Selbstbewusstsein der Juden aus der Sowjetunion, aber auch insgesamt in Osteuropa geprägt. ■

* Der Text ist ein leicht überarbeiteter mündlicher Vortrag.

Jüdische Sozialrevolutionäre und säkularer Messianismus

Eine etwas andere Geschichte des Antisemitismus
von Mirjam Zadoff

Nichts ist geblieben von der größten Propaganda-Ausstellung des Dritten Reiches. Was sollte auch bleiben? Gips, Papier, Sperrholz – viel mehr war nicht dahinter, als im November 1937 die angeblich „größte Ausstellung Europas“ eröffnete: Unter dem Titel „Der ewige Jude. Grosse politische Schau“ inszenierte das Münchner Deutsche Museum auf 3500 Quadratmetern und in 20 Sälen hetzerischen Antisemitismus in Objekten, gefälschten Statistiken, ins Monströse vergrößerten Fotos und angstmachenden Weltkarten. Ein begeisterter Goebbels reiste an, Schulklassen wurden zwangsverpflichtet, über 5000 Besucher*innen kamen jeden Tag. Die Ausstellung wanderte weiter nach Wien, Berlin, Bremen, Dresden und Magdeburg und wurde von über einer Million Menschen gesehen. Eine ähnliche Schau wurde im Herbst 1941 im besetzten Paris einem französischen Publikum vorgesetzt.

„So hat diese absolut objektive, fast leidenschaftslose Ausstellung den Zweck, jedem die Augen zu öffnen anhand unwiderlegbarer Dokumente“, lobte der Völkische Beobachter die Arbeit der Kuratoren und Wissenschaftler. Zu diesen objektiven Dokumenten zählten: Nasen, riesenhaft

vergrößerte Nasen, Münder und Ohren, groteske Karnevalsobjekte in musealen Glasvitriolen. Dazwischen fanden sich, kleiner und fast schon unscheinbar, Gipsmasken deutscher Jüdinnen und Juden – in Konzentrationslagern angefertigte Lebendmasken, mit denen deportierte und gequälte Menschen in Ausstellungsobjekte transformiert wurden.

Die Tradition der Lebendmasken reicht zurück bis ins späte 19. Jahrhundert, als in der deutschen Kolonie Papua-Neuguinea Gipsmasken der indigenen Bevölkerung angefertigt wurden, die man später kolorierte und im Berliner

Wachsfigurenkabinett ausstellte. Diese koloniale Technik, Gesichter in Objekte für die Wissenschaft zu verwandeln, wurde bald von der Fotografie abgelöst. Nicht zufällig holten Nazi-Kuratoren diese koloniale Praxis 1937 zurück ins Museum – es galt, aus Deutschen Fremde zu machen, aus bekannten

Gesichtern „Unzivilisierte“, aus Vertrauten Feinde. Material und Technik sollten visualisieren, was die Propaganda täglich in ihren Slogans und Hetzreden wiederholte: dass es Deutsche gab, denen alles zustand, und solche, denen alles abgesprochen wurde – auch das Deutschsein und die damit verbundenen Rechte.

Die Weimarer Republik war zweifelsohne eine problematische, fehlerhafte und fragile Demokratie gewesen – aber sie war näher an einer offenen, vielfältigen Gesellschaft, als alles, was Deutschland bis dahin erlebt hatte. Weimar brachte Freiheiten und ein neues Selbstverständnis für Frauen, Jüdinnen und Juden und eine bis dahin weitgehend stumme Ju-

gend. Dieses rasche und wilde Aufblühen gesellschaftlicher Diversität wurde 1933 mit allen Mitteln aus dem öffentlichen Leben entfernt, Museen und Bibliotheken wurden von ihr gesäubert, ihre Vertreter*innen unterdrückt und verfolgt. An Stelle der Vielfalt rückte eine imaginierte „Volksgemeinschaft“, weiß, homogen, nationalistisch, antisemitisch – eine Gesellschaft, die angeblich die Kontinuität deutscher Kultur und Tradition repräsentierte und dabei die Geschichte der modernen Migration ungeschrieben machen wollte.

Die meisten Jüdinnen und Juden, die 1933 zu Fremden und Feinden erklärt wurden, lebten seit Generationen in Deutschland. Um ihre Isolation, Beraubung und Verfolgung zu rechtfertigen, bediente man sich alter antisemitischer Feindbilder und vermischte sie mit (anti)modernen Verschwörungsmaythen und pseudowissenschaftlicher Rassenforschung. Und so befand sich unter den Exponaten auch das Konterfeit des Idealtypus des jüdischen „Feindes“ von innen: nämlich eines „jüdischen Bolschewisten“ deutscher Herkunft. Der ehemalige Politiker Werner Scholem war in der Ausstellung zugegen, materialisiert in Form einer im KZ Dachau angefertigten Lebendmaske. Sein Gesicht war unverkennbar, die prominente Nase, die leicht abstehenden Ohren, die hohe Stirn – ein jüdischer Intellektueller, wie er jetzt in jedem Rassenkund-Lehrbuch zu finden war.

Bereits Mitte der 1920er Jahre war das Porträt des 1895 geborenen KPD-Politikers auf nationalsozialistischen Wahlplakaten aufgetaucht. Damals konnte er sich darüber amüsieren, doch jetzt wurden seine Gesichtszüge, seine Gestalt

1937 musste das Münchner Deutsche Museum auf in 20 Sälen eine hetzerische Antisemitismus-Ausstellung machen mit Objekten, gefälschten Statistiken, ins Monströse vergrößerten Fotos und angstmachenden Weltkarten.



Foto: NS-Dokumentationszentrum München / Connolly Weber

Dr. habil. Mirjam Zadoff ist die Direktorin des NS-Dokumentationszentrums in München.



Foto: NS-Dokumentationszentrum München / Connolly Weber



Foto: wikimedia commons

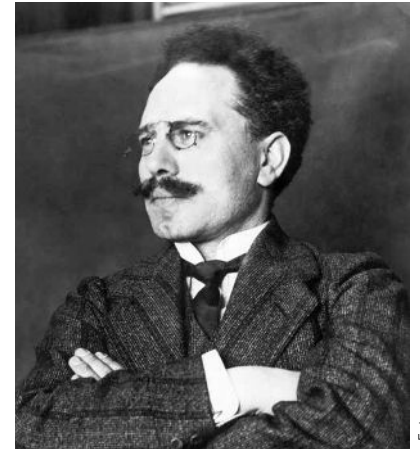


Foto: canva.com

Das NS-Dokumentationszentrum am Münchner Königsplatz wurde bewusst an einem Ort errichtet, der vom NS-Regime in mannigfaltiger Weise auch für Propaganda benutzt wurde. Mitte: Der von der NS-Propaganda verunglimpft Werner Scholem wurde im KZ ermordet. Vor seinem ehemaligen Wohnhaus in Berlin erinnert heute ein Stolperstein an ihn. Rechts: Karl Liebknecht war als Kriegsgegner und ein Führer des Spartakusaufstands ein „Lieblingsfeind“ der extremen Rechten. Um die Abneigung gegen ihn noch klarer zu artikulieren, wurde er zusätzlich als „Jude“ diffamiert – und das, obwohl er nachweislich keiner war.

und sein Habitus zum Inbegriff des Feindes im eigenen Land, zum internationalistischen deutschen Juden. Anders als die meisten jüdischen Kommunisten änderte Werner Scholem nie seinen jüdisch klingenden Namen, und so verkörperte er den Stereotyp des jüdischen Revolutionärs in Deutschland.

Als Anhänger Trotzki war Werner Scholem noch vor seinem dreißigsten Geburtstag aus der Führungsriege der kommunistischen Partei geflogen, die ab Mitte der Zwanzigerjahre zusehends unter den Einfluss Stalins geriet. Trotzdem gehörte der Sohn aus bürgerlich-jüdischem Berliner Haus zu den ersten, die 1933 inhaftiert wurden. Sein Bruder, der Religionswissenschaftler Gershom Scholem, hegte später den Verdacht, dass Werner Scholem auf einer persönlichen Liste seines politischen Gegners, Joseph Goebbels, gestanden habe.

Bereits 1924 hatte Goebbels den Politiker und Journalisten, der sich im Parlament ebenso wie in der Zeitung „Die Rote Fahne“ vehement gegen die Nazis positionierte, in seinem Tagebuch unter den großen Namen des internationalen Kommunismus genannt. Und Joseph Goebbels hatte seinen ehemaligen Kontrahenten nicht vergessen: Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg im September 1935 erwähnte der „Reichspropagandaleiter“ Werner Scholem namentlich als prominenten Repräsentanten des Bolschewismus in Deutschland. Und der Bolschewismus war in Goebbels Augen eine diabolische und mörderische Ideologie, gefördert von einem internationalen Judentum.

Der Bolschewismus war mitnichten eine jüdische Ideologie. Doch überall in den Ländern Mittel- und Osteuropas, wo die Politik gegenüber Juden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als besonders ambivalent oder aggressiv galt, war die Gruppe der führenden jüdischen Sozialrevolutionäre überproportional groß im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil. Ihre Zahl begann aber immer dann abzunehmen, wenn Parteien etabliert waren und Regime fest im Sattel saßen: dann, wenn der revolutionäre Moment, in dem fast al-

les möglich schien, vorbei war, verschwanden Jüdinnen und Juden aus den Kadern der revolutionären Parteien.

Unter deutsch-jüdischen Zeitgenossen löste das Phänomen der vergleichsweise starken jüdischen Beteiligung an den russischen Revolutionen von 1905 und 1917 sowie im revolutionären Berlin und München der Jahre 1918 und 1919 vor allem eines aus: Unbehagen. Sie fürchteten, dass die prominente Rolle der jüdischen Revolutionäre überall im Land Antisemitismus auslösen und ihnen selbst schaden würde. Und tatsächlich wurde vonseiten der Rechtsparteien nicht nur die jüdische Mitwirkung an der Revolution hervorgehoben, sondern auch eine universelle Affinität zwischen jüdischen Intellektuellen und jeder Art von Radikalismus konstruiert.

So betonte die rechtspopulistische Presse die Präsenz von Juden in der Spartakusgruppe und der Münchner Räterepublik, wo sie nur konnte, und machte auch aus bekannten nichtjüdischen Revolutionären nachträglich Juden – allen voran Karl Liebknecht. Dieser war durch seine offene Ablehnung des Krieges im Sommer 1914 zum liebsten Staatsfeind avanciert; nachdem er sich im November 1918 als Führer des Spartakusaufstandes neuerlich offen gegen die Regierung wandte, wurde er zur zentralen Figur der Dolchstoßlegende. Wieder und wieder dementierte die Zeitung *Im deutschen Reich*, das Organ des *Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, Liebknechts angebliche jüdische Herkunft und bewies

in Stammbäumen und Auszügen aus dem Geburtenregister seine gänzlich „arische Abstammung“.

Bereits im Dezember 1919 unternahm der Berliner Literaturhistoriker Rudolf Kayser, Schwiegersohn Albert Einsteins und späterer Chefredakteur der *Neuen Rundschau*, den Versuch, das Verhältnis zwischen Revolutionären und jüdischen Interessenvertretern und Gemeinden zu befrieden. Denn, so argumentierte Kayser, die Figur des modernen jüdischen Revolutionärs sei durchaus in der jüdischen

Der Bolschewismus war in den Augen von Reichspropagandaminister Joseph Goebbels eine diabolische und mörderische Ideologie, gefördert von einem internationalen Judentum.

Geschichte verankert und aus ihr zu erklären: „So maßlos er von antisemitischer Seite übertrieben, und so ängstlich er vom jüdischen Bürgertum verleugnet wird: der große jüdische Anteil an der heutigen revolutionären Bewegung steht fest; er ist immerhin so groß, daß kein Zufall, sondern eine innere Tendenz ihm gebieten muß; er ist Auswirkung des jüdischen Wesens in eine modern-politische Richtung.“

Kaysers Meinung nach waren die jüdischen Revolutionäre des 20. Jahrhunderts nichts anderes als Wiedergeburten der historischen Messias-Gestalten: Märtyrer und Propheten, die

Jüdische Revolutionäre des 20. Jahrhunderts galten als Wiedergeburten der historischen Messias-Gestalten: Märtyrer und Propheten, die einem vorbestimmten Weg folgten, der oft tragisch endete.

unbeirrt einem vorbestimmten Weg folgten, der notwendigerweise tragisch enden musste. Kaysers Interpretation darf aber nicht als Versuch verstanden werden, eine religiöse Kontinuität herzustellen. Wie viele seiner Zeitgenossen in den intellektuellen Berliner Kreisen, zog Kayser sein jüdisches Selbstverständnis nicht aus religiösen Inhalten, sondern aus einer spezifischen Vorstellung von jüdischer Kultur

als einem Amalgam aus Geschichte, Literatur und Kunst. Jüdisches Denken stand in dieser Wahrnehmung für Unabhängigkeit und kulturelle Avantgarde.

Und die Darstellung von Revolutionären als Messias-Figuren war kein Versuch, ihnen einen religiösen Charakter zu verleihen, sondern im Gegenteil der Wunsch, der jüdischen Geschichte auch eine säkulare Tradition einzuschreiben. „Diese echten jüdischen Revolutionäre sind, trotzdem sie in innigster Gemeinschaft im Denken und Handeln mit ihren andersstämmigen Genossen verbunden sind, von ihnen sehr verschieden. Sie haben es zumeist in zwei Punkten schwerer: Es fehlt ihnen die natürliche Opposition der unterdrückten Klasse, des Proletariats – sie sind stets *Intellektuelle* – und zweitens jene weite nationale Unterstützung, die aus der Tatsache stammt, dass Führer und Gefolge von gleicher völkischer Herkunft sind. Das letztere wird mir vielleicht durch den Hinweis auf den internationalen Charakter des Sozialismus wie jeder modernen revolutionären Ideologie bestritten werden; dennoch ist es Tatsache, dass die russische wie die deutsche Revolution einen starken nationalen Einschlag haben.“

Auf diese beiden Punkte, so Kayser, gehe auch die unvermeidbare Einsamkeit der jüdischen Revolutionäre zurück: Wegen ihrer jüdischen Herkunft gehörten sie nur selten zu den orthodoxen Anhängern eines revolutionären Katechismus, sondern viel häufiger zu den Häretikern. Ihr Vorbild war deshalb kein anderer als der große Mystiker und falsche Messias Sabbatai Zwi, der die jüdische Welt des 17. Jahrhunderts in einen endzeitlichen Rausch versetzt hatte. Dessen Maßlosigkeit „in Hoffnung und Wirklichkeitsferne“ glaubte Kayser auch im politischen Utopismus der Berufsrevolutionäre unter seinen Zeitgenossen zu erkennen. In einer historischen Umkehrung schrieb Rudolf Kayser dem jüdischen Häretiker nachträglich den Charakter eines Sozialrevolutionärs zu und stellte ihn an den Beginn einer Linie von jüdischen Politikern – in einer Zeit, in der Juden vom po-

litischen Leben ausgeschlossen waren, konnte Sabbatai Zwi notgedrungen nur in einem religiösen Raum agieren.

Kaysers Darstellung geriet etwas romantisierend und ahistorisch, doch Jahrzehnte später kam Gershom Scholem, als Biograf Sabbatai Zwis die Autorität auf diesem Gebiet, zu einem ganz ähnlichen Schluss. Für die 1973 erschienene englische Übersetzung seines großen Werkes über Sabbatai Zwi schrieb Scholem eine neue Einleitung, in der er bemerkte, nicht jener Schule anzugehören, die annimmt, „daß es ein wohldefiniertes und unveränderliches ‚Wesen‘ des Judentums“ gebe, besonders dort nicht, „wo historische Ereignisse zu bewerten sind“. Das Wesen des Judentums, so Scholem, könne ausschließlich im historischen Kontext und deshalb immer wieder aufs Neue identifiziert werden.

Damit legte er den Schwerpunkt jüdischer Erfahrung nicht auf den Kern der religiösen Tradition, sondern auf die Interaktion dieser Tradition mit der jüdischen und nichtjüdischen Welt ihrer Zeit. In dieser Sichtweise kam er – auf anderen Wegen als Kayser – zu einem ähnlichen Vergleich zwischen den Anhängern Sabbatai Zwis und den jüdischen Revolutionären des 20. Jahrhunderts: Für ihn lag die Verbindung in der Tragik des Schicksals beider Gruppen, die sich einer Utopie verschrieben und dafür einen hohen Preis bezahlt hatten. Scholems Post-Holocaust- und Post-Gulag-Perspektive auf die Geschichte der Revolutionäre ließ ihn die Ideologie, die auch ihn lange fasziniert hatte, als „säkularen Messianismus“ beschreiben. Und Messianismus im politischen Kontext könne nur desaströs enden, argumentierte Scholem – aber diese Warnung habe niemand hören wollen.

Obwohl Werner Scholem seit 1926 kein Mitglied der KPD mehr gewesen war und sogar der nationalsozialistische Volksgerichtshof ihn freisprach, blieb er seit 1933 in Haft; alle Versuche der Familie, der Quäker und anderer Organisationen scheiterten, ihn aus dem Gefängnis und später aus verschiedenen Konzentrationslagern zu befreien. Während einer der zahlreichen Schikanen, die ihm im Lager angetan wurden, erklärte er einem Mithäftling gegenüber: „Ich habe ja mit der Politik seit Ende der 20er Jahre abgeschlossen und werde nie wieder in sie zurückkehren! Aber das sage ich Dir, wenn ich es je täte, so würde ich ein Buch schreiben mit der Überschrift ‚In den Klauen der Nationalsozialisten und Stalinisten.‘“ Sieben Jahre lang war Werner Scholem in Haft, bis er im Sommer 1940 im KZ Buchenwald erschossen wurde.

Jüdische Kommunisten und Oppositionelle waren einerseits unter den ersten Opfern des Nationalsozialismus, andererseits als Troztkisten, Renegaten und Intellektuelle unter den Feinden und Opfern Stalins. Dieses häufig höchst tragische Verhältnis zwischen Judentum und Kommunismus blieb als Ergebnis des Kalten Krieges deshalb für lange Zeit unerzählt, und die „roten Schafe der Familie“ fielen dem Vergessen anheim. ■

Ein Schwerpunkt jüdischer Erfahrung geht nicht immer auf den Kern der religiösen Tradition zurück, sondern auf die Interaktion dieser Tradition mit der jüdischen und nichtjüdischen Welt ihrer Zeit.

Ein missverstandenes Gebot!

Akademiegespräch mit Bundeswehroffizieren

Rund 150 Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr nahmen am 19. Oktober 2021 am Akademiegespräch teil. Als Referent war Prof. Dr. Christof Breitsameter eingeladen, der zum Thema Feindesliebe zu den Offizierinnen und Offizieren aus Bundeswehrstandorten in Süddeutschland sprach. In der anschließenden

Diskussion beteiligten sich viele der Gäste mit engagierten Beiträgen. Die Reihe der Akademiegespräche gibt es seit vielen Jahrzehnten und ist eine sehr erfolgreiche Kooperation mit der Katholischen Militärseelsorge.

Sind Soldatinnen und Soldaten zu Feindesliebe verpflichtet?

Exegese der Heiligen Schrift und moderne Reformulierungen von Christof Breitsameter

Auf den ersten Blick birgt der Titel eine merkwürdige Frage, weil der Beruf einer Soldatin oder eines Soldaten ja genau damit zu tun hat, Bedrohungen entgegenzutreten, und das heißt in vielen Fällen auch: Feinde des Rechtsstaats – ob sie von innen oder von außen kommen – notfalls mit Gewalt zu bekämpfen. Deshalb würde man die einfache Antwort geben: Wer sich auf die so genannte Feindesliebe verpflichtet sieht, kann eben nicht Soldatin oder Soldat werden. Man könnte etwas spezifischer argumentieren und sagen: Das Gebot der Feindesliebe gilt ja nur für Christinnen und Christen. Also könnte es für jene, die sich dem Gebot verpflichtet wissen, verboten sein, als Soldatinnen und Soldaten zu arbeiten, zumindest wenn damit Gewaltausübung verbunden ist.

Im Erwachsenenkatechismus lesen wir: Feindesliebe ist eine „verbindliche Weisung für alle, die nach der Gottesherrschaft streben“. Wenn das Gebot freilich nur für jene gilt, die nach der Gottesherrschaft streben, wären diese

Menschen die Dummen, weil sie sich offenbar alles gefallen lassen müssten – wir kommen auf diesen Sachverhalt noch zurück – oder sie wären die Schlaunen, sofern es genügend andere gäbe, die das tun, was einem Menschen,



Prof. Dr. Christof Breitsameter, Professor für Moraltheologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München

der nach der Gottesherrschaft strebt, zu tun verboten ist, nämlich Feinden auch mit Gewalt entgegenzutreten.

Tatsächlich lehnte die Kirche in vor-konstantinischer Zeit den Eintritt eines Christen in die Armee ab, auch im 3. Jahrhundert, als viele Soldaten sich zum Christentum bekehrt hatten. In der nachkonstantinischen Zeit bahnte sich eine Wende an: Die Vertreter einer engen Auslegung des Gebots der Feindesliebe werden als Außenseiter betrachtet und sind in den Kreisen von Häretikern und Sekten zu finden.

Eine weite Auslegung zeigt sich dagegen etwa bei Augustinus. Er bezieht das Gebot auf die innere *Haltung*, nicht auf die *Handlung*, die in der Öffentlichkeit vollzogen wird. Er verwendet das Bild eines Vaters, der seinen Sohn bestrafen muss: Es gilt manchmal, auch Handlungen auszuführen, die dem Gebot der Feindesliebe zu widersprechen scheinen, wie das Führen eines Krieges oder das Vollstrecken einer Strafe bis hin zur Todesstrafe, doch sollen solche Handlungen, wenn es sich machen lässt, barmherzig ausgeführt werden.

Augustinus meint damit vermutlich: ohne unnötige Härte oder Grausamkeit. Das ist bis heute ein beachtenswerter Gedanke geblieben.

Trotzdem entsteht der Eindruck, dass man sich um die Verbindlichkeit des Gebots der Feindesliebe durch eine solche Deutung nur herumdrückt. Tatsächlich entwickelte sich katholischerseits mit der Zeit eine Zweistufenethik, die den Gebrauch von Waffen für Kleriker verbot. In der reformatorischen Tradition bildete sich dagegen, an Luther angelehnt, eine Zwei-Reiche-Lehre aus: Entscheidend ist hier, dass der Christ um des Nächsten willen darauf verzichten darf, Jesu Gebot des Gewaltverzichts zu praktizieren. Letztlich lebt ein Christ dann in zwei Reichen, vereinfacht gesagt: in seinem Glauben dem Ethos Jesu verpflichtet, in seinen Werken davon ausgenommen.

Immerhin sehen wir damit, anders als bei Augustinus, das spezifisch neuzeitliche Auseinandertreten von Moral und Recht. Der Schweizer Katechismus sieht den Realismus dieser Haltung, wenn er festhält: „Die Anweisungen in der Bergpredigt sind nicht wörtlich zu nehmen, weil das sowohl im privaten wie im öffentlichen Raum zu unhaltbaren Zuständen führen würde“. Doch was heißt hier „nicht wörtlich nehmen“? Wir werden sehen, dass die biblischen Weisungen, die zu einem „Ethos der Feindesliebe“ zusammengenommen wurden, gerade wörtlich zu nehmen sind, um ihnen gerecht zu werden und unserer Zeit damit nicht Unrecht zu tun.

I.

Wenden wir uns einem ersten Beispiel zu. Bei Mt 5,41 lesen wir: „Und wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, dann geh zwei mit ihm“. Hintergrund dieser Bestimmung ist, dass die römische Besatzungsmacht das Recht hatte, von der einheimischen Bevölkerung Dienstleistungen wie die Bereitstellung von Transportmitteln, Unterkunft und Verpflegung in Anspruch zu nehmen. Der Ratschlag in Mt 5,41 ist eine Provokation des waffenmäßig überlegenen und rechtlich kaum zu belagerten Soldaten. Hier stoßen wir vermutlich auf Missionare, die länger unterwegs sind. Sie sind in diesem Fall nicht von Gewalt bedroht, sondern wer-



Bedingt durch die bestehenden Einschränkungen konnten beim Akademiegespräch am 19. Oktober 2021 nur rund 150 Soldatinnen und Soldaten teilnehmen.

den mit militärischer und rechtlicher Überlegenheit konfrontiert.

Der Spruch ist nicht an die überlegene militärische Macht gerichtet, von Gewalt abzulassen, sondern an die unterlegene Partei, sich nicht einschüchtern zu lassen, vielmehr selbstbewusst gewaltlosen Widerstand zu leisten und den Gegner, also den Feind, zu verblüffen. Letztlich wird hier kritisiert, dass es eine überlegene und eine unterlegene Position gibt. Das Ziel ist, die Stärke des Überlegenen zu brechen, nicht, sich in der Rolle des Unterlegenen einzurichten, aktiv zu werden, nicht passiv zu bleiben. Der Ratschlag lautet gerade: Lass dich nicht ausnutzen! Und damit wird das, was wir gewöhnlich mit dem Gebot der Feindesliebe verbinden, genau ins Gegenteil verkehrt. Man könnte natürlich erwidern, dass es dem Ethos der Feindesliebe darum geht, Gewalt zu verhindern. Ein Ratschlag zum Gewaltverzicht kann dieser Spruch freilich nicht sein, weil derjenige, an den der Spruch gerichtet ist, gar keine Gewalt hat, die er freiwillig begrenzen könnte.

Schauen wir uns den Spruch an, der für das Gebot der Feindesliebe sozusagen ikonisch wurde, obwohl auch dort von Feindesliebe nicht die Rede ist: „Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin“ (Mt 5,39). Auch dieser Spruch rät zu demonstrativer Wehrlosigkeit, und zwar angesichts einer öffentlichen Beleidigung und De-

mütigung, die durch den Schlag auf die Wange zum Ausdruck kommt.

Wenn wir auch hier Missionare annehmen, deutet der Spruch darauf hin, dass sie mit ihrer Botschaft und ihrem Friedenswunsch nicht immer auf wohlwollendes Echo stoßen. Sollten die Missionare es in dieser Situation wirklich fertigbringen, die andere Wange hinzuhalten, dann wäre nicht daran zu zweifeln, dass es die Friedensboten mit ihrer Botschaft ernst meinen. Im besten Fall wird derjenige, der sich auf diese Weise beleidigend artikuliert hat, beschämt, keinesfalls wird er ein weiteres Mal zuschlagen.

Blicken wir noch auf zwei weitere bekannte Sprüche. Der eine folgt gleich auf den Spruch mit der Wange: „Dem, der dir den Mantel wegnimmt, lass auch das Hemd“ (Lk 6,29). Hier ist an einen Raubüberfall gedacht, eine Situation, die wiederum Missionaren jederzeit drohen konnte. Wenn sich die Räuber an den Mantel machen, sollen sie das Untergewand gleich mit ausziehen, um zu zeigen: mehr ist nicht zu holen, auch keine kostbaren Kleider unter dem Mantel. Vielleicht werden die Täter dadurch verblüfft und lassen vom Opfer ab. Gegenwehr jedenfalls erreicht auch nicht mehr, eher weniger.

Ganz anders verfährt der Spruch: „Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel“ (Mt 5,40). Dieser Spruch ist erkennbar auf dem Hintergrund des biblischen Pfändungsrechts formuliert: Nimmt man von einem Armen den Mantel

als Pfand, muss man ihn, so lautet die rechtliche Bestimmung, für die Nacht jeweils wieder zurückgeben, denn es ist die einzige Decke, mit der er seinen Leib im Schlaf bedecken kann. Hier geht es nicht um Gewalt, sondern um Recht. Der Reiche will sich das Letzte, was seinem Schuldner gehört, auf Dauer gerichtlich zuerkennen lassen. Gib ihm auch den Mantel, so lautet der Ratschlag, noch bevor es zum Prozess kommt. Vielleicht lässt der Gläubiger dann von seinem Vorhaben ab, auch wenn er sein Recht durchsetzen könnte.

Die Mahnsprüche von der Wange, vom Mantel und von der Meile raten, so lässt sich einstweilen bilanzieren, zu provokativen Reaktionen in lebensbedrohlichen oder entwürdigenden Situationen. Geraten wird, die jeweilige Situation nicht einfach passiv über sich ergehen zu lassen, sondern aktiv zu werden, mit einer verblüffenden und herausfordernden Reaktion die absichtliche Aktion des Gegners ins Leere laufen zu lassen. Um Liebe geht es bei keinem dieser Sprüche. Im Blick auf den Gegner geht es vielmehr um einen Schock, um Verblüffung. Es handelt sich sozusagen um eine besonders kluge, um eine besonders raffinierte Form von Notwehr. Wenn der Überlegene dadurch zur Vernunft gebracht wird, dann ist dem Unterlegenen geholfen. Feindesliebe ist für diese Sprüche die falsche Bezeichnung, Selbsterhaltung bzw. Selbstrechtfertigung wäre besser.

Tatsächlich gibt es im Lukasevangelium auch die unmittelbare Aufforderung zur Feindesliebe, doch verändert sich hier der Rahmen vollkommen. In Lk 6,35 heißt es: „Ihr aber sollt eure Feinde lieben und sollt Gutes tun und leihen, auch wo ihr nichts dafür erhoffen könnt. Dann wird euer Lohn groß sein und ihr werdet Söhne des Höchsten sein; denn auch er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen.“ Hier ist davon die Rede, den Feinden Gutes zu tun und ihnen zu leihen. Im Klartext: Die Adressaten des Spruchs sind die Reichen und Wohlhabenden in der Gemeinde. Sie werden aufgefordert, gerade denen Gutes zu tun, die sich nicht revanchieren können, weil sie zu arm dafür sind, und auch denen zu leihen, die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Geldschuld nicht werden zurückzahlen können.

Offenbar hat Lukas das schon erwähnte Beispiel vom Raubüberfall

übersetzt, wenn er schreibt: „Und von dem, der das Deine wegnimmt, fordere nicht zurück!“ (Lk 6,30). Im Blick ist der Räuber in der Gemeinde, konkret: der Arme, der sich etwas nimmt, weil er in Not ist, etwas, was ihm eigentlich gerechterweise zustünde. Der Reiche soll, wenn er Feindesliebe praktizieren will, keinen Prozess gegen ihn anstrengen. Es gibt also keinen Zweifel: Lukas aktualisiert die Feindesliebe im Sinn eines innergemeindlichen Ausgleichs. Adressaten der Weisung sind in diesem Fall die Reichen, Feinde der Reichen sind die Armen. Feindesliebe realisiert sich darin, dass nichts zurückerwartet wird, auch kein Dank. Der Dank wird als himmlischer Lohn denen versprochen, die nicht zurückfordern, genauso wie der Ehrentitel „Söhne Gottes“.

Bei Matthäus wird das Stichwort „Liebe“ erneut aufgegriffen: „Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner? Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist“ (Mt 5,43-48).

Gemeint sind hier Leute, die nur ihre eigenen Brüder grüßen. Die Adressaten werden also nicht von außen bedrängt, sondern verhalten sich abweisend nach innen, indem sie den Gruß verweigern, was zur damaligen Zeit einer Beleidigung entspricht. Man kann an jüdische Glaubensbrüder denken, die sich dem christlichen Weg nicht angeschlossen haben. Kritisiert wird die Haltung derer, die sich als die besseren Gläubigen gerieren und ihren religiösen Stolz zur Schau tragen. Gemeint ist die selbstgefällige Attitüde einer Sondergruppe von Christen, die sich als die besseren Gläubigen gerieren und in

der Grußverweigerung ihren Gruppenstolz zur Schau tragen.

An dieser Stelle wird zwar das Wort „lieben“ gebraucht, und es geht tatsächlich um die Liebe zu Feinden. Aber diese Liebe ist, wenn man so will, eine spirituelle Liebe, denn sie konkretisiert sich im Gebet. Vielleicht ist an das fürbittende Gebet im Gottesdienst der Gemeinde gedacht. Und wer sind die Feinde? Ganz einfach das ablehnende Publikum. Für die Adressaten mag damit eine lebensentscheidende, existenzielle Situation verbunden sein. Darin ist diese Passage den Mahnworten von der Wange, vom Mantel und von der Meile an die Seite zu stellen. Allerdings ist die drohende Gefahr ungleich geringer. Es geht nicht um Situationen, in denen im schlimmsten Fall tatsächlich das Leben auf dem Spiel steht, sondern lediglich um die Verarbeitung von Misserfolg.

Feinde sind, so kann man zusammenfassen, die einseitig Schlechtergestellten: die Armen, denen, freilich auf Kosten der Reichen, mehr Wohlstand zustünde, als sie im Augenblick besitzen; Feinde mögen, je nach Deutung, auch die Bessergestellten sein, hartherzige Gläubiger, fühllose Soldaten – oder einfach die Adressaten einer Botschaft, die davon nichts hören wollen. Es wäre jedenfalls ein Missverständnis, im so genannten „Gebot der Feindesliebe“ (das, wie wir sahen, in situationsspezifische Klugheitsratschläge aufgefächert wird) die Aufforderung lesen zu wollen, sich systematisch und dauerhaft ausbeuten zu lassen. Ganz im Gegenteil werden alle, die andere bedrücken, ermahnt, zum Gleichgewicht von Geben und Nehmen zurückzukehren, und diejenigen,



Akademiestudienleiter Stephan Höpfinger (li.) moderierte die Fragerunde nach dem Vortrag von Christof Breitsameter.



Am Akademiegespräch nahmen auch zwei Brigadegeneräle der Bundeswehr teil: Thomas Hambach, Kommandeur Landeskommando Bayern (li.), und Stefan Scheibl, Kommandeur Offizierschule der Luftwaffe.

die ausgebeutet werden sollen, ermuntert, entwaffnenden Widerstand zu leisten, weil Gewalt entweder aussichtslos wäre oder zu noch schlechteren Folgen führen würde. Es geht letztlich darum, Reziprozitäten zu wahren oder da, wo sie aus dem Gleichgewicht gekommen sind, wieder zu etablieren.

II.

Wie können diese Einsichten modern re-formuliert werden? Nach einer weit verbreiteten Auffassung – auch vieler ethischer Theorien – hat jeder Mensch eine Reihe von Überzeugungen und Wünschen, die Ursachen seines Handelns sind. Eine andere Erklärung orientiert sich an Eigenschaften einer Person, die für eine bestimmte Handlung verantwortlich gemacht werden. Entscheidend ist, dass jede dieser Erklärungen die Ursache für das Verhalten in der Person sucht: Persönlichkeitstheorien konzentrieren sich auf Eigenschaften, kognitive Theorien auf Überzeugungen und Wünsche. Die Tendenz, menschliches Handeln ohne Berücksichtigung der Umwelt zu erklären, bezeichnet man als „fundamentalen Attributionsfehler“. Anders formuliert: Die Annahme von festen Eigenschaften, Überzeugungen oder Wünschen vernachlässigt die adaptive Natur des Menschen. Das heißt wiederum: Wer das Verhalten eines Akteurs verstehen will, muss herausfinden, was nach dessen Meinung die übrigen Akteure vorhaben und umgekehrt.

Wenn eine allseitige Kooperationsbereitschaft herrscht, kann das Ergebnis eine lange, harmonische Zusammenarbeit sein; wenn eine allseitige De-

fektionsbereitschaft herrscht, ist das Gegenteil der Fall. Das Verhalten von Akteuren ist nach diesem Verständnis nicht das Spiegelbild einer Eigenschaft, einer Überzeugung oder eines Wunsches, sondern eine adaptive Reaktion auf die Umwelt. Steht einseitiger Kooperationsbereitschaft einseitige Defektionsbereitschaft gegenüber, ist wahrscheinlich, dass Kooperation ab- und Defektion zunimmt. Deshalb stellt sich Reziprozität in anonymen Kontexten, die die moderne Gesellschaft charakterisieren, nicht automatisch ein.

Es mag zwar Verzögerung oder Stillstand des Sinnes geben, dass die Bereitschaft zur Kooperation nur allmählich nachlässt oder trotz massiver Erosion auf einem niedrigen Niveau verharrt. Dennoch dürfte es bei einseitiger Bereitschaft zu Kooperation bzw. Defektion eher eine Tendenz zum Ab- anstatt zum Aufbau von Kooperation, zu negativer statt zu positiver Reziprozität, geben, was für die Etablierung von Strukturen spricht, die geeignet sind, Defektion zu überwinden und Kooperation zu fördern. Innerhalb räumlich und zeitlich überschaubarer Interaktionen ist es wahrscheinlich, dass sich stabile positiv-reziproke Verhältnisse ausbilden. Innerhalb räumlich und zeitlich unüberschaubarer Interaktionen ist es hingegen wahrscheinlich, dass sich stabile negativ-reziproke Verhältnisse ausbilden. Vermutlich sind zudem asymmetrische Verhältnisse allgemein instabiler, irritierbarer und gefährdeter als symmetrische, also reziproke Verhältnisse.

Greifen wir zur Klärung der adaptiven Logik menschlichen Handelns auf eine spieltheoretische Analyse zurück. Wer das Verhalten von Akteur A verstehen will, muss herausfinden, was Akteur B tut und umgekehrt. Betrachten wir zunächst eine Regel, der man den Namen *Tit for Tat*, also „Wie du mir, so ich dir“ gegeben hat: „Sei zuerst freundlich, beschränke dein Gedächtnis auf die Größe eins, und ahme das zuletzt gezeigte Verhalten deines Partners nach!“ Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass nur das zuletzt gezeigte Verhalten (freundlich oder unfreundlich) erinnert und nachgeahmt wird. Nehmen wir an, Akteur A, der diese Faustregel unbewusst anwendet, löst zum ersten Mal eine Aufgabe gemeinsam mit Akteur B. Beide sind bei dieser ersten Gelegenheit freund-

lich zueinander. Beim nächsten Mal ahmt B das kooperative Verhalten von A nach, A ahmt das von B nach und so fort. Das Ergebnis kann eine lange, harmonische Zusammenarbeit sein. Wenn A jedoch einen Interaktionspartner hat, der grundsätzlich nach der *Maxime* handelt: „Sei stets unfreundlich!“, wird er sich umgekehrt genauso verhalten. Klar wird dabei noch einmal: Verhalten ist nicht das Spiegelbild einer Eigenschaft oder einer Einstellung, sondern eine adaptive Reaktion auf die Umwelt.

Variieren wir dieses Beispiel und nehmen an, A und B haben sich intuitiv auf *Tit for Tat* verlassen. Sie waren verlässliche Partner, doch A hat einmal etwas Feindseliges gesagt, und seither nehmen die Auseinandersetzungen kein Ende. Wie können die beiden dieses Handlungsmuster überwinden? Sie könnten, und das ist eine Erweiterung der zitierten Regel, die versöhnlichere Variante, nämlich *Tit for two Tats*, anwenden. Sie lautet: „Sei zuerst freundlich, beschränke dein Gedächtnis auf Größe zwei, und sei nur unfreundlich, wenn dein Partner es zweimal war; ansonsten sei freundlich!“

Hier bekommt A, wenn er B ungewollt beleidigt hat, eine zweite Chance. Nur wenn es zweimal hintereinander passiert, revanchiert B sich. *Tit for two Tats* ist das bessere Prinzip bei Interaktionspartnern, die sich etwas unbe-

Das Verhalten von Menschen ist nicht das Spiegelbild einer Eigenschaft oder einer Einstellung, sondern eine adaptive Reaktion auf die Umwelt.

rechenbar verhalten, ohne bösartig zu sein. Allerdings kann diese Nachsicht ausgenutzt werden. Stellen wir uns vor, A neigt zu Jähzorn und beleidigt B, bereue das jedoch am folgenden Tag tief und zeige sich dann wieder freundlich und rücksichtsvoll. Wenn beide das Prinzip *Tit for two Tats* befolgen, wird B gegenüber A freundlich bleiben. Ein gerissener Interaktionspartner könnte dieses Spiel allerdings – bewusst oder unbewusst – für lange Zeit fortsetzen und die Bereitschaft zu versöhnlichem

Verhalten ausbeuten. Stiege B auf *Tit for Tat* um, könnte A ihn nicht mehr ausnutzen.

Der allmähliche Umschlag von Kooperation auf Defektion könnte somit durch eine geduldigere Strategie eines Akteurs oder eines Teils der Akteure aufgehalten werden: Man gesteht dem defektierenden Interaktionspartner eine weitere Gelegenheit zur Kooperation zu, um zu einer konstruktiven Beziehung zurückzufinden. Diese Verhältnisse begegneten uns in der Deutung des so genannten „Gebots der Feindesliebe“, also in den Empfehlungen demonstrativer Wehrlosigkeit, allerdings in einmaligen Situationen und asymmetrischen Beziehungen, in denen ein überraschender oder überwältigender Effekt erzielt werden kann, während die moderne Deutung auf wiederholte Situationen und symmetrische Beziehungen abzielt: Hier ist es, sobald die Nachsichtigkeit eines Akteurs ausgenutzt werden kann, rational und auch ethisch legitim, Defektion mit Defektion zu beantworten, auch auf die Gefahr hin, dass Kooperation unmöglich wird und sich somit alle Interaktionspartner schlechter stellen.

III.

Es gibt keine Garantie dafür, dass Feindesliebe funktioniert, der Täter sich also dauerhaft ändert. Die richtige Strategie ist somit kontextabhängig, das heißt relativ zu Eigenschaften oder Einstellungen der Interaktionspartner. Es gibt keine Empfehlung, die absolut gelten kann. Im von uns so genannten Gebot der Feindesliebe eine kontextlos-kategorische Forderung zu sehen, erweist sich damit als unbiblich. Eine Feindesliebe, die nicht auf eine Gegengabe aus ist und sich ausbeuten lässt, könnte höchstens als freiwilliger Akt der Supererogation und somit als rein altruistisch gelten. Allerdings ist Kooperation dem reinen Altruismus überlegen, weil dadurch mehr Akteure bessergestellt werden. Wenn ethisch nicht gefordert werden kann, sich systematisch und dauerhaft ausbeuten zu lassen, muss unser Gefühl für Fairness oder Reziprozität durch die Vernunft präzisiert werden, wollen wir nicht bei ruinösen sozialen Beziehungen landen.

Es geht einer Ethik dieser Form um die Struktur menschlicher Interaktio-

nen. Interaktionen funktionieren häufig unbewusst, weil wir ein Gefühl für das richtige Verhalten entwickelt haben. Wo sie nicht funktionieren, muss die Vernunft zu einer Situationsanalyse kommen. Deshalb kann die biblische Weisung, einen zweiten – und keinen weiteren – Versuch, Feindschaft zu überwinden, in Erwägung zu ziehen, modern in offenkundig böartigen oder anonymen Kontexten nicht individualethisch, sondern nur sozialetisch, nämlich als Heuristik zur Überwindung Feindschaft begünstigender und zur Schaffung friedensstiftender Strukturen, die als Restriktionen des Handelns wirken können, gelesen werden.

Auffällig war ja, dass die Situation eines Raubüberfalls oder die Situation einer Pfändung, die beide die Existenz eines Menschen bedrohen, einmal illegal und einmal legal, einmalige Situationen darstellen, ebenso die Aufforderung, die Militärmacht logistisch zu unterstützen. Sie sind jedenfalls, so eigenartig es klingt, durchschaubar und deshalb in ihrer moralischen Qualität berechenbar, weshalb nicht zu befürchten ist, dass die Gutmütigkeit eines Menschen durch versteckte Bösartigkeit ausgenutzt wird. Der gewaltlose Widerstand kann auch nur ein einziges Mal wirken: Es gibt nur eine zweite Wange; zum Hemd kommt der Mantel; von einer dritten Meile ist nicht die Rede. Es wird ein Widerstand empfohlen, der die Situation entschärfen hilft, nicht eskalieren lässt, den Gegner verblüffen, nicht zusätzlich reizen oder sogar zum Einlenken bringen soll.

Modern muss das, was wir als moralische Heuristik verstehen, durch die Restriktionen des Rechts umgesetzt werden. Diese Heuristik würde vorsehen, alles daranzusetzen, Defektion hin zu Kooperation zu überwinden, weil davon alle Seiten profitieren. Zuletzt sollen daraus einige Schlussfolgerungen gezogen werden.

(1) Was die Restriktionen des Rechts vorsehen, ist Recht. Solange also Soldatinnen und Soldaten Feinde nach den Regeln des Rechts bekämpfen, können sie nicht im Namen der Moral beschuldigt werden. Auch diejenigen, die diesen Dienst nicht verrichten wollen, profitieren davon. Moral darf im Rechtssystem nicht Akteure kritisieren, die die Regeln des Rechts

achten, sondern höchstens die Regeln des Rechts selbst.

(2) Wenn Zweifel aufkommen, dass das, was als Recht gilt, nach Maßgabe der Moral auch Recht ist, gilt für die Ebene der Regeletablierung, dass Veränderungen des Rechts innerhalb demokratischer Verfahren angestoßen werden können. Für die Ebene der Regelbefolgung gilt nach wie vor, dass,

Weiterführende Literatur

Die exegetischen Bemerkungen orientieren sich an: **M. Ebner**, *Feindesliebe – Ein Ratschlag zum Überleben? Sozial- und religionsgeschichtliche Überlegungen zu Mt 5,38–47 par Lk 6,27–35*, in: J. M. Asgeirsson/K. De Troyer/M. W. Meyer (eds.), *From Quest to Q*, Leuven 2000, 119–142.

Die spieltheoretischen Ausführungen orientieren sich an: **G. Gigerenzer**, *Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition*, München 2008, 59–63.

Der Gesamttext orientiert sich an einen Abschnitt aus: **Christof Breitsameter**, *Schuld und Vergebung. Eine theologische Neukonturierung*, Freiburg i. Br. 2022 (in Vorbereitung).

solange Regeln des Rechts in Geltung sind, ihre Befolgung nicht moralisiert werden darf, das heißt, denjenigen, die rechtmäßig handeln, darf im Namen der Moral kein Vorwurf gemacht werden. Solange jedoch umstritten ist, ob eine Praxis tatsächlich Recht und nicht vielmehr Unrecht ist (und dies kann in einem Rechtsstaat notorisch sein), sollte niemand zu einer bestimmten Handlung, also etwa zum Kriegsdienst gezwungen werden. Allerdings darf die Gesellschaft unter Umständen Kompensationen fordern.

(3) Solange eine Person in der Ausübung einer Praxis an das Recht gebunden ist, muss sie diese Regeln auch befolgen, sie kann sich also nicht individuell und willkürlich davon dispensieren, etwa dadurch, dass sie Befehle verweigert. Vielmehr muss das Recht selbst solche Ausnahmen vorsehen, und ein kluges Rechtssystem wird diese differenzierten Möglichkeiten auch gewähren. Dabei kann der Einspruch gegen eine bestimmte Praxis prinzipiell zur Reform geltender Regeln führen. ■

Erinnerte Geschichte?

Zur Ambivalenz der Denkmäler

GESCHICHTE

Mit der Landeshistorikerin Dr. Katharina Weigand war eine der der besten Kennerinnen der Geschichte des 19. Jahrhunderts zu Gast in der Akademie. Die Akademische Oberrätin am Universitätsarchiv München befasste sich bei zwei Vorträgen am 5. Juli 2021 mit der Ambivalenz der Denkmäler, vor allem in Bayern und

Deutschland. Wenngleich ihr Befund auch auf andere Länder zu übertragen sein dürfte. Einen Überblicksvortrag finden Sie im Anschluss, im Online-Teil unserer Zeitschrift wird das Thema durch einen detaillierten Blick auf Bismarck- und Kriegerdenkmäler vertieft.

Eine Einführung

von Robert Walser

Gesellschaftliche Debatten verlaufen zunehmend kontroverser, ja unversöhnlicher. Die Gruppe derjenigen Menschen, die *political correctness* als oberste Maxime verstehen und Abweichungen davon oft sehr heftig brandmarken, bilden die eine Frontlinie. Andere, die sich jeder Veränderung in der Sprache, der kulturellen Überlieferung und politischer Einsichten vehement widersetzen und rasch von *cancel culture* sprechen, wenn man ihre überkommenen Ansichten kritisiert, versammeln sich auf der anderen Seite. Epischer Streit, gegenseitiges Nicht-Zuhören, Faktenresistenz und Blasenbildung sind die unangenehmen Folgen dieser Konfliktbildung.

Sowohl die Bewunderung von auf Denkmälern verewigten Personen wie auch die Kritik an den Bauwerken selbst ist oft unreflektiert.

Im Gefolge der *Black-Lives-Matter-Bewegung*, in der neben Rassismus auch andere endemische gesellschaftliche Ungerechtigkeiten benannt wurden und werden, kam völlig richtigerweise auch die Geschichte

der Sklaverei und des Kolonialismus wieder in den Fokus der Öffentlichkeit. Ein Punkt war und ist dabei der Umgang mit Denkmälern, die einst nahezu überall auf der Welt auch für diejenigen gesetzt wurden, die Kolonialismus, Rassismus und sogar Sklavenhandel befürworteten. Die oft immer noch unreflektierte Bewunderung der „Helden“ erregte Anstoß. Auch das zu Recht. Doch führte die Kritik an den dargestellten Personen oft und ebenfalls unreflektiert zum Wunsch, das Denkmal an sich verschwinden zu lassen, es abzureißen oder – in einem Fall – in den

Fluss zu werfen. Eine Diskussion um das Denkmal an sich kam kaum zustande. Und neben diesen Denkmälern gerieten zunehmend auch Erinnerungsorte an andere – früher als herausragend definierte – Persönlichkeiten in die Kritik.

Um zumindest in der Frage der Denkmäler eine mehr abgewogene Sicht zu ermöglichen, lud die Katholische Akademie in Bayern am 5. Juli 2021 Dr. Katharina Weigand ein. Die Landeshistorikerin ist ausgewiesene Expertin für das 19. Jahrhundert, also gerade der Zeit, in der Denkmäler eigentlich erstmals geschaffen wurden. In ihrem Überblicksvortrag, den Sie im Anschluss lesen können, unterstreicht sie die Bedeutung dieser Bauwerke für die Zeit der Entstehung. Die in Stein gehauene oder in Bronze gegossene politische Deutung von Ereignissen sei zentral, um die damalige Gesellschaft zu verstehen.

Dabei definiert Katharina Weigand Denkmäler weniger als Objekte des Denkmalschutzes, der sich vor allem erhaltenwerter Kirchen, Schlösser oder Bauernhäuser annimmt. Sondern sie fokussiert sich vielmehr auf neu geschaffene Monumente, die – vorrangig in den Städten – auf den Sockel gehoben wurden, um an Vergangenes zu erinnern. Dabei sei es durchaus erstaunlich, welche starke Beachtung Denkmäler noch immer – in unserer digitalen Welt – erfahren. Erfunden im geschichtsbegeisterten 19. Jahrhundert, sollten sie, so Katharina Weigand, einerseits dazu beitragen, das allgemeine Geschichtsbewusstsein zu fördern, andererseits aber auch häufig als Instrumente zur Beeinflussung der damals aktuellen Politik dienen.

Im Ergänzungstext, der im Online-Teil nachzulesen ist, geht die Wissenschaftlerin dann zusätzlich ausführlich auf zwei Denkmaltypen ein, die gerade in Deutschland eine besondere Rolle spielen: Bismarck- und Kriegerdenkmäler. ■

An Vergangenes erinnern?

Bemerkungen zur Genese und Wirksamkeit von Denkmälern
von Katharina Weigand

Am Beginn steht eine Frage an alle Leser: Sind Sie in letzter Zeit einem Denkmal begegnet, an dem Sie nicht nur einfach achtlos vorbeigeschlendert sind, sondern das Sie bewusst wahrgenommen haben? Und wollten Sie sich mit diesem Denkmal, an dem Sie vorbeigekommen sind, konkret auseinandersetzen?

Vor kurzem hätte wohl kaum jemand geantwortet, dass er ein Denkmal aktiv wahrgenommen habe. Inzwischen hat sich das erkennbar verändert. Die *Black-Lives-Matter-Bewegung*, die zunehmende Kritik an den Folgen des Kolonialismus, die offensichtlich wachsende Sensibilität in der gegenwärtigen Gesellschaft, vor allem in Europa und in den USA, an diversen Formen der Unterdrückung haben dafür gesorgt, dass Denkmäler wieder stärker in unseren Blickwinkel geraten sind. Allerdings muss man sofort wieder einschränken, dass nur solche Denkmäler mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die im Ruch stehen, an jene Männer und de-

ren Taten zu erinnern, die inzwischen massiv kritisiert werden, weil sie in der Vergangenheit den Kolonialismus gefördert oder von ihm profitiert, weil sie in der Vergangenheit Kriege geführt oder gar vom Zaun gebrochen, weil sie in der Vergangenheit Teile der Gesellschaft diskriminiert haben.

Grundsätzlich ist zu Anfang aber festzuhalten, dass Denkmäler in großer Zahl unseren alltäglichen Lebensraum bevölkern: An Häusern, in denen einmal eine berühmtere Persönlichkeit abgestiegen ist, findet man Gedenktafeln; in Städten und Märkten bevölkern die Großen der Vergangenheit in Erz oder Stein Straßen und Plätze; Staatsbesuche kommen häufig nicht ohne Denkmäler aus, denn wo sollte man sonst die obligatorischen Kränze niederlegen, und fast jeder noch so kleine Ort besitzt zumindest ein Kriegerdenkmal. Gleichwohl ist zu konstatieren, dass die Mehrzahl dieser Denkmäler und Gedenktafeln und -Plaketten in unseren Städten und Dörfern, mitunter sogar mitten in freier Natur, eher wie verstaubte und unbeachtete Möbelstücke herumstehen. Vor allem dort, wo wir zu Hause sind, wo wir uns auskennen, nehmen wir Denkmäler kaum noch wahr, wir gehen achtlos an ihnen vorüber. Um jedoch zu erkennen, was die Initiatoren von Denkmälern eigentlich mit deren Hilfe erreichen wollten, ja häufig noch immer anstreben, bedarf es einiger Überlegungen dazu, was ein Denkmal eigentlich ist, wann man damit begonnen hat, Denkmäler zu errichten, und was in den meisten Fällen passiert, wenn solch ein Denkmal erst einmal fix und fertig auf seinem Sockel steht.

I.

Ein Denkmal – was ist das eigentlich? Hierfür kann man etwa im *Wörterbuch zur Geschichte* von Erich Bayer und Frank Wende nachschlagen. Dort werden diverse Untergruppen von Denkmälern unterschieden: Bau- und Kunstwerke aller Art, aber auch In-



Dr. Katharina Weigand, Landeshistorikern, Akademische Oberrätin am Universitätsarchiv der LMU München

schriften, besonders aus dem Altertum und dem Mittelalter, sowie Urkunden, Münzen und Medaillen, Siegel, Wappen, Waffen. Und als Definition ist hier u. a. zu lesen: Denkmäler seien „nach J[ohann] G[ustav] Droysen [...] die Quellengruppe zwischen den unentstellt überlieferten Überresten und der mehr oder weniger subjektiv gefärbten Tradition“.

Wenn man sich nun aber etwa das Münchner Siegestor oder das Bismarckdenkmal am Starnberger See bzw. die Reiterstatue, die Prinzregent Luitpold in München vor dem Bayerischen Nationalmuseum darstellt, anschaut, dann scheinen diese Objekte recht wenig mit einer solchen Definition zu tun zu haben. Und tatsächlich zielt sie auf einen älteren Denkmalbegriff, einen Denkmalbegriff aus dem 19. Jahrhundert, der alle Hinterlassenschaften – wir würden heute sagen: alle Quellen aus der Vergangenheit – als Denkmäler bezeichnete, römische Münzen ebenso wie mittelalterliche Kloaken, die Barockschlösser des europäischen Adels ebenso wie die Reste keltischer Befestigungsanlagen, die autobiographischen Aufzeichnungen der Liselotte von der



Fotos: canva.com

Das deutsche Denkmal schlechthin: Die 1875 im Teutoburger Wald errichtete Statue erhöht den antiken Cheruskerhäuptling Hermann zum ersten deutschen Widerstandskämpfer gegen fremde Besatzer.

Pfalz aus dem 17. Jahrhundert ebenso wie Fuggersche Rechnungsbücher.

Dieser zitierte, eher inflationäre Denkmalbegriff muss im hier traktierten Zusammenhang drastisch eingeschränkt werden. Es geht im Folgenden also weder um antike Münzen, die das Portrait des in ihrer Entstehungszeit regierenden Kaisers tragen, noch etwa um Waffen, die man als Überrestquellen für die Kriegstechnik vergangener Zeiten interpretieren kann. Aber es geht ebenso wenig um die klassischen Baudenkmäler, die von den Denkmalschützern allesamt als „Denkmäler“ bezeichnet werden. Denn solche Baudenkmäler wurden für ganz bestimmte Funktionen errichtet, was freilich im Staunen, dass solche Bauten überhaupt noch erhalten sind, im Staunen, was die Altvorderen mit primitiver Technik zustande gebracht haben, häufig vergessen wird.

Zu derartigen Baudenkmalern zählt etwa die Münchner Residenz, die von den bayerischen Herzögen, Kurfürsten und Königen gebaut und immer wieder erweitert wurde, um darin prunkvoll wohnen und vor allem um angemessen repräsentieren zu können. Zu den Baudenkmalern gehört ebenso die Nürnberger Lorenzkirche, die als Gotteshaus und als Ort für Gottesdienste errichtet wurde. Solchen Gebäuden kann man also pragmatische Funktionen zuordnen; erst aufgrund ihres Alters, aufgrund ihrer möglicherweise kunsthistorischen Bedeutung, vielleicht auch aufgrund ihrer Einzigartigkeit sind sie zu schützenswerten Objekten des Denkmalschutzes geworden, der sie als „Denkmäler“ tituliert, der sie aber präziser als „Baudenkmäler“ bezeichnen sollte.

Wenn man sich nun wieder das Münchner Siegestor, den Bismarckturm am Starnberger See, die Luitpold-Statue vor dem Bayerischen Nationalmuseum vor Augen führt, dann lässt sich rasch erkennen, dass die drei zuletzt genannten Objekte von ganz anderem Zuschnitt sind. Diese zuletzt genannten Denkmäler wurden gebaut, um Erinnerung zu schaffen und zu bewahren.

II.

Und so sollen nun endlich folgende Denkmäler des 19. und 20. Jahrhunderts im Vordergrund stehen, die das englische Wort „monument“ näher, ja treffender charakterisiert. Gemeint sind also DENK-MALE wie u. a. Reiterstandbilder, Künstlerbüsten sowie größere Figurenensembles (etwa die Mahnmäler für den Todesmarsch der Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau), gemeint sind daneben aber gleichermaßen DENK-MALE, für die eine architektonische Form gewählt wurde (z. B. das Münchner Siegestor oder die Kelheimer Befreiungshalle) sowie eher abstrakte Monumente (z. B. das Denkmal für die Opfer der Berliner Luftbrücke). All dies sind DENK-MALE, die gesetzt wurden, um ganz bewusst Erinnerung zu initiieren, zu bewahren, zu verändern usw.

Angeschnitten ist damit die Frage einerseits nach den Funktionen des Denkmals und andererseits nach den Gründen, warum solche Denkmäler überhaupt aufgestellt wurden und noch immer aufgestellt werden. Über drei Zeitebenen erstrecken sich die Funktionen und Wirksamkeiten von Denkmälern: Auf den ersten Blick scheinen Denkmäler vor allem oder gar ausschließlich auf

die Vergangenheit zu verweisen. Denn schließlich gehört zu den Motiven für ihre Errichtung der Wunsch, Erinnerung an eine zumeist verstorbene Person oder an ein vergangenes Ereignis zu stiften. Und diese Person bzw. dieses Ereignis soll auf oder an dem Denkmal zu sehen, zumindest zu erahnen sein. Besonders einfach nachvollziehbar ist dieser Umstand, wenn man an die vielen Personendenkmäler denkt, die Goethe und Schiller, die die bayerischen Könige Ludwig I. bzw. Max II., die daneben aber auch Persönlichkeiten als Statue oder Büste zeigen, die vielleicht nur regionale oder lokale Bedeutung erlangten. Doch selbst architektonisch oder abstrakt gehaltene Denkmäler können an Personen oder Ereignisse erinnern, zu nennen sind in diesem Zusammenhang die vielen Bismarcktürme und Bismarcksäulen und ebenso das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

Gleichzeitig aber wohnt Denkmälern ein starker Bezug zur Gegenwart ihrer eigenen Entstehungszeit inne. Denn indem die Initiatoren des Denkmals sich bemühen, Erinnerung zu stiften oder wachzuhalten, sprechen sie über die darzustellenden Personen, Ereignisse und Ideen ein in der Regel positives Werturteil aus und befinden, dass all dies der Erinnerung würdig sei.

Als dritte zeitliche Ebene ist darüber hinaus die Zukunft in jedes Denkmalprojekt einbezogen. Schließlich soll noch weit in die Zukunft hinein das einmal gesetzte Denkmal auf die Betrachter wirken, soll es die angestrebte Erinnerung nicht nur für eine, sondern für viele Generationen gewährleisten.

Den Denkmälern kommen jedoch noch in einer ganz anderen Hinsicht

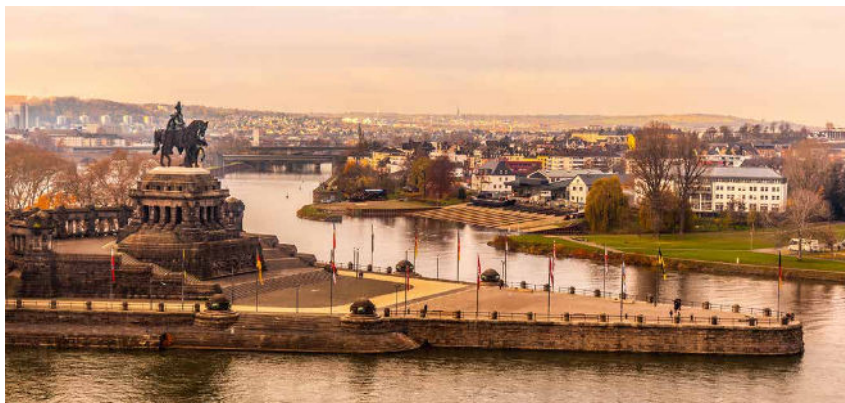


Studienleiter Stephan Höpfinger (re.), der die Veranstaltung auch organisiert hatte, moderierte die Fragerunde mit Dr. Katharina Weigand im Anschluss an beide Referate. Rechts: Die Veranstaltung wurde aufgezeichnet und steht als Video und auch als Audio im YouTube-Kanal der Katholischen Akademie in Bayern.

Erinnerungsfunktionen zu: Denn meist soll auch an den oder die Initiatoren des Denkmals selbst – und das beide Male sowohl im Sinne von „to remind“ (jemanden erinnern) als auch im Sinne von „to remember“ (sich erinnern) – erinnert werden. Das bedeutet, dass sich derjenige, der Erinnerung mit Hilfe eines Denkmals stiften oder bewahren will, gleichzeitig ganz bewusst in eine Traditionslinie hineinstellt, sei sie nun kultureller oder politischer Natur. Wer Denkmäler initiiert, plant oder fördert, gibt somit zum einen zumindest Teile seiner eigenen Weltanschauung zu erkennen. Er möchte aber zum anderen in den meisten Fällen auch als der Schöpfer des in Rede stehenden Monuments selbst in Erinnerung bleiben. So ist etwa auf der Rückseite des Sockels des von Ludwig I. initiierten und finanzierten Standbildes für Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn in Würzburg zu lesen: „Errichtet von Ludwig I. König von Bayern, Herzog von Franken 1847“.

Denkmäler sind in keiner Weise der historiographischen Korrektheit und auch nicht dem Anspruch des Historikers nach möglichst großer Objektivität verpflichtet.

Aber noch zwei weitere Aspekte gehören zum Komplex „Funktionen des Denkmals“. So sollen diese Monumente erstens eine besondere Form der Erinnerung stiften, nämlich keine private Erinnerung, sondern eine, die in und von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Das Ziel des Denkmalschöpfers ist, persönliches Credo, Werthaltungen, Urteile über die Vergangenheit im Medium des Denkmals einerseits öffentlich zu machen und andererseits – wie schon erwähnt – der Nachwelt zu überliefern. Damit setzt sich derjenige, der solch eine Initiative in Angriff nimmt oder unterstützt, zweitens ganz bewusst der Diskussion seines Projektes aus, er will also in der Öffentlichkeit sowie bei den nachmaligen Betrachtern Wirkungen erzielen, er will bestimmte Urteile und Sichtweisen hervorrufen oder unterdrücken, stärken oder schwächen, er will Meinungen machen und beeinflussen.



Fotos: canva.com

Die monumentale Kaiser-Wilhelm-Reiterstatue am Deutschen Eck bei Koblenz am Rhein wurde gestürzt und später erneut errichtet.

Gerade die Tatsache, dass mit Hilfe von Denkmalsetzungen Meinungen beeinflusst werden sollen, lenkt den Blick auf einige besondere Wesensmerkmale des Denkmals. Der wichtigste Aspekt in dieser Hinsicht ist sicherlich, dass Konzeption, Planung und Verwirklichung von Denkmälern in keiner Weise der historiographischen Korrektheit, nicht dem Anspruch des Historikers nach möglichst großer Objektivität verpflichtet sind – und dies auch nicht sein müssen! Ein Denkmal kann und will und wird nie ein auf den Sockel gestelltes Fachbuch sein! Mit der Hilfe von Denkmälern wird vielmehr ein ganz besonders selektiver Zugriff auf die Vergangenheit praktiziert, sowohl was die Auswahl der darzustellenden Person, des darzustellenden Ereignisses betrifft als auch hinsichtlich der zumeist ganz eindeutigen inhaltlichen Verortung dieser Person bzw. dieses Ereignisses.

Als Beispiel hierfür mag das Denkmal für König Max I. Joseph in München dienen. Dieses Monument zeigt nichts anderes als eine ungetrübte Erfolgsstory der Herrschaft des ersten bayerischen Königs, es verschweigt die Tausenden von Toten während der Napoleonischen Kriege, es verschweigt die territorialen Verluste, es verschweigt den kulturellen und sozialen Kahlschlag im Umkreis der aufgelösten Klöster, es verschweigt im Grund alles Negative der Jahre zwischen 1799 bzw. 1806 und dem Jahr 1825, dem Todesjahr Max Josephs. Hier zeigt sich überdeutlich: Multikausalität der Interpretation wird im Denkmal nicht angestrebt und ist in diesem Medium tatsächlich nicht zu verwirklichen!

Der Umstand, dass in parlamentarisch-demokratischen Staaten die Errichtung von Denkmälern ganz offen-

sichtlich mit größeren Schwierigkeiten und längeren Auseinandersetzungen verbunden ist, hat wohl im gerade Geschilderten seinen Ursprung. Eine angemessene Beurteilung von Denkmälern erfordert es daher, vor allem die politischen Wirkungszusammenhänge ihrer Entstehungszeit in den Blick zu nehmen. Denn genau diese politischen Wirkungszusammenhänge der Entstehungszeit beeinflussen, ja bestimmen grundlegend sowohl den Inhalt als auch die Art der Darstellung, somit die Interpretation all jener historischen Persönlichkeiten und Ereignisse, die man auf einen Sockel gehoben hat oder noch heben will.

III.

Die enge Verbindung zwischen dem im Medium Denkmal ausgesprochenen Werturteil, der darin enthaltenen Botschaft über die Vergangenheit und dem gesellschaftlichen, kulturellen, politischen Tagesgeschehen seiner Entstehungszeit, diese enge Verbindung hat allerdings zur Folge, dass die meisten Denkmäler, ganz entgegen der Absicht und den Hoffnungen ihrer Auftraggeber, die Neigung haben, nach kürzerer oder längerer Zeit gleichsam zu verschwinden. Sie sind zwar weiterhin materiell vorhanden, doch sobald sich die öffentliche Auseinandersetzung, die in den meisten Fällen mit der Planungs- und der Bauphase von Denkmälern einhergeht, beruhigt hat, verschwindet gleichzeitig das eben noch heiß umkämpfte Streitobjekt aus der Wahrnehmung.

Verstärkt wird dieses Unsichtbarwerden, diese der Absicht der Denkmalschöpfer so krass entgegenstehende

Entwicklung, noch durch den Umstand, dass die an den Denkmälern verwendete Ikonologie mit der Zeit unverständlich wird. Eine Vielzahl der an den Denkmälern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verwendeten Bedeutungsträger (besondere Assistenzfiguren, unterschiedlich eingesetzte architektonische Grundformen, besondere Symbole usw.) sind längst zum Spezialwissen von Historikern und Kunsthistorikern herabgesunken. So wurden etwa in Bayern zum Lob der bayerischen Verfassung von

1818 an einigen Orten Steinwürfel errichtet. Die an allen Seiten gleichgroße Oberfläche der Würfel sollte die Perfektion der Verfassung von 1818 versinnbildlichen. Der heutige Betrachter kann derartige Botschaften zumeist nicht mehr entziffern. Ein nicht zu dechiffrierendes Denkmal aber mutiert zum reinen Kuriosum, im besten Fall zum dank seines Alters schützenswerten Baudenkmal.

Im Titel dieser knappen Skizze ist zudem von der Genese von Denkmälern die Rede. Damit ist nicht nur die Entstehungsgeschichte einzelner dieser Monumente gemeint, von der ersten Idee, über die Suche nach Unterstützern und Finanzierungsmöglichkeiten, über das Bemühen um staatliche Akzeptanz – denn die meisten Denkmäler stehen ja auf öffentlichen Plätzen und müssen daher genehmigt werden –, über Ausschreibungen und Baupläne bis zur letztendlichen Realisierung. Um die Denkmäler besser verstehen und interpretieren zu können, bedarf es noch einiger weniger Bemerkungen zur Genese des Denkmals an sich. Alle diejenigen, die angesichts der heutigen Fülle solcher städtebaulicher Objekte in Erz und Stein der Überzeugung sind, derartige Monumente mit ihrer eindeutigen Erinnerungsfunktion gebe es eigentlich „schon immer“, mögen vielleicht erstaunt sein, wenn nun davon die Rede ist, dass jene Denkmäler, die Menschen bzw. deren Taten glorifizieren, Erfindungen erst des 19. Jahrhunderts sind. Begünstigt wurde diese Entwicklung von der Aufklärung, die vor allem die diesseitigen Taten und weniger das jenseitige Schicksal des



1913, genau 100 Jahre nach der Schlacht gegen Napoleon, wurde im Südosten Leipzigs das 91 Meter hohe Völkerschlachtdenkmal eingeweiht – als Zeichen nationaler Einheit.

Menschen in den Mittelpunkt stellte. Den eigentlichen Schub, Denkmäler mit Erinnerungsfunktion zu bauen, kann man im frühen 19. Jahrhundert erkennen. Mit verursacht wurde dies einerseits vom Aufschwung einer immer stärker wissenschaftlich betriebenen Geschichtsforschung – Geschichte wurde damals mehr oder weniger zu jener Wissenschaft, die scheinbar alles erklären konnte und sollte. Andererseits wirkte sich hier der Boom des nationalen Gedankens, der nationalen Idee aus, freilich nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Mit dem Wunsch, die eigene Nation zu feiern bzw., wie in Deutschland und in Italien, überhaupt erst als Staatsnation zu begründen, goß man zuerst einmal für all jene Statuen oder meißelte sie aus Stein, denen man zubilligte, Große der eigenen Nation zu sein und diese identitätsstiftend verkörpern zu können. Das begann in den deutschen Staaten 1821 mit Luther in Wittenberg, anschließend folgten 1836 Gutenberg in Mainz und Dürer in Nürnberg (1837–1840).

Rasch wurden in so gut wie jeder größeren Stadt Denkmäler und immer mehr Denkmäler errichtet, für nationale Helden, unter die man aber auch Künstler wie Schiller und Goethe zählen konnte, für Monarchen und Fürsten, für Heroen aus grauer Vorzeit – verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald. Seither hat das Bemühen um immer neue Monumente, das Entdecken immer weiterer Personenkreise, die man als denkmalwürdig identifizierte, nicht mehr richtig nachgelassen. Dazu

kamen noch, ebenfalls etwa seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, der Sonderfall der Kriegerdenkmäler, sowie – nach dem Zweiten Weltkrieg – die Sonderform der Mahnmäler. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts wurde diese Entwicklung von nicht wenigen als „Denkmalwut“ oder „Denkmalpest“ bezeichnet und vehement abgelehnt.

IV.

In aller Kürze soll nun noch der Stand der Forschung zum Thema Denkmal angesprochen werden. Hier gilt

es vier Aspekte zu thematisieren, zumeist in Beschränkung auf die Situation in Deutschland.

Erstens: Den Denkmälern widmen sich – soweit es die universitäre Forschung betrifft – vor allem Historiker und Kunsthistoriker. Dass das Thema „Denkmal“ für einen interdisziplinären Forschungsansatz besonders prädestiniert ist, versteht sich dabei von selbst.

Zweitens: Zwei Pilotstudien stehen am Beginn des auf Denkmäler ausgerichteten Interesses der historischen Forschung: Franz Schnabels Abhandlung „Die Denkmalkunst und der Geist des 19. Jahrhunderts“ von 1939 sowie Thomas Nipperdeys Aufsatz „Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert“ aus dem Jahre 1968. Seit den frühen 1980er Jahren kam es dann zu einer regelrechten Inflation von Veröffentlichungen zum Thema „Denkmal“, die allerdings in den letzten etwa zehn Jahren ein wenig abgeebbt ist. Angesichts des jedoch kürzlich wiedererwachten Interesses an den Denkmälern und ihrer Erinnerungsfunktion – inzwischen aber eher im negativen Sinne, denn Denkmäler werden seit kurzem ja häufiger gestürzt denn neu gebaut – dürfte sich in absehbarer Zukunft auch die Forschung abermals verstärkt diesen Monumenten zuwenden. Und tatsächlich ist bereits eine erste neue Veröffentlichung auf dem Markt, die den gerade erwähnten Trend bestätigt: Im vergangenen Jahr erschien aus der Feder von Kirsten Otto: *Berlins verschwundene Denkmäler. Eine Verlustgeschichte von 1918 bis heute*, Berlin 2020.

Drittens: Nicht allein die angesprochene Flut von Veröffentlichungen in den frühen 1880er Jahren hat die Denkmal-Literatur rasch ziemlich unübersichtlich werden lassen. Dazu trug und trägt noch heute vor allem die große Anzahl von Klein- und Kleinstschriften zu einzelnen Denkmälern bei, die zudem – etwa als Privatdrucke – vielfach nicht über den Buchhandel zu beziehen sind. Was dagegen noch immer fehlt, ist ein umfassendes „Handbuch“ zum Denkmal im 19. und 20. Jahrhundert, allein schon im Hinblick auf die Denkmalentwicklung in Deutschland bzw. in den deutschen Staaten des 19. Jahrhunderts.

Viertens: Stattdessen erschienen in den 1980er und 1990er Jahren einige wenige reich bebilderte Prachtbände zu einzelnen prominenteren Denkmälern. Diese waren zuvor meist einer umfassenden Restaurierung unterzogen worden. In den erwähnten Publikationen werden daher nicht nur die Planungs- und Baugeschichte dieses Monuments berücksichtigt, sondern gerade der Restaurierungsphase, genauer den Restaurierungstechniken widmet man hier größere Beiträge. Einen weiteren Literaturtyp in Sachen Denkmäler stellen solche Bände dar, die die gesamte Denkmaltopographie einer Gemeinde oder Stadt behandeln.

Nach den wenigen Hinweisen zur Forschungssituation schließt sich nun die Frage an, was interessiert die Forschung eigentlich am Denkmal – und das beinhaltet ja auch: Was sollte uns alle am Denkmal interessieren, wenn wir es lesen, wenn wir es einigermassen verstehen wollen? Soweit es die Entstehungsgeschichte dieser Monumente betrifft, stehen der intendierte Inhalt des Denkmals – an wen oder was soll erinnert werden? – und dessen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen und politischen Situation der Entstehungszeit – wann wird warum an was erinnert? – im Mittelpunkt. Bezogen auf eine ganze Stadt, nehmen wir der Einfachheit halber die bayerische Landes-

hauptstadt München, würde das z. B. bedeuten, sich anzusehen, wie viele Monarchen, wie viele Künstler, wie viele Politiker – und jeweils welche? – wurden und werden zu welcher Zeit hier in Denkmälern verewigt? Es geht außerdem um die Person, den Personenkreis, der ein solches Denkmalprojekt vorantreibt und um dessen Widersacher. Darüber hinaus ist zu fragen, wie viel Zeit verging zwischen der ersten Idee zur Errichtung eines Denkmals und seiner Realisierung, dauerte es lange oder nicht und warum war das so? Waren nicht genügend Mitstreiter zu mobilisieren oder schaffte man es nicht, die nötigen Geldsummen aufzubringen.

Gleichermaßen sollte uns interessieren, ob es bei dieser oder jener Denkmalinitiative eine Vielzahl unterschiedlicher Entwürfe, ob es eine öffentliche Ausschreibung gab? Und warum wurde dieser oder jener Entwurf zurückgewiesen, wer entschied darüber? Kam das nötige Geld von einer oder von wenigen Personen oder von irgendwelchen Institutionen oder wurde eine öffentliche Sammlung organisiert? Wurde ein Projekt vielleicht völlig verhindert? Welche politischen Ziele verfolgten der oder die Initiatoren des Denkmals? Was für ein Urteil wird bis heute im jeweiligen Denkmal über den gewählten Teilaspekt der Geschichte gesprochen? Entsprach bzw. entspricht dieses Urteil den traditionellen Wertungen der Entstehungszeit oder nicht? Und inzwischen ist vor allem zu entscheiden, ob wir uns heute noch mit den damals auf den Sockel gebrachten Werturteilen identifizieren können und wollen, sind sie uns gleichgültig geworden oder lehnen wir sie inzwischen sogar ab?

Bezüglich des schließlich fertiggestellten Monuments ist nach den Modalitäten zu fragen, mit denen es der Öffentlichkeit übergeben wurde. Gab es ein Fest, gab es eine große Resonanz in den Medien? Wie sah oder sieht die weitere „Nutzung“ des Denkmals aus, werden dort z. B. noch immer regelmäßig Feste oder andere Rituale gefeiert? Bei vielen Denkmälern mag uns eine lange, ungebrochene Gedenktradition am Ort des Denkmals eher skurril erschei-

nen, doch es gibt Gegenbeispiele. Man denke nur an die noch immer jährlich, am Morgen des 24. Dezember, zelebrierten Veranstaltungen zur Erinnerung an die Sendlinger Mordweihnacht, zum einen hier in München, an der alten Sendlinger Kirche bei der Statue des Schmieds von Kochel, zum anderen zu Füßen des Waakirchener Löwen. An diesen Orten lebt die Erinnerung an z. T. ja lediglich erfundene Gestalten des Aufstandes von 1705 bis heute tatsächlich fröhlich fort. Und wenn ein Monument schließlich in die Jahre gekommen ist, als wie schwierig erweist es sich dann, das Geld für die Restaurierung zu beschaffen, wenn eine solche überhaupt angestrebt wird?

V.

Darüber hinaus sollte man das langfristige Schicksal von Denkmälern in der Forschung berücksichtigen. Wurden sie etwa infolge von tiefgreifenden politischen Veränderungen einfach nur vergessen oder hat man sie gar zerstört, und wenn ja, wer tat dies? Geschah ein solcher Akt des Niederreißens spontan und ungeplant, mitten in den Aufregungen und Wirren revolutionärer Umstürze oder steckte ein genauer Plan dahinter, vorbereitet womöglich von langer Hand? Im Jahr 1989 wurden z. B. diverse während der DDR-Jahre errichtete Denkmäler gestürzt, manche, aber durchaus nicht alle, sehr zeitnah zum Datum des politischen Zusammenbruchs der Deutschen Demokratischen Republik. Andere dieser Monumente stehen bis heute auf ihren Fundamenten.

Inzwischen müsste man noch fragen, ob es regelrechte Abstimmungen über die Entfernung oder – was sich sicherlich als bessere Lösung erweist – die Kommentierung umstrittener Monumente mit Hilfe zusätzlicher Plaketten und erklärender Texte gibt? Wurde das gestürzte Denkmal womöglich später wieder aufgebaut, wenn zumindest Teile davon noch vorhanden waren, wurde es gar komplett rekonstruiert? Dies geschah z. B. mit der monumentalen Kaiser-Wilhelm-Reiterstatue am Deutschen Eck bei Koblenz am Rhein.

Aber man sollte auch über die deutschen Grenzen hinausschauen. Zu fragen wäre dann u. a., ob unterschiedliche Nationen unterschiedliche Denkmäler bauen und wenn ja, was der Grund



Denkmäler im Online-Teil

Die Dokumentation dieser Veranstaltung wird im Online-Teil dieses Heftes vertieft. Sie finden dort von [Seite 73–83](#) das zweite Referat von Katharina Weigand. ■

hierfür ist? Oder existieren selbst beim Denkmalbau stilistische und architektonische Moden, die die Staatsgrenzen überwinden? Bestehen Ähnlichkeiten z. B. zwischen französischen und deutschen Kriegerdenkmälern des Ersten Weltkrieges oder bestimmt vor allem die Tatsache, den Krieg gewonnen bzw. verloren zu haben – nicht also das grundsätzliche Thema der Trauer –, Form und Inhalt? Ja gibt es, um beim Beispiel der Kriegerdenkmäler zu bleiben, immer wiederkehrende stilistische Motive, die abseits vom Wandel des Stils allein der Totenklage verpflichtet sind?

Bisher kann man sicherlich Folgendes festhalten: Denkmäler sind vorzügliche Quellen, vorzügliche Untersuchungsgegenstände im Hinblick auf die Rekonstruktion politischer und gesellschaftlicher Absichten und Mentalitäten im Spannungsfeld zwischen politischer Artikulation und historischer Argumentation. Das heißt, mit Hilfe von Denkmälern sollen eigentlich politische Aussagen in die Öffentlichkeit transportiert werden, aber man tut dies, indem man aus der Mottenkiste der Vergangenheit Personen und Ereignisse hervorholt und auf Sockel stellt, die dann wiederum die intendierten aktuellen politischen Botschaften scheinbar oder tatsächlich verkörpern sollen.

Unterscheiden muss man jedoch, auch wenn man grundsätzlich von einer politisch motivierten Indienstnahme von Kunst, Kultur und Geschichte ausgeht, die wechselnde Intensität solcher Indienstnahme zu verschiedenen Zeiten und für je unterschiedliche Ziele. Neben den unstrittigen Kontinuitäten muss der Historiker gerade diese Unterschiede gebührend berücksichtigen, die man im Blick auf den jeweiligen Umgang mit Kunst, Kultur und Geschichte in monarchischen, in totalitären und in parlamentarisch-demokratischen Staaten erkennen kann.

Noch ein weiterer Komplex der Erforschung der Denkmäler ist anzusprechen: Denn besondere Schwierigkeiten treten auf, wenn man sich mit dem Komplex von Rezeption und Wirkung dieser Monumente beschäftigt. Hierbei ist eine Vielzahl unterschiedlicher Kategorien – und diese noch in wechselseitiger Verschränkung – in Rechnung zu stellen. Die sachliche Dimension von Rezeption und Wirkung zielt auf so unterschiedliche Felder wie einerseits die

möglicherweise von Denkmälern hervorgerufenen – und von den Initiatoren erhofften – politischen Einstellungen und Handlungsweisen und andererseits auf die unter Umständen von Denkmälern beeinflussten Deutungsmuster der Vergangenheit bzw. auf veränderte Formen des Geschichtsbewusstseins.

Zudem ist stets zu berücksichtigen, dass intendierte und tatsächlich eintretende Wirkungen nicht identisch zu sein brauchen, ferner, dass zwischen Geschichtsbewusstsein und politischer Haltung oder Handlung ein schwer entwirrbarer Wirkungszusammenhang besteht. Wenn man von Rezeption und Wirkung spricht, so ist außerdem hinsichtlich der Adressaten bzw. Rezipienten der Denkmäler zu differenzieren. Es macht einen Unterschied, ob man dabei individuelle Verhaltensmuster, solche von gesellschaftlich homogenen Kleingruppen oder aber solche von größeren Bevölkerungsgruppen – bis hin zu ganzen Nationen – in den Blick nimmt. Außerdem sollte grundsätzlich eine gewisse Skepsis vorwalten, ob Denkmäler im Kopf der Betrachter überhaupt einen Effekt der positiven Identifikation hervorrufen können.

Vorherrschend scheint vielmehr Gleichgültigkeit gegenüber Denkmälern zu sein bzw. momentan der Impuls, als provozierend empfundene Erinnerungsmale niederzureißen. Und in einer weiteren Differenzierung wird man außerdem die zeitliche Dimension von Rezeption und Wirkung zu bedenken haben, nämlich einerseits die Untersuchung kurzfristiger und andererseits langfristiger Wirkungen – soweit sich das mit den klassischen Methoden des Historikers überhaupt erforschen lässt.

Stellt sich schon das Kategoriensystem für den Komplex von Rezeption und Wirkung als überaus kompliziert dar, so sind die Probleme im forschungsstrategischen Bereich, hinsichtlich der Quellen und Methoden, mitunter schier unüberwindlich. Fragestellungen, die auf die gegenwärtigen Verhältnisse abzielen, sind mit all den Schwierigkeiten konfrontiert, die empirischen Forschungen generell anhaften. Findet man überhaupt repräsentative Bevölkerungsgruppen, die man befragen kann? Wie entwickelt man adäquate Fragebogen-Formulierungen, die die Antworten nicht schon vorgeben? Hat man die Chance, „ehrliche“ Antworten von den

Befragten zu erhalten? Denn wer würde heutzutage zugeben, sich anhand eines Bismarckdenkmals zu Wunschträumen vergangener nationaler Größe verleiten zu lassen? Will man darüber hinaus noch derartige Wirkungszusammenhänge in der Vergangenheit untersuchen, so stellt sich die Quellenlage nicht minder prekär dar. Um es salopp zu formulieren: Damals hat sicherlich niemand die hierfür nötigen Befragungen durchgeführt! Illegitim wäre aber auf jeden Fall eine phänomenologische Kurzschlüssigkeit, die von vorfindbaren politischen Verhaltensweisen auf die Wirksamkeit von Denkmälern schließt.

Zum Schluss

Trotz aller hier konstatierten Befunde ist auch heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, das Denkmal noch immer populär: als Träger politischer Botschaften, als Vermittler politisierter Deutungen der Vergangenheit, als Medium der öffentlichen bzw. staatlichen Selbstdarstellung. Der lapidare Hinweis auf immer neue Denkmäler in Berlin, vor allem für die verschiedenen Opfergruppen der NS-Zeit, mag in diesem Zusammenhang genügen. Aber selbst aus bayerischer Sicht zeigt sich, dass das Denkmal offensichtlich noch lange nicht ausgedient hat, so wenn weiterhin neue Eisner-Denkmäler in der bayerischen Landeshauptstadt entstehen (das letzte 2011 am Münchner Oberanger) oder wenn ein bayerischer Finanzminister in den Jahren von 2003 bis 2005 seinen vermeintlichen Amtsvorgänger, Maximilian von Montgelas, am Münchner Promenadeplatz nicht nur überlebensgroß, sondern vor allem als gleißende Lichtgestalt (zumindest beim Auftreffen von Sonnenstrahlen auf der aus Aluminium geformten Statue) errichten lässt. ■



Die beiden Referate von Katharina Weigand finden Sie als Video und als Audio auf unseren YouTube-Kanälen sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. Wenn Sie nur zuhören wollen, führt Sie [dieser Link](#) zum Audio. (Sie finden Audio und Video auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Verzicht

Nur auf den ersten Blick ein eindeutiger Begriff

Der emeritierte Philosophieprofessor und bekannte Autor Otfried Höffe war am 10. November 2021 zu Gast in der Katholischen Akademie in Bayern, um ausführlich ein Thema zu behandeln, das auf den ersten Blick eindeutig zu sein scheint: Verzicht. Doch sein Streifzug durch die Ideengeschichte machte

deutlich, dass philosophisch wie theologisch inspirierte Denker immer wieder zu fast gegensätzlichen Ergebnissen kamen. Aristoteles und Platon hatten eine unterschiedliche Sichtweise, ebenso Augustinus und Thomas von Aquin. Verzichten Sie nicht auf die Lektüre des Textes.

Verzicht: (k)eine Utopie

von Otfried Höffe

Bekanntlich ist die Philosophie aus dem *Thaumazein*, dem Staunen, entstanden. Gemeint ist allerdings nicht das bewundernde Staunen über die großartige Ordnung und Schönheit der Welt, sondern das skeptische Staunen: dass vieles in der Welt sich nicht so verhält, wie man erwartet.

Mit einem derartigen Staunen muss ich meinen Vortrag beginnen: In der Tradition der philosophischen und der theologischen Ethik sowie in der Praxis der Weltreligionen haben verschiedene Formen des Verzichts eine erhebliche Bedeutung. Die entsprechende Praxis des Verzichts wird keineswegs nur von frommen Menschen gepflegt, sondern auch von weniger frommen Gläubigen, selbst von säkularen Zeitgenossen. Sie fasten oder spenden vor oder an christlichen oder an jüdischen Feiertagen, Muslime praktizieren beides im Monat Ramadan. Überzeugte Muslime und Juden verzichten überdies aufs Schweinefleisch, Muslime zusätzlich auf Alkohol.

Weltfremd?

Dennoch sucht man heute in den einschlägigen Nachschlagewerken die zuständigen Stichworte vergeblich. In erstaunlich vielen Lexika der Philosophie und der Theologie findet man keinen Eintrag „Verzicht“. Für die Theologie fehlt er beispielsweise in der mir vorliegenden Auflage des vielbändigen evangelischen Lexikons *Religion in Geschichte und Gegenwart* und im immerhin fünfbändigen vornehmlich katholischen *Neuen Handbuch theologischer Grundbegriffe*; das katholische, erneut vielbändige Werk *Lexikon für Theologie und Kirche* enthält zwar einen Eintrag „Verzicht“, der aber pro-

vokativ kurz ausfällt. Auch die verwandten Stichworte wie „Askese“ und „Fasten“ sucht man zum Beispiel im genannten *Neuen Handbuch* vergeblich. Eine Ausnahme bildet, man sehe mir diesen Hinweis nach, das von mir herausgegebene *Lexikon der Ethik*.

Tauchen wir also mit dem Thema des Verzichts in eine uns fremd gewordene Welt ein? Denn so viel Bildungswissen haben wir noch, dass wir wissen, dass das Verzichten früher durchaus eine Rolle spielte. Ist der Verzicht also eine Utopie im wörtlichen Sinn, ein Nichtort oder Nirgendland? Ist die bloße Aufforderung zu verzichten ein Zeichen von Weltfremdheit? Die entsprechenden Gesellschaftsdiagnosen kennen wir, etwa die Rede von einer Konsum- und Wegwerfgesellschaft.

Andererseits bleibt meine einleitende Beobachtung doch richtig. In den genannten religiösen Zeiten, in der Fastenzeit, auch dem Advent, früher an allen Freitagen, an denen zumindest Katholiken auf Fleisch verzichteten (und Schwaben angeblich dafür und für die Fastenzeit als *Herrgottsbescheißerle* die Maultaschen erfanden) und bei den



Foto: Heike Schulz/Living Signs

Prof. Dr. Otfried Höffe, Professor em. für Ethik, Politische Philosophie und Philosophie an den Universitäten Fribourg und Tübingen

Muslimen im Ramadan, wird noch gefastet und gespendet. Und wer sich schämt zu fasten, weil er sich damit als noch partiell gläubiger Christ zu erkennen gibt, verschiebt es vielleicht in andere Jahreszeiten und nennt es, obwohl kein Muslim, lieber „Ramadan“. Allerdings dessen strenge Regel, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu fasten, befolgt er lieber doch nicht.

Eine erste Begriffsklärung

Behandeln wir das Thema philosophisch, das heißt als erstes: gründlich und machen uns kundig, vorab im Sprachgebrauch. Um sich an die semantische und lebensweltliche Bedeutung einer Sache heranzutasten, empfiehlt sich generell ein Blick in das *Deutsche Wörterbuch*, das Jacob und Wilhelm Grimm begonnen haben. In ihrem bewundernswerten, der Gelehrsamkeit gewidmeten Leben tritt auch ein Verzicht zutage, den man nicht unterschätzen sollte: der Verzicht, sich von Belanglosigkeiten ablenken zu lassen, heute beispielsweise nicht beim Fernsehen hängen zu bleiben, wenn Sendungen nicht einmal intelligent unterhalten können.

Zurück zum *Deutschen Wörterbuch*: Bis weit in das 18. Jahrhundert versteht die deutsche Sprache unter dem Verzicht vor allem das in einem förmlichen Willensakt vorgenommene Aufgeben von Rechtsansprüchen. Mit diesem Verständnis ist der Verzicht, den wir heute in der Regel meinen, nur weitläufig verwandt. Er bleibt zwar ein Willensakt, aber weniger im Sinne eines Rechtsvorgangs denn als einer Lebenshaltung, als einer persönlichen Einstellung und



Augustinus von Hippo (li.) steht dem in Fragen des Verzichts eher strengen Neoplatonismus nahe. Thomas von Aquin, für den Aristoteles das Vorbild ist, sieht hingegen im Fasten, dem Verzicht auf Essen, nicht einmal eine wahrhaft religiöse Praxis.



Illustration: canva.com

Vorbild Antike

Wie in fast allen Bereichen unserer Kultur finden sich auch für unser Thema entscheidende Wurzeln in der griechischen Antike, verbunden freilich mit bemerkenswerten Besonderheiten. Dazu gehört diese Beobachtung: Wer heute den Ausdruck der Askese hört, denkt spontan an eine Selbsteinschränkung, die zu harter Selbstzucht gesteigert wird. Er denkt insbesondere an eine mitleidslose Zügelung der sinnlichen Begierden, der Leidenschaften des Essens, Trinkens und der Sexualität. Wörtlich bedeutet der Ausdruck aber jenes Üben und Einüben, das nicht einem verringerten, sondern einem gesteigerten Menschsein dient. Diese

Askese ist das unverzichtbare Element einer Philosophie, die sich als *savoir vivre*, Lebenskunst, versteht. Sie zielt auf ein zur Meisterschaft gesteigertes Können, bei dem das *savoir vivre*, das Zu-leben-Verstehen, nicht zu einem bloßen Genießen verflacht ist. Die wahre Askese ist der *Eudaimonie*, dem guten und gelungenen Leben, dem Glück im Sinne von Glückseligkeit, verpflichtet.

Der wortmächtige Moralkritiker, aber auch Altphilologe und Pfarrerssohn Friedrich Nietzsche bringt es auf den Punkt. Viele halten Nietzsche für einen Nihilisten, der alle Werte ablehnt. Tatsächlich nimmt er eine „Umwertung aller Werte“ vor. Dabei erhalten oft dieselben Werte eine neue Wertgrundlage. Sie besteht in einer Person, die uns durchaus willkommen sein sollte, in einem selbstverantwortlichen, souveränen Individuum. In Bezug auf die Askese bedeutet die Umwertung, wie Nietzsche schreibt, dass die „drei großen Prunkworte Armut, Demut, Keuschheit bei allen großen, schöpferischen Geistern“ zwar einer „mutwilligen Sinnlichkeit Zügel anlegen“. Dies geschieht aber, fährt er in der *Genealogie der Moral*, in ihrer dritten Abhandlung *Was bedeuten asketische Ideale?* fort, nicht um der Zügelung der Begierden selber willen. Diese Askese ist kein Selbstzweck, sondern steht in Diensten, insbesondere Diensten der Geistigkeit, beispielsweise der Gelehrsamkeit oder der Musik und Literatur. Jedenfalls soll einem gewissen Lebensideal zur Dominanz verholten werden.

Sophrosyne: Besonnenheit

Kehren wir zu den Griechen zurück. Eine Wurzel ihres Verzichtsdenkens finden wir in ihren Überlegungen zur *Sophrosyne*. Wörtlich bedeutet sie den gesunden Sinn, mithin jenen gesunden Menschenverstand, den *common sense*, über den man sich nicht erhaben fühlen sollte. Der gemeinte gesunde Menschenverstand versteht sich nämlich auf dreier-

Der Verzicht entspringt einem Willensakt, womit er keine geringere als eine anthropologische Bedeutung hat.

Sinnesart. Anspruchsvoll verstanden bedeutet heute der Verzicht die zu einem Persönlichkeitsmerkmal gewordene Haltung, ein Ethos, das dann in einschlägigen Entscheidungen und Handlungen zutage tritt. Insofern bleibt ein Kernelement erhalten, die frei und bewusst eingegangene, insofern selbst auferlegte Einschränkung.

Der Verzicht entspringt also einem Willensakt, womit er keine geringere als eine anthropologische Bedeutung

hat: Die Fähigkeit und Bereitschaft zum bewussten und freiwilligen, nicht etwa instinktgesteuerten Verzicht zeichnet den Menschen vor den Tieren, selbst, soweit wir sie kennen, vor den intelligentesten Tieren aus. Sie unterscheidet auch die für sich verantwortliche und zurechnungsfähige, die mündige Person, von den noch unmündigen Kindern.

lei: Er kennt sich selber, er vermag sich auch mit den Augen seiner Mitmenschen zu sehen, und er weiß um seine eigenen Möglichkeiten, einschließlich deren Grenzen.

Diese Sophrosyne hat einen festen Platz in jener volkstümlichen Moral der Griechen gefunden, die in den Spruchweisheiten der *Sieben Weisen* pointiert formuliert worden sind, also von ebenso lebenserfahrenen wie sprachmächtigen Personen wie dem Gesetzgeber Solon und dem Mathematiker, Naturforscher und Philosophen Thales. Diese Autoren bringen zwei Grundgefahren der Menschheit auf den Punkt, die Hybris und die Pleonexie.

Die erste anthropologische, der Tierwelt unseres Wissens unbekannt Grundgefahr, besteht in der Hybris, dem frevelhaften Übermut. Er wird schon in Literatur wie den Epen Homers und den Tragödien von Aischylos, Sophocles und Euripides geißelt, drängt daher diese Nebenbemerkung auf: Glücklich ist eine Kultur, zu deren von allen Bürgern geachtetem Bildungskanon eine derart große, zugleich erziehungsmächtige Literatur gehört.

Die zweite Grundgefahr kommt in Forderungen wie „Medan agan“, „Nichts im Übermaß“, zur Sprache. Sie verlangen nämlich, einer wieder typisch menschlichen, im Tierreich nicht zu findenden Neigung entgegenzutreten, die wir aus dem Märchen *Der Fischer und seine Frau* kennen. Leidenschaften wie die Habsucht, aber auch die Ehrsucht und Herrschsucht sind nie zufriedener; sie verlangen mehr und mehr und noch einmal mehr, ohne jede innere Grenze.

Gegen beide Grundgefahren tritt nun die *Sophrosyne*, die Besonnenheit, auf den Plan. Sie fordert keineswegs, alle spontan auftretenden Neigungen zu unterdrücken. Sie verlangt nicht den Rückzug in eine weltabgewandte Askese. Sie fordert nur, aber auch immerhin beides, zu überwinden, sowohl das übermütige Vertrauen in die eigenen Kräfte, den frevelhaften Übermut, die Hybris, als auch die ständige Unzufriedenheit, die von Leidenschaften wie der Ehrsucht, der Herrschsucht und der Habsucht, die Pleonexie.

Die zwei Kirchenlehrer der Philosophie: Platon und Aristoteles

Eine der gedankenreichsten, deshalb zu Recht wirkungsmächtigsten Texte des abendländischen Geistes ist Platons Dialog *Politeia*, zu Deutsch: *Der Staat*. Hier sieht der erste Kirchenlehrer meines Metiers, der Philosophie, für die Besonnenheit zwei Anwendungsbereiche, außer einzelnen Bürgern auch deren Gemeinwesen, die Polis. Beiden gegenüber übernimmt die Besonnenheit dieselbe Aufgabe, die „Mäßigung der Begierden“ (Buch IV, 430e) zugunsten derselben Leitidee, der Herrschaft des Besseren über das Schlechte.

Nur in Klammern: Es ist dieser Zweck, um dessentwillen die Führungselite der Polis auf eine eigene Familie und auf persönliches Eigentum verzichten soll. Platon weiß um das Skandalöse dieser Forderungen. Er kennt aber auch die Gefahr, dass man beispielsweise im Fall von Konflikten zwi-

schen dem Familien- und Staatswohl zulasten derjenigen Verantwortung entscheidet, für die man doch eigentlich zuständig ist, nämlich des Gemeinwohls. Ähnliches gilt für die Versuchung des Geldes: Wer schon über enorme Macht verfügt, braucht keine weiteren, dem politischen Amt eventuell schädlichen Zusatzanreize: weder eine große Vergütung noch lukrative Nebentätigkeiten, und auch nicht, dass er nach dem Ausscheiden aus seinem politischen Amt eine hochdotierte Lobbytätigkeit übernimmt. Derartige Forderungen benötigen nicht einmal spezielle Compliance-Regeln. Eine zur Idee des ehrbaren Kaufmanns analoge Idee des ehrbaren Politikers sollte eigentlich genügen.

Der zweite große Kirchenlehrer der Philosophie, Aristoteles, konzentriert sich bei der Besonnenheit zwar auf die persönliche Seite. Diese ist bei ihm aber Teil des „bios politikos“, des (moralisch-)politischen Lebens. Sie hat daher auch eine politische Bedeutung. Gemeinwesen, deren Bürger hinsichtlich Lust und Unlust das rechte Maß finden, deren Bürger also in Bezug auf die sinnlichen Freuden des Essens und Trinkens und der Sexualität, auch in Bezug auf die emotionale Seite des Zorns, sich weder dem Zuviel, der Zügellosigkeit, noch dem Zuwenig, der Gefühlslosigkeit, hingeben, bleiben stabil und können darüber hinaus wirtschaftlich, gesellschaftlich und politisch, nicht zuletzt wissenschaftlich und kulturell aufblühen.

Weil es weder ein Zuviel noch ein Zuwenig geben darf, spricht Aristoteles von Meson, einem Mittleren oder einer Mitte. Diese darf man aber nicht quantitativ verstehen. Gemeint ist vielmehr eine Vortrefflichkeit, eben eine Tugend, die die Welt der sinnlichen und emotionalen Antriebskräfte, sagt Aristoteles, nach Maßgabe der Vernunft und dessen gestaltet, was sich gehört.

Das Moment des Verzichts, das man dabei praktiziert, besteht also nicht in einer Einschränkung der Gefühlswelt oder sogar deren Unterdrückung. Es kommt vielmehr auf das an, was der genannte Nietzsche später betonen wird, auf die souveräne Herrschaft des Menschen über die skizzierten Antriebskräfte.

Ein jüngerer Zeitgenosse von Platon und älterer von Aristoteles ist der Kyniker Diogenes von Sinope. Als ein begnadeter Selbstinszenierer steigert er den Verzicht zur Bedürfnislosigkeit und zelebriert diese auf eine Weise, die ihn ins Gedächtnis der Menschheit einbrennt: Er nimmt sich ein Fass zur Wohnung und wird als „Philosoph in der Tonne“ in die Weltgeschichte eingehen.

Für Verzicht setzt sich auch ein Philosoph ein, von dem man es am wenigsten erwartet. Für ihn, Epikur, zählt allein die Lust, auf Griechisch die Hedone. Deshalb zählt man ihn zu den Hedonisten. Als Philosoph ist er freilich alles andere als ein naiver Hedonist. Er vertritt vielmehr einen aufgeklärten Hedonismus. Danach besteht die nicht bloß momentane und vorübergehende, sondern die nachhaltige und wahre Lebenslust in jener Gelassenheit, jener Seelenruhe, die man am ehesten mit wenigen Bedürfnissen und leicht zu erfüllenden Wünschen erreicht. In Nietzsches Worten: „Ein Gärtchen, Feigen, kleiner Käse und dazu drei oder vier Freunde – das war die Üppigkeit Epikurs.“

Wer schon über enorme Macht verfügt, braucht keine weiteren, dem politischen Amt eventuell schädlichen Zusatzanreize.

Zwei christliche Kirchenlehrer: Augustinus und Thomas von Aquin

Von diesen lebensklugen Einstellungen zur Gefühlswelt weichen spätere Platon-Anhänger, sogenannte Neuplatonischen, ab. Sie nehmen eine Kluft zwischen der sinnlichen und geistigen Welt an, weshalb sie bekämpft und am Ende ganz überwunden werden müsse.

Man könnte eine derart lebensfremde und menschenfeindliche Ansicht auf sich beruhen lassen. Unglücklicherweise hat sie aber christliches Denken zum Teil stark beeinflusst, beispielsweise einen ausschweifenden Playboy, der sich später zum christlichen Asketen wandeln wird: den hocheinflussreichen Kirchenlehrer Aurelius Augustinus.

Nach eigener Auskunft hat dieser überragende Intellektuelle über viele Jahre ein ausschweifendes Leben geführt. Nach seiner Bekehrung zum Christentum will er jedoch wie ein Mönch leben, nämlich auf Reichtum, Frauen und Karriere verzichten. Er verzichtet zwar, diesen Verzicht von allen Christen zu verlangen. Tatsächlich kann man aber die Gefahr nicht leugnen, dass ein radikaler Verzicht nach dem Vorbild des Augustinus vielerorts als der in christlicher Hinsicht bessere eingeschätzt, der Verzicht auf diesen Verzicht reduziert wird. Man kann es auch schwerlich leugnen, dass leib- und lebensfeindliche Neigungen dem Christentum nicht fremd sind. Immer wieder erscheint, mit neuplatonischen Vorstellungen im Hintergrund, der der Welt abgewandte, sie nicht selten sogar verneinende Asket als christliches Ideal.

Eine weitere nicht lebensfreundliche Quelle frühchristlicher Überzeugungen sind die damals im Mittelmeerraum verbreiteten Gestalten der Askese. Sie pflegen außer dem Fasten auch den Verzicht auf Schlaf, praktizieren sexuelle Enthaltensamkeit und generell eine Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit. Mit der ursprünglichen Bedeutung der Askese, dem Einüben eines gesteigerten Menschseins, hat diese Haltung wenig, recht eigentlich gar nichts zu tun. Gleichwohl werden einige Elemente „christlich getauft“ vom Christentum übernommen. Ein Beispiel: Das Muster eines Mönchslebens, das Zölibat, ist bekanntlich zum (Fast-)Alleinstellungsmerkmal der katholischen Priester geworden, auch wenn sie keine Ordensleute sind. Und vielerorts gilt das zölibatäre Leben als dem Ehe- und Familienleben geistlich überlegen.

Bei der zweiteiligen Hauptquelle des Christentums sieht es anders aus. Das Alte Testament ist reich an Texten zur Sinnenfreude; das Judentum kennt kein Zölibat, insbesondere kein Pflichtzölibat. Und vom Neuen Testament kann man wohl schwerlich behaupten, es sei von Sinnenfeindschaft durchdrungen.

Vor allem darf eine faire Beurteilung dies nicht unterschlagen: Nach Matthäus, Kap. 6, Vers 16, darf christliches Fasten nicht „mit finsterem Gesicht“ erfolgen. Daher erklärt selbst der zum Mönchsleben konvertierte Augustinus mit Nachdruck, es sei „ganz und gar gleichgültig, wie viel einer esse“. Entscheidend sei allein, „mit welcher Leichtigkeit und Heiterkeit des Herzens er darauf verzichten könne, wenn Not oder Sollen es erfordern“.

Man kann es auch schwerlich leugnen, dass leib- und lebensfeindliche Neigungen dem Christentum nicht fremd sind.

Augustinus steht, wie gesagt, dem Neuplatonismus nahe. Für den zweiten großen Kirchenlehrer, Thomas von Aquin, ist hingegen der zweite Kirchenlehrer der Philosophie, Aristoteles, das herausragende Vorbild. Von ihm angeregt tritt Thomas der damals verbreiteten, mancherorts auch heute vertretenen Ansicht entgegen, Fasten sei etwas Außergewöhnliches. Bei Fasten dränge sich die Vorstellung eines Asketen, vielleicht auch die eines Heiligen auf. Tatsächlich sei es nicht einmal eine wahrhaft religiöse Praxis. Denn es werde von der Lex naturae, dem natürlichen Sittengesetz, geboten. Es gründe also in einem allgemeinmenschlichen Sollen. Deshalb leuchtet eine Tugend wie die Besonnenheit, von Thomas temperantia, „Maß“ genannt, auch einem religionsunabhängigen, rein säkularen Denken ein: Für die Forderung, Maß zu halten, kann man sich auf das fraglos vorchristliche Gebot „Nichts im Übermaß“ berufen. Eine Belehrung durch die Bibel, das Alte oder das Neue Testament, sind hier unnötig. Handlungen wie ein Fasten, sagt

Thomas, seien wie ein Arzneimittel, das man gegen den „Aufruhr der Sinnlichkeit“ immer wieder zu sich nehmen solle.

Von Aristoteles her drängt sich dagegen ein Einwand vor. Wie die anderen Charaktertugenden, so erwirbt man nach Aristoteles die Besonnenheit durch ein ständiges Einüben. Besonnen wird man nämlich durch ein besonnenes Handeln, sofern man es so oft praktiziere, dass es nach einiger Zeit zu einem Charaktermerkmal werde. Wer seine Triebe und

Bedürfnisse immer wieder vernünftig kontrolliert, der bildet die Tugend der Besonnenheit aus, so dass bei ihm ein Übergewicht der Triebe und Bedürfnisse nicht mehr droht.

Die christliche Relativierung der säkularen Tugenden

Ob leibfeindlich oder sinnenfroh – der christlichen Gestalt der gewöhnlichen Verzichte liegt ein außergewöhnlicher Verzicht, ein Tiefenverzicht, zugrunde. Die Verzichte sind nämlich als Nachfolge des alles entscheidenden Vorbilds, des Reformjuden Jesus von Nazareth, und „um des Himmelreichs willen“ zu üben. Aus diesem Grund braucht es in sachlicher Hinsicht vorab einen tiefer reichenden Verzicht. Ohne Zweifel ist es ehrenwert, dass christliche Organisationen sich in Caritas und anderen Formen der Nächstenliebe engagieren. Allerdings gibt es dafür längst andere, säkulare Motivationen, beispielsweise das dritte Prinzip der nachdrücklich antikirchlichen Französischen Revolution, die Fraternité, die Brüderlichkeit. Und in anderen Kreisen herrscht dafür die geschlechtsneutrale Bezeichnung, die Solidarität. Spezifisch christlich wird es jedenfalls erst, wenn man eine Forderung ernst nimmt, die in unseren längst säkularen Gesellschaften als rundum utopisch erscheinen muss: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“

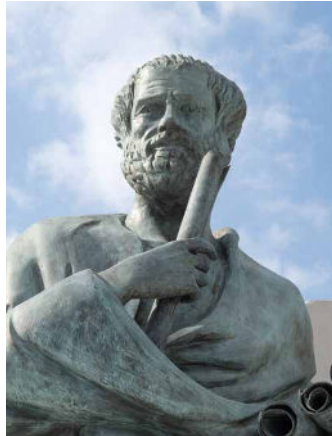
Der Frage, wie man diese Forderung des Näheren zu leben hat, müssen nicht Philosophen, sondern christliche Theologen nachgehen. Als Philosoph kann ich mich aber kundig machen, welche Folgerungen die großen christlichen Kir-

chenlehrer gezogen haben. Sie bestehen in einer nachhaltigen Entmachtung der weltlichen Tugenden. Sie bleiben zwar, so darf man vermuten, wichtig, gewiss. Sie verlieren aber ihr Eigenrecht. Die weltlichen Tugenden suchen den Lebenssinn, die Glückseligkeit, auf Griechisch die *Eudaimonia*, auf Latein die *Beatitudo*, in diesem dann irdisch genannten Leben. Vom wahrhaft christlichen Standpunkt, dem des Himmelreiches, sinken sie jedoch zu Voraussetzungen, wenn es sie überhaupt braucht, des eigentlichen Glücks herab. Für dieses werden nämlich drei neuartige Tugenden eingeführt. Und sie, nicht die bisherigen weltlichen Tugenden, gelten als glücksentscheidend.

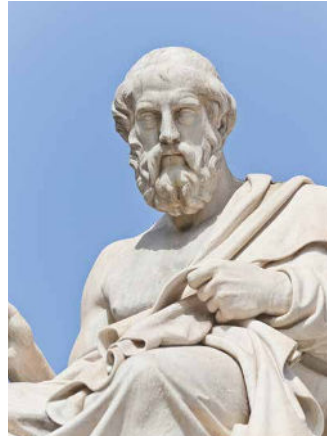
Der für eine säkulare Gesellschaft zutiefst provokative Charakter liegt nun darin, dass es genau genommen nur noch auf sie, die religiösen beziehungsweise theologischen Tugenden ankommt. Es sind die Tugenden des Glaubens, der *fides*, der Hoffnung, der *spes*, und der Liebe, der *caritas*, aber in einem von der Organisation der Caritas grundverschiedenen Sinn. Mit Hilfe des Glaubens befreit man sich vom Verhaftetsein an das Irdische und wird für den Gedanken eines vor allem jenseitigen vergänglichen Lebens offen, das freilich schon hier, im Diesseits, beginnen kann. Die Liebe zielt auf das, worauf es letztlich ankommt, auf die erneut insbesondere im Jenseits mögliche Schau Gottes. Und die Hoffnung lässt erwarten, dieser Schau einmal tatsächlich teilhaftig zu werden.

Die Provokation dieser neuartigen Tugenden, das sollte man weder unterschlagen noch kleinreden, ist enorm. Die christlichen Tugenden drohen den weltlichen „heidnischen“ Tugenden, wie schon gesagt, ihr Eigenrecht zu nehmen. Die *temperantia* beispielsweise muss auf den Anteil des eigenen Willens verzichten, der in Konkurrenz zum Glauben, nämlich zum Abfall von Gott führen könnte. Ähnliches gilt für die Liebe und für die Hoffnung: Wer Gott nicht liebt oder auf die Schau Gottes nicht mehr hofft, der handelt seinem Verlangen nach dem wahren Glück zuwider.

Thomas jedoch, obwohl ein Dominikanermönch, der sein Leben beinahe vollständig den Wissenschaften der Philosophie und der Theologie widmet, ist lebenserfahren und lebensoffen genug, bei den weltlichen Tugenden ihren Eigenwert zu betonen. Bei der *temperantia* blickt er weniger auf die negative Seite, den Verzicht, als auf die positive Funktion. Wer in der Welt der Sinnlichkeit Maß hält, wer die Freuden des Essens und Trinkens und der Sexualität genießt, dem dienen sie letztlich den beiden natürlichen Leitzwecken des Menschen, der Selbsterhaltung und der Arterhaltung. Wer dabei jedoch das Maß verliert, der erfährt bei einem Zuviel eine Abstumpfung und sinkt bei einem Zuwenig auf ein gefühlsarmes Wesen herab.



Otfried Höffe bezeichnet die Griechen Platon (li.) und Aristoteles als Kirchenväter der Philosophie – die in vielen Dingen allerdings sehr unterschiedlicher Meinung sind.



Fotos: canva.com

Ein kaum beachteter Verzicht: die Arbeit

In der modernen Philosophie taucht ein Verzicht auf, den so gut wie alle Menschen in ihrem Leben praktizieren. Merkwürdigerweise spielt er aber, soweit ich es übersehe, weder in der Sozialethik noch in den Sozialwissenschaften eine Rolle. Selbst die Theorie, die sich gern zur kritischen Theorie adelt, die der Frankfurter Schule, geht darauf nicht nachdrücklich

ein. Das mag erstaunen, da den Gedanken einer der geistigen Vorfahren dieser Schule, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, entwickelt. Er findet sich in einer der berühmtesten Werke der Philosophiegeschichte, der *Phänomenologie des Geistes*. Zudem steht er dort nicht an entlegener Stelle, sondern in dem prominenten Herrschaft-Knechtschaftskapitel.

Hegel bringt hier eine für den Menschen spezifische, überdies lebensnotwendige Tätigkeit,

die Arbeit, auf den Begriff: Wer arbeitet, setzt sich mit der Natur – oder, bei Dienstleistungen, mit seinen Mitmenschen – auseinander. Insofern verzichtet er auf einen unmittelbaren Genuss der Früchte seiner Arbeit. Mit diesem Verzicht befreit er sich von einem bloß naturhaften Vorhandensein, worin ein humaner Gewinn liegt. Nicht derjenige, der den Knecht zur Arbeit zwingt, der anfängliche Herr, sondern der anfängliche Knecht erscheint bei dieser näheren Betrachtung als der eigentliche Herr. Er ist es nämlich Herr über das unmittelbare Genießen.

Einige Zusatzbemerkungen

Eine erste Bemerkung zum größten Moralphilosophen der Neuzeit, Immanuel Kant. Viele halten ihn für einen gefühlsarmen Pedanten. Tatsächlich war er in den Salons von Königsberg als ein charmanter Gast beliebt. Überdies veranstaltete er selber großzügige Mittagstafeln. Und vor allem fordert er in Bezug auf alle Tugenden, auch die des Verzichts, sie nicht „mit umwölkter Stirn“, sondern Leichtigkeit und Heiterkeit zu üben.

Eine zweite Bemerkung zu zwei früher viel gelesenen Philosophen des zwanzigsten Jahrhunderts. Zunächst zu Nicolai Hartmann. Er versteht die Tugend des Verzichts, die Besonnenheit, vornehmlich positiv, als ein seelisches Maß und Ebenmaß, das das „zerstörend Unmäßige“ eindämme. Weil er die Affekte als die „Wurzel des emotionalen Lebens und der seelischen Kraft“ einschätzt, hält er die Forderung, die Affekte auszurotten, für naturwidrig. Dem habe ein christlicher Gedanke Vorschub geleistet, die Ansicht von der „wurzeltaften Sündhaftigkeit der menschlichen Natur“, also das Dogma der Erbsünde. Beim „Heiden“ Aristoteles schätzt er, dass er die „Stumpfheit des Gefühls“ für ein Laster

hält. Generell spricht sich Hartmann für eine „Steigerung der Genußfähigkeit im Sinne des ethischen ‚guten Geschmacks‘ (der sapientia)“ aus.

Offensichtlich lässt sich hier ein Ethos des Verzichts schwerlich anschließen. Josef Pieper, der andere, übrigens dezidiert christliche Philosoph des 20. Jahrhunderts, findet respektable Gründe für ein Fasten. Bei dem noch nicht zur Vollkommenheit gereiften, gewöhnlichen Menschen sei nämlich die innere Ordnung der sinnlichen Antriebskräfte gefährdet. Dagegen empfiehlt Pieper etwas, das er, für heutige Ohren nicht ganz glücklich, „Zucht“ nennt. Er meint ein Erziehungsmittel und zählt dazu das Fasten. Der durchschnittliche Mensch müsse, um sein wahres Wesen zu verwirklichen, sich „etwas kosten lassen“. Um eine „sich selbst besitzende, freie sittliche Person“ zu werden, müsse er immer wieder Verzichte leisten, sich beispielsweise Zeiten des Fastens unterwerfen. Wenn man sich, erlauben Sie mir diese Bemerkung, spezielle Zeitschriften anschaut, so findet man dort immer wieder Diät- und andere Fastenkuren. Dass sie immer wieder beschrieben werden, könnte man als Bestätigung von Josef Pieper verstehen, aber auch als Hinweis, dass diese Arzneimittel entweder nicht helfen oder einen utopischen Charakter haben, denn sie werden gar nicht oder nicht hinreichend erfolgreich praktiziert.

Ausblick und Bilanz

Vielleicht sind heute ganz andere Arten von Verzichtern aktuell. Die Gründe hängen ohne Zweifel nicht nur mit der Frage zusammen, die ich heute in den Mittelpunkt gestellt habe: Wie kann der Mensch den beiden Grundgefahren, dem frevelhaften Übermut und dem Nimmersatt zum Trotz, wie kann er trotz Ehrgier, Herrschgier und Habgier

versuchen, eine moralisch recht-schaffene, souveräne Persönlichkeit zu sein. Vermutlich könnte es aber auch ausreichen, unsere Rechtschaffenheit auf Lebensbereiche zu erweitern, die Hartmann, Pieper und andere Philosophen noch nicht in den Blick genommen haben.

Die Bereiche sind allseits bekannt und werden vielstimmig diskutiert. Deshalb genügt es für diesen Vortrag, sie zu benennen. Es sind The-

men, die nicht nur die Subjekte betreffen, die in diesem Vortrag im Mittelpunkt standen, wir Einzelmenschen, sondern auch unsere Gesellschaften und Gemeinwesen betreffen: die facettenreich und tiefgreifende Überbeanspruchung der Natur, verstärkt durch die immer noch wachsende Weltbevölkerung, ferner die immer tiefer reichenden Eingriffe in das menschliche Erbgut und in den natürlichen Sterbeprozess, weiterhin die Eingriffe




Dr. Werner Veith (li.), Akademischer Oberrat am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der LMU München, ging den Thesen Otfried Höffes auf den Grund.

in unser Privatleben, die wir teils mitverantworten, die teils hinter unserem Rücken stattfinden. Schließlich dürfen wir zwei Problemfelder nicht verdrängen: die zahllosen, autoritär regierten Staaten und die zahllosen Kriege und Bürgerkriege in beinahe allen Teilen der Welt. Für diesen Vortrag bleibe ich aber bei dem Themenbereich, der in der seit langem von Sozialethik dominierten philosophischen und theologischen Moralphilosophie vernachlässigt wird, bei der vornehmlich personalen Verantwortung. Zu ihr gehören nicht nur Pflichten gegen andere, sondern auch Pflichten gegen sich.

Vermutlich kennen Sie den Titel eines Buches von J. B. MacKinnon: *Der Tag, an dem wir aufhören zu shoppen: Wie ein Ende der Konsumkultur uns selbst und die Welt rettet*. Die Frage, ob die Welt, die dieser Haltung entspringt, lebenswert ist, lasse ich dahingestellt, auch die Frage, wem von uns die radikale Umstellung leichter fällt, den Männern oder den Frauen, den Jungen oder den Älteren, denn die Gegenstände des Shoppens bestehen ja nicht nur aus Kleidung.

Stattdessen ziehe ich eine Bilanz entlang meines Titelbegriffs: Will die moderne Zivilisation trotz der angedeuteten Probleme menschenwürdig überleben, muss sie die in ihr schlummernden Kräfte von Hochmut und Übermut und von einer Niezufriedenheit eindämmen, besser noch beherrschen. Daher darf sie die Aufgabe nicht für eine lebensfremde Utopie, sie muss sie für eine realistische Vision halten. Die dafür nötigen Heilmittel liegen auf der Hand: Wir benötigen ein enormes Maß sowohl an einer persönlichen als auch an einer wirtschaftlichen, gesellschaftspolitischen, nicht zuletzt an einer global wirksamen Besonnenheit. ■

 Die an das Referat anschließende Diskussion zwischen Otfried Höffe und Werner Veith vom Lehrstuhl für Sozialethik an der LMU München finden Sie als Audio auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Audio. (Sie finden das Audio auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Wer arbeitet, setzt sich mit der Natur – oder, bei Dienstleistungen, mit seinen Mitmenschen – auseinander.

Erlösung

Zugänge zu einem zentralen Thema der Theologie

Zur Veranstaltung *Erlösung* am 2. November 2021 hatten wir zwei Wissenschaftler eingeladen, die sich seit Jahrzehnten mit diesem Thema befassen. Dr. Eugen Drewermann und Prof. Dr. Jürgen Werbick haben beide ihren eigenen Zugang zu diesem Begriff und boten

an diesem Abend ihre und auch neue Zugänge. Lesen Sie Auszüge aus der Begrüßung durch Akademiedirektor Dr. Achim Budde und einen Bericht von Studienleiter Dominik Fröhlich. Beide Referate und die Diskussion finden Sie als Videos auf unserem YouTube-Kanal.

Einführung

von Achim Budde

Die großen Worte der Vergangenheit nicht verwerfen, sondern immer wieder aufs Neue in ein angemessenes Verständnis überführen ... heute befassen wir uns mit einem Begriff, der das besonders nötig hat: dem Begriff der Erlösung. Alle, die einmal versucht haben, einem 14-jährigen Firmling zu erklären, warum der Tod Christi am Kreuz vor 2000 Jahren seine Erlösung sein soll – und zwar so zu erklären, dass er es nicht nur aufsagen, sondern sich auch zueigen machen kann –, werden wissen, was ich meine.

Irgendwie hat sich die Wirklichkeit unter unseren Glaubensaussagen hinweg entwickelt. Nehmen Sie nur die zentrale Frage: „Erlösung – wovon?“ Über Jahrhunderte hinweg stand die Sorge um das eigene Seelenheil im Jenseits im Mittelpunkt, und die „Erlösung von Schuld“ hat das lebensweltlich viel direktere Motiv der „Erlösung von Leid“ völlig überlagert.

Nun haben sich die Probleme verschoben, unter denen Menschen heute leiden und von denen sie sich Erlösung erhoffen. Ohne einen existenziellen Ansatzpunkt aber schwebt die Lehre seltsam in der Luft. Wir wollen heute Abend über neue Zugänge zum Thema ins Gespräch kommen.

Und dazu begrüße ich sehr herzlich Dr. Eugen Drewermann, der wie kaum ein anderer seit Jahrzehnten daran arbeitet, diese Thematik zu durchdringen, zu verstehen und zu beschreiben, was in uns Menschen vorgeht, worunter wir leiden, welchen Mechanismen und Strukturen des Bösen wir ausgesetzt sind, erliegen, und sie oft zugleich gegen unseren Willen noch verstärken. Erlösung als Ausweg aus dem Teufelskreis der Angst ist zu einem seiner Lebensthemen geworden, dessen Quintessenz er uns heute – komprimiert in einer Stunde – darlegen wird.

Liebe Gäste, das klingt so selbstverständlich. Und doch wissen wir alle, dass Eugen Drewermann einen harten Konflikt mit der Kirche auszutragen hatte, in dessen Zuge weite Teile der Kirche – auch die katholischen Akademien – die Auseinandersetzung mit ihm gescheut haben, statt in einen Austausch unterschiedlicher Meinungen einzutreten. Die älteren unter Ihnen mögen sich vielleicht erinnern, dass hier in der Akademie vor fast 30 Jahren eine Veranstaltung zur Theologie Drewermanns stattgefunden hat, die allerdings ohne ihn selbst durchgeführt wurde. Anhand der kurzen Korrespondenz, die wir dazu noch im Archiv gefunden haben, kann ich die Hintergründe gar nicht mehr rekonstruieren, und das muss vielleicht auch gar nicht sein. Aber so viel möchte ich doch sagen: Es war ganz sicher kein Ruhmesblatt für diese Akademie, dass es ihr damals trotz ihrer Unabhän-

gigkeit nicht gelingen wollte, über die Theologie Eugen Drewermanns auch mit ihm persönlich ins Gespräch zu kommen. Heute haben wir ihn hier, um ihn über eines seiner Lebensthemen anzuhören, und dann mit ihm darüber ins Gespräch zu kommen.

Unser Thema ist heute aber nicht „Eugen Drewermann“, sondern die „Erlösung“ ... darüber wollen in einen regen Austausch verschiedener Denkweisen gelangen. Und dafür haben wir Prof. Dr. Jürgen Werbick hinzugebeten, ebenfalls einer der ganz großen Namen der deutschsprachigen Theologie, der auch zum Thema Erlösung bereits einen langen und intensiven Denkweg zurückgelegt hat und dabei anders ansetzt als Eugen Drewermann. Er wird uns kein „Gegenmodell“ präsentieren; denn auch Jürgen Werbick ist davon überzeugt, dass die alten Satzweisen heute nicht mehr überzeugen können, weil sie ihre Basis in der Mentalität und Empfindung der Menschen verloren haben.

Er wird in seiner halbstündigen Replik daher unter dem Titel „Befreiung zum Leben“ einen Weg zum Erlösungsbegriff beschreiten, der den „Bann der Aussichtslosigkeit“ zu brechen versucht – anders als Eugen Drewermann, aber nicht entgegen, sondern parallel.

Nun aber genug der Vorrede. Herr Dr. Drewermann, das Rednerpult der Katholischen Akademie in Bayern gehört Ihnen. ■

Sehnsucht nach Erlösung

Theologie und Psychoanalyse im Gespräch
von Dominik Fröhlich

Der große jüdische Religionsphilosoph Martin Buber berichtete im Rahmen einer Tagung zum Thema *Sprache und Wirklichkeit* in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einmal davon, dass er in den 1920er Jahren von einem Institut für Philosophie in Amsterdam den Plan zu einer Akademie erhalten habe, deren Aufgabe es sein sollte, Wörter spirituellen Wertes für die Sprache abendländischer Völker zu schaffen. Denn offenbar stand vor gut 100 Jahren bereits vor Augen, was uns heute förmlich zu umgeben scheint: An unsere Suche nach Sinn knüpft sich die Suche nach deren adäquater Artikulation, und gerade der (Wort-)Schatz der Tradition droht in der Vergangenheit zu versinken, wenn wir nicht im Gespräch mit ihr bleiben (können).

Obwohl Buber diese Sorge teilte, fiel seine Antwort überraschend nüchtern aus: Nicht der Gebrauch neu angefertigter Wörter sei zu lehren, sondern der Missbrauch der großen alten Worte zu bekämpfen. Will sagen: Die Sprache unserer Zeit darf die großen Worte der Vergangenheit nie einfach ersetzen – das nährt bloß den ewigen Kampf „alt gegen neu“ –, sondern der moderne Sprachgebrauch hat die zentralen Begriffe der Tradition immer wieder aufs Neue in ein angemessenes Verständnis zu überführen. Denn wo es kein Verstehen mehr gibt – im „Reich des Missbrauchs“ –, da steht das Unverständene in der ständigen Gefahr, entweder zum Dogma stilisiert oder in die Belanglosigkeit abgedrängt zu werden.

Dieser einstige Fingerzeig Martin Bubers nimmt heute quasi prophetische Züge an. Denn das gegenwärtig zu erlebende Drama des Christentums gründet nicht zuletzt in der unerbittlichen Wahrheit des skizzierten Gedankengangs. Darauf hat gerade der Theologe Eugen Drewermann, der kürzlich seinen 81. Geburtstag feiern sollte, immer wieder hingewiesen. Mehr noch, sein ganzes Denken ist geradezu als der Versuch zu werten, die Kategorien des

Christentums in den Tiefenschichten der menschlichen Psyche wiederzuentdecken und dadurch (wieder) verständlich werden zu lassen. Kein Wunder also, dass Drewermann die Gelegenheit nicht verstreichen ließ, am Abend des 2. Novembers 2021 in der Katholischen Akademie in Bayern vor über 550 Gästen – gut 400 davon waren online via Zoom zugeschaltet – über den Begriff der *Erlösung* zu sprechen. Gerade in seiner lehramtlichen Gestalt stößt dieser Terminus nämlich vielfach auf Unverständnis oder Ablehnung, und eine offene Debatte um die Frage, was unter Erlösung eigentlich genau zu verstehen ist, scheint ebenso auszubleiben.

So machte Drewermann gleich zu Beginn deutlich, dass nur auf Basis unserer eigenen Erfahrung(en) ein angemessener Zugang zur Erlösung möglich sei: „Nur derjenige, der an der Welt sehr leidet, wird Sehnsucht tragen nach Erlösung.“ Von dieser Tatsache ausgehend entfaltete Drewermann, der exakt eine Stunde ohne jegliche Notiz referierte, dann seinen weiteren Gedankengang: Warum nur sei die Welt so schrecklich, da doch kein Mensch das Schlechte wolle? Weil der Mensch die Angst kenne – vor der Missgunst der Anderen, vor der Zufälligkeit der Welt, letztlich vor der Vergeblichkeit des eigenen Lebens, und weil genau diese Angst uns immer wieder daran hindere, an das Gegenteil – das Gute – zu glauben.

Drewermann formulierte daraufhin die entscheidende Frage des Abends: Wie können wir aus diesem sprichwörtlichen „Getriebe der Angst“ befreit, ja davon erlöst werden? Etwa durch zwischenmenschliche Beziehungen? Durch die Maximierung unseres Glücks? Oder durch Leistung und Fortschritt? Nein, wusste der anerkannte Psychotherapeut: Ein Leben ohne Angst sei nur im Vertrauen zu Gott möglich. Denn das Vertrauen zum Absoluten schließe nicht nur alle endlichen Formen des Vertrauens mit ein, sondern mache diese überhaupt erst möglich. Doch wie kann unser Gottvertrauen

gelingen? Von Jesus Christus könnten wir es lernen. Er habe gezeigt, wie ein Leben zu führen sei, das sich von der Beziehung zu Gott getragen wisse. Und dass allein aus dieser Beziehung heraus die Fähigkeit zu Liebe und Vergebung erwachse, die alle Angst im Leben löse und zum Guten hin wandle.

Der katholische Theologe Jürgen Werbick, der ebenfalls der Einladung der Katholischen Akademie gefolgt war und eine Replik auf Eugen Drewermann zu halten hatte, unterstrich in seinem Vortrag zunächst die Legitimität des Grundgedankens, Erlösung von der Erfahrung der Angst her verstehen zu wollen. Darüber hinaus suchte der emeritierte Professor für Fundamentalthologie aber noch weitere Phänomene in den Blick nehmen – sozusagen als Ergänzung zu Drewermann –, die uns die fundamentale Angewiesenheit des Menschen auf Erlösung besonders stark empfinden ließen und dadurch zu zeitgemäßer Artikulation und theologischer Deutung herausforderten.

So stehe der heutige Mensch, wie Altprofessor Werbick sogleich auszuführen begann, mitten im Bannkreis einer Lethargie, die aus der Erfahrung einer prinzipiellen Vergeblichkeit allen Tuns erwachse und in der Folge unsere Hoffnung auf das Kommende der Zukunft erstickte. Beispielsweise könne mit Recht gefragt werden, welcher Wert etwa dem persönlichen Verzicht beizumessen sei, wenn doch die kollektive Gier unaufhörlich die Welt zu verschlingen drohe: Kann ich als Einzelner überhaupt noch einen Unterschied machen in dieser Welt? Eine Lösung dieses „Bannes der Vergeblichkeit“ sei deshalb (nur) von der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu her zu erwarten, weil der darin artikulierte Auftrag an den Menschen den Maßstab für sinnvolles Handeln auf Gott hin verschiebe und so ein Bewusstsein dafür schaffe, dass alles Tun und Anfangen letztlich auf das Gute hin abziele.

Aber gilt dieses „Gute“ auch für mich und meine persönliche Lebensgestaltung? Unbedingt, wie der Vortragende



Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde (li.) sorgte bei der Diskussion zwischen Dr. Eugen Drewermann (Mi.) und Prof. Dr. Jürgen Werbick für ausgewogene Redeanteile.

mit Nachdruck betonte, *gerade* für mich selbst. Denn der so häufig angestrebte „Lebenserfolg“ könne niemals die letzte Instanz sein, die über die „Güte“ unseres Lebens entscheidet; darüber könne nur Gott entscheiden, weil eben nur Gott es sei, der unseren „Lebenserfolg“ könne Wirklichkeit werden lassen.

Ist das zu glauben? Können wir darauf wirklich vertrauen? Auch hier ist Jürgen Werbick guter Dinge. Um aber zum Glauben zu kommen, sei nicht die Antwort auf die Frage entscheidend, *warum* wir an Jesus Christus glauben sollten – so als sei Erlösung ein Münze, die wir einfach einstreichen könnten –, sondern es gelte schlicht auszuloten, *wie* wir im Lichte unserer Erfahrung(en) mit dem Gottvertrauen Jesu leben, glauben und sterben können. Und wer diesen Perspektivwechsel mitvollziehe, so das Schlussplädoyer des Vortragenden, dem oder der werde Erlösung nicht nur zu einer Erfahrung der Gnade, sondern zugleich zur radikalen Kritik einer Gemeinschaft, die glaubt, qua „Alleinvertretungs-Anspruch auf das Erlösende“ den „richtigen Heilsglauben, den allein zuverlässigen und zulässigen Heilsweg“ zu kennen.

In der anschließenden Diskussion, die von Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde moderiert wurde, war es dann wiederum Eugen Drewermann, der auf die Ausführungen Jürgen Werbicks Bezug zu nehmen hatte: Dankbar sei er Herrn Werbick – für seine Replik und dafür, dass er auf die Bedeutung der Gnade verwiesen habe. Die Vorstellung einer „bedingungslosen Annahme“, die in der Gnade zum Ausdruck komme, sei schließlich in jedem Beziehungsge-
schehen, das von Liebe und Vertrauen

geprägt sei, wirksam. Nun lasse sich das Wort „Gnade“ aber, wie Jürgen Werbick umgehend hinzufügte, noch von seiner griechischen Ursprungsbedeutung her erhellen, das übersetzt so viel wie „Charme“ oder „erfreuliches Ansehen“ bedeute und damit beinahe eine „erotische Erfahrung des Neu-Anfangens“ bezeuge. So verstünden wir ja auch Vergebung: Echte Vergebung, wie wir sie (hoffentlich) aus Liebesbeziehungen kennen, würde nämlich versuchen, den historischen Ballast ins gemeinsame Leben zu integrieren und so auf die Zukunft hin fruchtbar zu machen.

Eine Frage aus dem Online-Chat fand ebenfalls Gehör. Ein namenloser Teilnehmer wollte wissen, wie die folgenden Einladungsworte zum Gabengebete zu verstehen seien: „Der Herr nehme das Opfer an aus deinen Händen ...“. Denn im Opfer klinge doch stets etwas von eigener Leistung oder menschlichem Ermessen an, das beide Referenten ja – gerade vor dem Hintergrund der Gnade, des Vertrauens, der Annahme – zumindest kritisiert hatten?

Dieser Eindruck täusche nicht, wie Jürgen Werbick zu verstehen gab: Die lateinische Opfertradition sei dermaßen zwiespältig und unbiblich, dass er selbst dazu neige, die zitierten Worte zu vermeiden. Denn mit dem Begriff des Opfers werde der Eindruck erweckt, man wolle und könne Gott dazu verführen, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Das sei schlicht falsch. Überhaupt werde die Tatsache, dass Gott an mir und jedem Einzelnen Freude habe, im Opferzusammenhang vollkommen unterbelichtet. Schlimmer noch, der Opfergedanke mache den Menschen letztlich klein und nichtswürdig – nicht nur vor Gott.

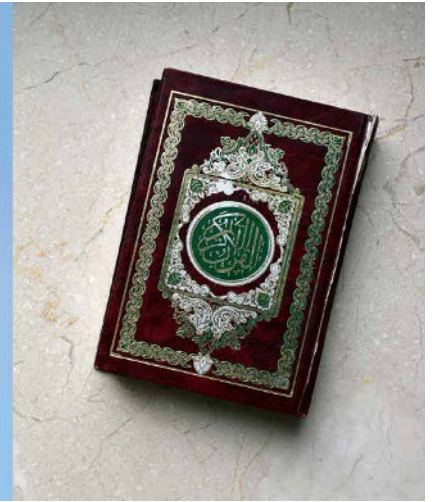
Wenn Opfer bedeute, wie Eugen Drewermann einstimme, Teile des eigenen Lebens in der Hoffnung darauf zu zerstören, geliebt zu werden, dann sei Opfern per se abzulehnen. Nicht zufällig führe bereits durch die Bibel ein Weg hin zu dieser Erkenntnis: Darin würden Tiere geschlachtet und Frauen gesteinigt – bis Jesus Christus auftrete und klarmache, dass Gott keine Opfer verlange. Dessen ungeachtet weise der Opferbegriff aber, so der erfahrene Seelsorger weiter, einen Aspekt auf, der durchaus sinnvoll und bedenkenswert sei. Jeder Kompromiss nämlich, der aus Einsicht und Nächstenliebe heraus geschlossen werde, verdiene ebenfalls den Namen des Opfers und hätte dabei aber nichts mit der zitierten Selbstverkleinerung oder Bedürftigkeit gemein.

Ein Opfer im guten, weil notwendigen Sinne ist auch die Beschränkung unserer schriftlichen Dokumentation. Falls Sie dennoch keine Einsicht des Abends verpassen wollen, empfiehlt sich ein Besuch des YouTube-Kanals der Katholischen Akademie in Bayern. Neben weiteren Fragen zur Schöpfungstheologie, Schuld- und Straffähigkeit des Menschen sowie zum Verhältnis von Altem und Neuem Testament kommt in beiden Videobeiträgen wieder zu Sprache, worin sich beide Theologen letztlich einig waren: Dass sich auch heute Erfahrungen des Leidens namhaft machen lassen, die unsere Sehnsucht nach Erlösung begründen; und dass beide Größen der Artikulation bedürfen, um mit dem Menschen aller Zeiten im Gespräch zu bleiben. Ob allerdings auch jene Menschen, die sich keines Leidens bewusst sind, in dieses Gespräch der Erlösung hineingehören, musste an diesem Abend dahingestellt bleiben. Martin Buber hätte jedenfalls geantwortet: Jene ganz besonders. ■

 Beide Referate und die Diskussion der Fachleute finden Sie als Videos auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) zum Video mit Begrüßung, Einführung und den beiden Referaten. Wenn Sie die Diskussion interessiert, klicken Sie [diesen Link](#). (Die Videos finden Sie auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Standortsuche.)

Wie kein anderer deutscher Dichter hat sich Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) mit Orient und Islam beschäftigt. Das reicht vom frühen *Mahomet-Fragment* (1772/73) bis zum späten Gedicht-Zyklus *West-östlicher Divan* (1819). In dessen Einleitung wird die Aufmerksamkeit auf den Orient gelenkt, „woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte“. Goethe kannte den Koran, er hat ihn exzerpiert und kommentiert. Seine Schreib-Übungen im Arabischen sind überliefert.

Diese Seite des Dichters wurde lang ignoriert, erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die Literaturwissenschaft für sie interessiert. Dass nun auch Theologie und Religionswissenschaft nachziehen können, dafür hat heuer



Fotos: canva.com

Diese Collage verbindet bildlich den deutschen Dichter und das heilige Buch der Muslime, unser Gelehrten-Gespräch verband die beiden intellektuell.

Goethe und der Koran

Theologie und islamische Philosophie im Gespräch

der Tübinger Professor Karl-Josef Kuschel mit seinem gewichtigen und schön aufgemachten Werk *Goethe und der Koran* gesorgt. Neben der Dokumentation aller einschlägigen Texte ordnet er sie auch ein und betont etwa die interreligiöse oder besser religionsverbindende Dimension Goethes. So könne man die Ergebung in den

Das Interesse des Dichters am Koran wurde lang ignoriert, erst spät hat sich die Literaturwissenschaft dafür interessiert – und nun auch Theologie sowie Religionswissenschaft.

Willen Gottes durchaus als Gemeinsamkeit der monotheistischen Weltreligionen sehen. Oder mit Goethes Worten: „Wenn Islam Gott ergeben heißt, im Islam leben und sterben wir alle.“

Und doch eignet sich Goethe nicht für eine vorschnelle und billige Vereinnahmung. Seine Interkulturalität, die nicht nur auf Toleranz, sondern auch auf Wertschätzung ab-

zielt, könnte durchaus als Modell für das heutige Gespräch mit dem Islam dienen. Am 21. September 2021 kam Professor Kuschel zu einem „Dialog der Gelehrten“ nach München. Sein Gesprächspartner war Professor Ahmad Milad Karimi, der in Münster islamische Philosophie lehrt und den Koran ins Deutsche übersetzt hat. 130 Interessierte nahmen live an diesem spannenden Abend teil, 40 verfolgten ihn über einen Livestream.

Karl-Josef Kuschel, der sich auch selbst intensiv mit dem Koran und dessen Spuren in der deutschen Literatur schon bei Lessing beschäftigt hat, plädierte für ein Koran-Verständnis „jenseits von Polemik, jenseits von Stereotypen“. Goethe habe am Islam die Allgegenwart Gottes in der Schöpfung fasziniert. Ein solch unvoreingenommener Zugang zu dieser Religion

sei umso beachtenswerter, als dass der Islam schon im 18. Jahrhundert angefeindet wurde, man denke nur an die Türkenkriege.

Entscheidend für den späten Goethe sei die Begegnung mit den Werken des persischen Dichters Hafis aus

PRESSE

■ Kath. Nachrichtenagentur

24. September 2021 – Goethe kannte die Heilige Schrift des Islam, er hat sie exzerpiert und kommentiert. Seine Schreibübungen im Arabischen sind überliefert. Bereits in seinen Zwanzigern, in den Jahren des Sturm und Drang, beschäftigte er sich damit. Es ist die Zeit des vierten Türkenkriegs und des Antiislamismus. Für den Schöngeist hat der Koran etwas Faszinierendes und Abstoßendes zugleich.

■ Islamische Zeitung

24. September 2021 – Man muss wissen, dass gerade einmal acht Prozent der Texte im Qur'an sich mit der Hölle befassen und all dem, was mit Vernichtung zu tun hat, gibt Milad Karimi zu bedenken. In mehr als 90 Prozent werde die Schönheit der Schöpfung betont. „Das Wesentliche am Qur'an ist der Weg über die Ethik zur Liebe der Welt“, erläutert der Experte.

dem 14. Jahrhundert gewesen, er habe ihn als „geistigen Zwilling“ empfunden. Beide verbinde das Anliegen, auch schwere Zeiten mit Heiterkeit und innerer Freiheit durchzustehen. Sinnliches und Übersinnliches würden von beiden nicht als Gegensätze empfunden, so Milad Karimi, sondern gingen ineinander über. Karl-Josef Kuschel nennt das „Weltfrömmigkeit“.

Goethes Wissen über den Koran sei zwar selektiv gewesen – so habe er eher die Paradies-Vorstel-

Johann Wolfgang von Goethe hat sich in späteren Jahren intensiv mit den Werken des persischen Dichters Hafis aus dem 14. Jahrhundert befasst – er hat ihn als „geistigen Zwilling“ empfunden.

lungen rezipiert und die Rede von der Hölle oder die legalistischen Passagen ausgeklammert –, trotzdem habe er den „Geist des Koran“ erfasst. Ähnlich wie im Islam habe der



Der Tübinger Professor Karl-Josef Kuschel veröffentlichte 2021 sein gewichtiges und schön aufgemachtes Werk *Goethe und der Koran*.

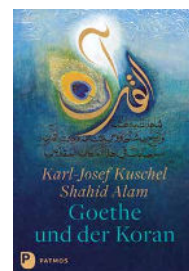


Das Gespräch zwischen Karl-Josef Kuschel und Ahmad Milad Karimi fand am 21. September 2021 vor rund 170 Live-Teilnehmer*innen (130 im Saal, 40 beim Stream) statt.

Dichter die Trinitätslehre als Verletzung des Monotheismus empfunden und die lutherische Kreuzestheologie abgelehnt. In seiner Rückbesinnung auf Abraham könne der Islam sogar eine Brücke schlagen zwischen den monotheistischen Religionen, so Milad Karimi.

Dabei könne Goethe, für Karl-Josef Kuschel immer noch „die kulturelle Referenzfigur schlechthin“, ein Ansporn sein, sich auch heute nicht von Vereinfachern verführen zu lassen.

Mehrfach zitiert wurde an diesem Abend Goethes Adaption eines



Goethe und der Koran. Von Karl-Josef Kuschel (Kommentare) und Shahid Alam (Kalligrafien). Verlagsgruppe Patmos. 2021. 49 Euro.

ISBN: 978-3-8436-1246-3. Rechts: *Der Koran*. Herausgegeben von Milad Karimi und Bernhard Uhde. Verlag Herder. 2. Auflage, 2014. 28 Euro. ISBN: 978-3-451-30919-9.



Professor Ahmad Milad Karimi lehrt in Münster islamische Philosophie und hat den Koran ins Deutsche übersetzt.

Doppelverses aus der zweiten Koran-Sure im „West-östlichen Divan“, die gut auch als katholisches Abendgebet durchgehen kann: „Gottes ist der Orient!/ Gottes ist der Occident!/ Nord- und südliches Gelände/ Ruht im Frieden seiner Hände.“ ■

Das vollständige Gespräch der beiden Wissenschaftler finden Sie als Video und als Audio auf unseren YouTube-Kanälen sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. Wenn Sie nur zuhören wollen, führt Sie [dieser Link](#) zum Audio. (Sie finden Audio und Video auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)



Diskutierten am Nachmittag (v.l.n.r.): Benedikt Angermeier, Social Media Constructor beim BR, Katja Auer, Teamleiterin Bayern der SZ, Florian Ertl, stellvertretender Chefredakteur der Münchner Kirchenzeitung, Veronika Wawatschek, Autorin beim BR.

Krisen sind oft Momente der Reflexion und des Neuanfangs. Das ist keine neue Einsicht. Genauso wenig wie die Klage von Journalist*innen, Zeitungsverlagen und Fernsehsendern, dass sie sich in der Krise befänden. Sinkende Abonnementzahlen, weniger Werbeanzeigen, eine schleppende Digitalisierung, Hasskommentare auf Facebook, der „Lügenpresse“-Vorwurf und schließlich die Corona-Pandemie. Interessanter als diese abstrakten Problembeschreibungen ist die Frage, was das

Nach langer Zeit der Online-Meetings endlich wieder in Präsenz.

„Von heute auf morgen sitze ich im Home-Office – ein Wort, das ich bis dahin nicht kannte“, so erinnert sich Florian Ertl, stellvertretender Chefredakteur der *Münchner Kirchenzeitung*, an den März 2020. Corona veränderte aber nicht nur die Arbeitsweise in Redaktionen, sondern bescherte ihnen auch inhaltliche Sorgen. Einige seiner Leser*innen würden Corona als Strafe Gottes wahrnehmen, befürchtete Ertl zu Beginn der Pandemie. Er reagierte

mit einem theologischen Interview mit dem Benediktiner-Abt Johannes Eckert, der diese Interpretation zurückwies. Es sei anmaßend zu behaupten, die Meinung Gottes zu kennen.

Mit einem einzelnen Artikel kommen Journalist*innen, die für

Social-Media-Redaktionen arbeiten, nicht weit. Benedikt Angermeier entwickelt und betreut verschiedene digitale Formate für den *Bayerischen Rundfunk*. Die Reichweite und hohe Klickzahlen, die sich alle Redaktionen wünschen, wurden in der Coronazeit zur Herausforderung, sagt er. Die Videos des BR wurden als besonders vertrauenswürdige Informationsquellen von YouTube eingestuft und landeten bei den Suchergebnissen ganz oben.

Unter den Videos häuften sich die Kommentare. Die Mitarbeiter*innen des BR kamen mit der Moderation

kaum noch hinterher. Neben konstruktiven Fragen wurden Links zu Webseiten mit Verschwörungserzählungen geteilt oder mit „Kotzsmileys und Kackhaufen“ kommentiert, sagt Veronika Wawatschek, die als Autorin auch für den BR arbeitet. Der Ton der Kommentare sei während der Corona-Pandemie noch schärfer geworden als im Jahr 2015, als viele Geflüchtete nach Deutschland kamen.

Dass so viele Menschen auf Artikel, Videos und Podcasts reagieren, sei grundsätzlich ein gutes Zeichen, sagt Katja Auer in einem vertiefenden Gespräch in kleinerer Runde. Sie ist als Teamleiterin bei der *Süddeutschen Zeitung* dafür verantwortlich, welche Themen auf die Bayernseiten kommen. „Die Corona-Pandemie war vielleicht nicht wirtschaftlich, aber journalistisch ein Glücksfall!“ Das höre sich zwar zynisch an, aber Journalist*innen konnten zeigen, was ihre Arbeit ausmacht: Fakten prüfen, Nachrichten einordnen und damit in einer komplexen Situation verlässliche Informationen und Orientierung bieten. Die Nachfrage nach seriösem Journalismus sei enorm gestiegen. Die Verantwortlichen für die Homepage „waren glücklich und konnten Seitenaufrufe verzeichnen, die sonst nur Katzenvideos haben“.

Doch auch die SZ müsse mit Hasskommentaren umgehen. Man habe den Anspruch, auf alle Mails zu antworten. Oft entschuldigten sich Leser*innen für ihre beleidigende Sprache und Anschuldigungen, wenn man sie darauf anspreche. Vieles werde im Affekt geschrieben. Aber es gebe Grenzen: „Alles, was straffällig ist, wird angezeigt“, sagt Auer. Auch intern habe sich einiges geändert. „Die Süddeutsche ist struktu-

Medien in der (Corona-) Krise

Gäbe es den Journalismus nicht, man müsste ihn erfinden.

im Alltag für Medienschaffende und ihre Rolle in der Gesellschaft bedeutet. Was also ist zu tun?

Antworten darauf wurden am 5. November 2021 in der Katholischen Akademie gesucht. Die Tagung fand in Zusammenarbeit mit der katholischen Journalismusschule ifp während ihres Jahrestreffens statt und bot somit die Möglichkeit, mit Münchner Gästen als auch unter (jungen) Journalist*innen Erfahrungen auszutauschen. Der Nachmittag begann mit einem kurzen Podiumsaustausch und anschließenden vertiefenden Gesprächen in Gruppen.



Workshops bildeten am Nachmittag den Schwerpunkt. Eine Runde um Katja Auer traf sich im Viereckhof zur Diskussion.

rell eher ein Tanker als ein Schnellboot“, sagt Auer. Corona habe einen Digitalisierungsschub ermöglicht, der sonst Jahre gedauert hätte. Einigen ihrer Mitarbeiter*innen gefalle es allerdings so gut im Home-Office, dass sie sich inzwischen überlegen müsse, wie „die Wiedereingliederung am Arbeitsplatz“ klappen könne. Denn alles Kreative, wie die Suche nach Themen, funktioniere im direkten Austausch immer besser.

Den direkten Kontakt zu unterschiedlichen Menschen mit verschiedenen Meinungen hat Veronika Wawatschek in der Corona-Berichterstattung vermisst. Sind Journalist*innen daher mit verantwortlich für die gespaltene Gesellschaft? Ja, glaubt sie. Insbesondere in der ersten Welle habe man zu wenige Kritiker*innen der Maßnahmen zu Wort kommen lassen und Pressekonferenzen etwa der Staatskanzlei direkt gestreamt. „Da fehlt die

journalistische Einordnung“, meint Wawatschek. Dass man zu Beginn der Pandemie vieles noch nicht einschätzen konnte und auch Journalist*innen Angst hatten, bemerkt ein Teilnehmer. Anfangs hätten Redaktionen ihre Verantwortung bei der Bekämpfung der Pandemie gespürt und seien häufig mit dem Erklären von Regeln und wissenschaftlichen Zusammenhängen beschäftigt gewesen. „Haben wir dadurch genügend Fragen an die Politik gestellt?“, erwidert Wawatschek: „Nein!“

Der Krisenmodus habe Journalist*innen blind für Kritik an Regierungshandeln gemacht und leisere Zwischentöne überhört. In vielen Redaktionen würden Zweifel und Sorgen von Menschen mit dem Verweis auf „Querdenkererzählungen“ nicht ernst genommen. „Wo waren die Geschichten der Kneipenbesitzer oder der Alleinerziehenden, die berechtigte Ängste hatten?“, fragt sie.

Diese Beiträge habe es gegeben, sagt eine Teilnehmerin, vielleicht seien sie untergegangen in den vielen Schlagzeilen. Redaktionen müssten künftig stärker auf eine Vielfalt von Schlagzeilen, Eilmeldungen und Geschichten achten sowie sehr deutlich Nachrichten und Meinungen trennen, so Wawatschek.

An einer breiteren Bestandsaufnahme zur Lage des Journalismus versuchen sich am Abend Georg Mascolo, Leiter des Rechercheverbands von NDR, WDR und SZ, Marie Eickhoff, Wissenschaftsjournalistin bei „Quarks“ (WDR) und Elisabeth Gamperl, Chefin

Bei der Corona-Berichterstattung haben die Medien unter Umständen den Fehler gemacht, zu wenige Kritiker*innen der Maßnahmen zu Wort kommen lassen.

vom Dienst Digitales Storytelling bei der SZ. Georg Mascolo steigt optimistisch in die Podiumsdiskussion ein. Guter Journalismus könne die Welt besser machen. „Wir hoffen, all diejenigen kontrollieren zu können, die Macht ausüben“, sagt er. Die Enthüllungen der Whistleblowerin Frances Haugen zu den Arbeitsweisen von Facebook oder die Recherchen zur privaten Spionage-Software Pegasus würden das eindrücklich zeigen. Damit



Mehr als 200 Journalist*innen waren in die Akademie gekommen und füllten den Vortragssaal bei der abendlichen Podiumsdiskussion.

Gerade junge Menschen stoßen erst über Social-Media auf journalistische Formate, nützen diese dann aber auch, um sich ihre eigene Meinung zu bilden.

diese Recherchen weiterhin sicher stattfinden können, müssten Informant*innen vor allem in Deutschland besser geschützt werden.

Ziemlich ungefährlich sei es, in einer Wissenschaftsredaktion zu arbeiten, sagt Marie Eickhoff. Sie freue sich, dass durch die Corona-Pandemie Redaktionen und Zuschauer*innen die Wissenschaftsressorts stärker wahrgenommen hätten. Ihre Aufgabe sei es, „alles einfacher“ zu erklären. Man dürfe nichts voraussetzen und müsse Begriffe wie auch Methoden wissenschaftlichen Arbeitens erklären. „Es gibt in der Wissenschaft eine Wahrheit, an die man sich annähert“, sagt sie. Wie dieser Erkenntnisweg aussehe, müsse man aber erläutern.

Wie man Geschichten besser digital erzählen kann, das ist die Aufgabe von Elisabeth Gamperl bei der SZ. Dort arbeiten die Digital-, Recherche- und Datenressorts eng zusammen, um große Geschichten verständlich und nutzerorientiert aufzubereiten. Dort würde man vieles ausprobieren und auch wieder verwerfen. Dabei sei es ein Vorteil,


dass man digital die Nutzungszahlen direkt einsehen könne. Eine Angst sei aber unberechtigt: „Dass wir deswegen nur Clickbait-Katzengeschichten machen.“ Gerade die Pandemie habe gezeigt, dass es ein großes Bedürfnis nach Qualitätsjournalismus gebe und auch lange Geschichten gelesen würden. Eine der meistgelesenen SZ-Geschichten sei ein langer visuell aufbereiteter Artikel zu den Corona-Zahlen.

Gerade am Anfang der Pandemie hätten Redaktionen viel Wissen vermittelt und wenig geurteilt, sagt Georg Mascolo. Dabei habe ihm der globale Blick gefehlt: Wie gehen andere Länder mit der Krise um? Wie verteilen wir den Impfstoff gerecht? Er warnt vor einer zu kleinteiligen Berichterstattung und immer neuen Aufregern. „Wenn man sich abends nicht daran erinnern kann, was man morgens gelesen hat, spricht das dafür, dass es schon da unwichtig war.“

Dabei müsse man sich immer die Frage stellen, wie man die Menschen erreiche. Sowohl diejenigen, die das Vertrauen in klassische Medien verloren haben, als auch diejenigen, die nur über YouTube, TikTok, Instagram oder Facebook an Nachrichten kommen. Journalist*innen wüssten, dass es Menschen gebe, die sehr skeptisch seien, sagt Georg Mascolo, „aber wir haben uns sehr bequem eingerichtet.“ Es brauche eine größere Quellentransparenz, Fehlerkultur und einen schärferen Medienjournalismus, der auch die Probleme der Medien selbst anspreche. Dazu ge-

höre auch, sich zu fragen, auf welchen Plattformen man dabei sein möchte. „Man darf sich nicht zum Sklaven der Kanäle machen, darf sie aber auch nicht ignorieren“, sagt Elisabeth Gamperl. Die Wissenschaftsjournalistin Marie Eickhoff weist darauf hin, dass gerade junge Menschen erst über Social-Media auf journalistische Formate stoßen und sie dann auch nutzen würden, um sich ihre Meinung zu bilden.

Was ist also vor allem für junge Journalist*innen zu tun nach dieser Debatte? „Ich bin gegen die eierlegende Wollmilchsau“, sagt Elisabeth Gamperl. Man müsse nicht alles können, sondern solle das machen, was einem Spaß mache und in dem man gut sei. Egal wo man arbeite, „passt auf euch auf und lasst euch gut bezahlen“, betont Marie Eickhoff. Georg Mascolo erinnert an die eigenen Ideale: Journalist*innen müssten unbestechlich, offen und fair bleiben. „Und wenn es in diesen Zeiten unseren Beruf nicht gäbe, müsste man ihn erfinden!“ ■

 Eine ausführliche Dokumentation des abendlichen Podiumsgesprächs finden Sie als Video auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsenteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. (Sie finden das Video auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)



Das Podium am Abend (v. l. n. r.): ifp-Studienleiter Burkhard Schäfers moderierte das Gespräch mit der Wissenschaftsjournalistin Marie Eickhoff (WDR), Georg Mascolo (Rechercheverbund NDR, WDR, SZ) und Elisabeth Gamperl vom Digital-Ressort der SZ. Rechts: Felicia Klinger ist Absolventin des ifp, arbeitet als freie Journalistin und ist Autorin dieses Berichts über die Veranstaltung.

Der Synodale Weg

Eine Herausforderung für die Kirche in Deutschland

Der Münchner Kirchenhistoriker Prof. Dr. Franz Xaver Bischof hielt vor dem Münchner Hochschulkreis der Katholischen Akademie in Bayern ein Referat, in dem er die bisherigen Schritte des Synodalen Wegs nachzeichnete. Franz Xaver Bischof, selbst Mitglied eines Gremiums des

Synodalen Wegs, zog am 15. November 2021 auch eine ausführliche Zwischenbilanz, in der er noch einmal klar machte, dass die Vorwürfe der Kirchenspaltung und der mangelnden Rückbindung an die Weltkirche aus seiner Sicht völlig falsch seien.

Treffen des Münchner Hochschulkreises

Eine Analyse und eine Zwischenbilanz des Reformwegs
von Franz Xaver Bischof

Die katholische Kirche steckt in einer Krise wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Diese Krise lässt sich in ihren Dimensionen zunächst als eine Krise der Institution und ihrer Amtsträger sowie als eine Autoritäts- und Glaubwürdigkeitskrise bezeichnen. Sie zeigt sich nicht nur in der lange bagatellisierten und vertuschten Pandemie des sexuellen und geistlichen Missbrauchs, der in allen Teilen der Weltkirche sukzessive aufgedeckt wird, zuletzt in Frankreich; die Krise zeigt sich ebenso in der jahrzehntelangen Blockade von und in der fehlenden Offenheit für Reformen. Menschen, die ihre Kirchenmitgliedschaft kündigen, bewahren zwar teilweise ihren christlichen Glauben; andere jedoch kostet das Versagen der Kirchenleitung ihren Glauben. „Entfremdung von Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen sowie von kirchlichen Ritualen und Sinnangeboten ist“, wie soziologische Studien belegen und wie es im Grundtext des Forums 1 zur Ersten Lesung heißt, „ein wichtiger Faktor, der Menschen zum Kirchenaustritt motiviert.“ Das trifft bis in die Kreise hoch engagierter Kirchenmitglieder zu. Als Gründe für die Entfremdung werden in diesen Studien ausdrücklich genannt: kirchliche Machtstrukturen, die „als rückschrittlich oder nicht zeitgemäß empfunden“ werden, „sowie kirchliche Positionen zu (grund-)rechtlichen und (beziehungs- und sexual-)ethischen Fragen, insbesondere im Feld der Geschlechtergerechtigkeit und Sexualität“. Die vielfach beklagte pastorale Krise, die zur geistlichen Austrocknung von

vielen Pfarreien führt, und die viel beklagte Krise des christlichen Glaubens sind, wie der Soziologe Franz Xaver Kaufmann schon 2011 überzeugend gezeigt hat, Dimensionen der allgemeinen Kirchenkrise und als solche zu analysieren.

Der Missbrauchsskandal in seiner globalen Dimension löste die Krise nicht aus, aber im Missbrauchsskandal spitzt sich die Kirchenkrise zu. „Schon länger frage ich mich, ob dieser Skandal – nämlich der Skandal des Missbrauchs von Macht und Autorität durch Mitglieder unseres Klerus und anderer – nicht heute eine ähnliche Rolle spielen könnte wie der Ablassskandal, der [...] die Reformation ausgelöst hat.“ So fragte Bischof Franz-Josef Overbeck von Essen in seiner Predigt im Gottesdienst zum Reformationstag am 31. Oktober 2021 in Hamburg. Auch wer die Einschätzung Bischof



Prof. Dr. Franz Xaver Bischof, Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der LMU München

Overbecks nicht teilen will, kann den Sachverhalt schwerlich leugnen, dass die Kirche in Deutschland an einem Wendepunkt steht, sie sich den Fragen, die aus dem sexuellen und geistlichen Machtmissbrauch resultieren, stellen muss, dass der Schock darüber, dass das „System Kirche [...] versagt“ hat, wie es der Münchner Erzbischof Kardinal Reinhard Marx am 17. Juli 2021 bei einem Besuch des Pfarrverbands Garching-Engelsberg formulierte, zu einer Reform führen muss.

Ob und in welchem Ausmaß die katholische Kirche in Deutschland sich auf Reform einlässt, lässt sich derzeit noch nicht sagen. Ich kann folglich in einem ersten Punkt nur kurz den bisherigen Weg des Synodalen Wegs referieren, in einem zweiten Schritt exemplarisch einige Reformvorschläge, die auf der letzten Synodalversammlung in erster Lesung beraten wurden, auflisten und abschließend versuchen, eine Art Zwischenbilanz zu ziehen.

Der Synodale Weg – Veranlassung, Zielsetzung und erste Synodalversammlung

Am 28. Januar 2010 machte der Jesuit Klaus Mertes Missbrauchsfälle am Berliner Canisius-Kolleg öffentlich. Damit trat die Missbrauchskrise, die unter Papst Johannes Paul II. bereits in den 1990er Jahren aufgebrochen war, ins Bewusstsein auch der katholischen Kirche in Deutschland. Mit jeder neuen Diözese, in der Fälle von sexuellem Missbrauch Minderjähriger ans Tageslicht kamen, die zu einem guten Teil Jahre und Jahrzehnte zurücklagen, brachen Strategien des Bagatellisierens und Verschweigens wie ein Kartenhaus zusammen; ebenso Versuche, das Phänomen mit Hinweisen auf andere Institutionen (Sportvereine, Familien) zu beschwichtigen, in denen es – was richtig ist – noch mehr sexuellen Missbrauch gibt. Der Skandal um sexuellen und geistlichen Machtmissbrauch und tätliche Übergriffe in katholischen Internaten, Klöstern, Diözesen und Pfarreien entwickelte sich zu einem Alptraum, der die Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche und ihrer Lehre in den Grundfesten erschütterte und erschüttert. Als *point of no return* erwies sich dann die aktenbasierte MHG-Studie *Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz* vom Herbst 2018. Diese Studie legte systemische bzw. übergreifende Ursachen offen und attestierte der katholischen Kirche in Deutschland „ein massives Systemversagen“ (Julia Knop) auf struktureller wie ideeller Ebene. Die Verfasser der Studie rieten unter anderem, sich mit der Frage zu befassen, „in welcher Weise der Zölibat für bestimmte Personengruppen in spezifischen Konstellationen ein möglicher Risikofaktor für sexuelle Missbrauchshandlungen sein kann.“ Auch wer nicht so weit gehen wollte wie der Hildesheimer Bischof Heiner Wilmer, der in der Bewertung der Missbrauchskrise von einer „Struktur des Bösen“ sprach, konnte doch nicht an seiner Folgerung vorbei, dass es einen radikalen Wandel und Konsequenzen brauche, um die Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche zurückzugewinnen.

Niemand in der Kirche kann an der Folgerung vorbei, dass es einen radikalen Wandel und Konsequenzen brauche, um die Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche zurückzugewinnen.

Vor diesem Hintergrund einerseits, Hunderttausenden von Kirchenaustritten andererseits – allein 2018 216.078, 2019 und 2020 zusammen noch einmal 494.161, seit 2010 insgesamt 1.550.137 Kirchenmitglieder – beschloss die Deutsche Bischofskonferenz (je nach Verlautbarung einstimmig oder mit 4 Enthaltungen) einen *Synodalen Weg* ins Leben zu rufen und diesen gemeinsam mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken zu beschreiten. Die Zielsetzung war klar: Die systemischen Ursachen jeglicher Form von Machtmissbrauch und weitere übergreifende Fragen sollten aufgearbeitet werden. Es wurden drei vorbereitende Foren gebildet: *Macht und Gewaltenteilung in der Kirche* mit der programmatischen Spezifizierung *Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag der Kirche*, sodann *Priesterliche Existenz heute*, bei dem es um die Zukunft der priesterlichen Lebensform geht und *Leben in gelingenden Beziehungen*, das die Weiterentwicklung der kirchlichen Sexualmoral thematisiert. Diese drei Foren wurden auf Intervention des Zentralrats der deutschen Katholiken um ein viertes Forum *Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche* ergänzt, das sich mit der Frage nach der Rolle und der Stellung der Frau in der Kirche befasst.

Der Synodale Weg wurde in den 4 Foren vorbereitet und am 1. Advent 2019 eröffnet. Die erste Synodalversammlung tagte im Februar 2020 in Frankfurt am Main mit 230 stimmberechtigten Mitgliedern. Dazu gehören die 69 Mitglieder der deutschen Bischofskonferenz und ebenso viele Vertreter und Vertreterinnen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken sowie weitere Delegierte aus den Orden und kirchlichen Institutionen, Jugendverbänden und der Wissenschaft, auch einige Einzelpersonlichkeiten. Hinzu kommen 20 Beobachter und Beobachterinnen aus dem benachbarten Ausland und von nichtkatholischen Kirchen in Deutschland. Es fehlt die Stimme jener Katholiken und Katholikinnen, die in den Pfarreien nicht mehr oder nur noch punktuell erreichbar sind.

Der Ertrag der ersten Synodalversammlung lag vor allem im atmosphärischen Bereich. „Das Experiment“, bilanzierte der damalige Vorsitzende der Bischofskonferenz Kardinal Marx, „ist im ersten Akt gelungen. [...] Dieses Experiment ist davon geprägt, dass wir keine Mauern um uns herum aufbauen, dass es keine Tabus in der Debatte gibt,

sondern alles geprägt sein muss von der Frage, wie wir als Kirche glaubwürdiger werden.“ Aufgrund der Corona-Pandemie wurde der weitere Fortgang des Synodalen Wegs verzögert. Im September 2020 fand eine eintägige Regionenkonferenz an 5 Orten statt; Anfang Februar 2021 gab es ein Online-Format, in dem die Mitglieder der Synodalversammlung die Arbeitsfortschritte der Synodalforen vorab und ohne Entscheidungskompetenz diskutieren konnten.

Der aktuelle Stand: Themen der zweiten Synodalversammlung

Die zweite Synodalversammlung fand vom 30. September bis 2. Oktober 2021 in Frankfurt statt. Auf dieser Versammlung wurden der Präambel- und der Orientierungstext des Prä-

sidiums in erster Lesung gutgeheißen; ebenso die Grundtexte der Foren *Macht und Gewaltenteilung in der Kirche*, *Leben in gelingenden Beziehungen* und *Priesterliche Existenz heute*; außerdem eine erste Gruppe von 12 sogenannten Handlungstexten, welche die erforderlichen Reformen formulieren und anstoßen wollen. Die anwesenden Synodalen haben allen Texten mehrheitlich ihre grundsätzliche Zustimmung erteilt. Sie werden nun in den Synodalforen unter Berücksichtigung der eingegangenen Modi überarbeitet und für die zweite Lesung und definitive Abstimmung im Februar 2022 und auf späteren Synodalversammlungen vorbereitet. Alle Texte sind in der Version, wie sie für die erste Lesung vorbereitet bzw. in erster Lesung verabschiedet wurden, unter www.synodaler-weg.de öffentlich gemacht.

Die Präambel verortet den Synodalen Weg in der aktuellen Kirchenkrise. Der Orientierungstext mit dem Titel *Heute auf Gottes Wort hören* klärt die theologische Basis für die Arbeit in den Foren und für den Synodalen Weg insgesamt.

Der Grundtext des Forums 1 *Macht und Gewaltenteilung in der Kirche – Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag*, wie er auf der Synodalversammlung in erster Lesung angenommen wurde, benennt die Faktoren, die den Missbrauch von Macht begründen, verursachen und fördern und auf diese Weise den Sendungsauftrag der Kirche konterkarieren. Er verortet die Krise der Kirche im „größeren Kontext gesellschaftlicher und kultureller Veränderungsprozesse“, begrenzt sie aber „nicht auf solche allgemeinen Faktoren“. Vielmehr diagnostiziert er auch „innere Spannungen zwischen Lehre und der Praxis der Kirche“ einerseits, „der Kluft, wie Macht faktisch in der Kirche konzipiert und ausgeübt wird“ und „den Standards einer pluralen, offenen Gesellschaft in einem demokratischen Rechtsstaat“ andererseits.

„Im Zentrum des Problems“, formuliert der Grundtext, „steht die Art und Weise, wie Macht – Handlungsmacht, Deutungsmacht, Urteils macht – in der Kirche verstanden, begründet, übertragen und ausgeübt wird. Es haben sich eine Theologie der Kirche, eine Spiritualität des Gehorsams und eine Praxis des Amtes entwickelt, die diese Macht einseitig an die Weihe bindet und sie für sakrosankt erklärt. So ist sie von Kritik abgeschirmt, von Kontrolle abgekoppelt und von Teilung abgehoben. Umgekehrt werden Berufung und Charismen, Würde und Rechte, Kompetenzen und Verantwortung der Gläubigen in der Katholischen Kirche nicht ihrer Bedeutung im Volk Gottes gemäß berücksichtigt. Ihr Zugang zu kirchlichen Diensten und Ämtern wird restriktiv geregelt, ohne dass die Aufgabe der Evangelisierung als entscheidendes Kriterium hinreichend zur Geltung kommt. Auch werden die jeweiligen Dienste, Ämter, Rollen und Zu-



Die Kerze – wie sie hier auf einer Veranstaltung des Synodalen Wegs brennt – soll ein Symbol der Hoffnung sein.

Foto: SSKH-Pictures / Shutterstock.com

ständigkeiten nicht genügend an die Charismen, Kompetenzen und Qualifikationen gebunden. Nicht nur die Zugänge zur Macht, sondern auch die Auswahl und Begleitung derer, denen diese Macht anvertraut wird, bedürfen einer ehrlichen Evaluation und Reform. Kirchenbezogene Machtausübung bedarf zudem einer geklärten Persönlichkeit und geistlichen Reife. Auch dies ist nicht immer im Blick, wenn Ämter übertragen werden.“ Es geht also um einen neuen Umgang mit Macht und eine neue Verteilung von Macht – nicht etwa um Machtverzicht!

Auf eine Kurzformel gebracht geht es in Forum 1 *Macht und Gewaltenteilung in der Kirche* also um die Frage der Kontrolle von kirchlicher Macht auf der Basis von Teilhabe und Kooperation und damit um Gewaltenteilung; Forum 2 *Priesterliche Existenz heute* hat zu fragen, welche konkreten Maßnahmen angesichts der Formen

verfehler Machtausübung erforderlich sind und „wie die priesterliche Existenz auf der Basis der Tradition einerseits und dem gesellschaftlichen Kontext heute andererseits neu gedacht und gelebt werden kann“ (Grundtext, Forum 2). Angesichts des akuten Priesternotstands ist in diesem Zusammenhang auch der Pflichtzölibat zu überdenken; Forum 3 *Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche* muss sich aussprechen, wie die Präsenz von Frauen institutionell gefördert und ihnen der Zugang zu kirchlichen Ämtern ermöglicht werden kann; Forum 4 *Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft* beschäftigt die Frage, wie im Bereich der kirchlichen Sexualmoral „die Diskrepanz zur Lebenswelt der Gläubigen“ (Grundtext, Forum 3) überwunden und Formen sexueller Gewalt in kirchlichen Strukturen verringert werden können.

Das alles bleibt mehr oder weniger klug formulierte Theorie, wenn diese nicht in konkrete Reformschritte gegossen und auf allen kirchlichen Ebenen rezipiert wird. Deshalb erarbeitet der Synodale Weg Handlungstexte für Reformen auf diözesaner, nationaler und gesamtkirchlicher Ebene. Das Forum 1, in dem ich mitwirke, erarbeitet Reformvorschläge auf vier Handlungsebenen.

1. Machtkontrolle durch Rechtsbindung. Dazu gehören:

- Eine diözesanübergreifende, weisungsunabhängige *Ombudsstelle zur Prävention und Aufarbeitung von Machtmissbrauch durch Verantwortliche in der Kirche*. Der Text wurde auf der letzten Synodalversammlung noch nicht beraten.
- Eine *Rechtswegegarantie*. In jeder Diözese wird eine weisungsunabhängige Beschwerdestelle geschaffen, „die Beschwerden jedweder Art“ entgegennimmt und sie „an die zuständige kirchliche Stelle“ weiterleitet. Der Text wurde auf der letzten Synodalversammlung noch nicht beraten.

2. Machtkontrolle durch Verfahren zur Legitimation von Amtsträgern.

- Die *Einbeziehung von Gläubigen in die Bestellung des Diözesanbischofs*. Die Bestellung der Diözesanbischofe gehört in Deutschland zu den so genannten gemischten Angelegenheiten von Kirche und Staat. Die nichtbayerischen Diözesen besitzen aufgrund konkordatärer Vereinbarungen Wahlrechte, die durch die jeweiligen Domkapitel ausgeübt werden. Das entspricht CIC 377 § 1, wonach der Papst die Bischöfe frei ernennt oder die rechtmäßig Gewählten bestätigt. Nach kirchlichem Recht kommen dem jeweiligen diözesanen Gottesvolk bei der Bischofsbestellung keine Mitwirkungsrechte zu, sieht man einmal von der möglichen geheimen Befragung von Einzelpersonlichkeiten durch den Nuntius ab. Ein Mitentscheidungsrecht bei der Erstellung der Kandidatenliste und ein Anhörungsrecht vor der Wahl aus der Kandidatenliste ist jedoch auch bei der aktuellen kirchlichen und konkordatären Rechtslage möglich – unter der Voraussetzung allerdings der *freiwilligen Selbstbindung* des jeweiligen Domkapitels. Das Forum 1 schlägt der Synodalversammlung vor, dass „ein diözesanes Gremium, das so viele Mitglieder hat wie das Domkapitel, dieses bei der Wahrnehmung seiner Rechte im Prozess der Bischofsbestellung unterstützt.“ Dieser Handlungstext wurde mit überwiegender Mehrheit (bei drei Enthaltungen und keiner Neinstimme) in erster Lesung angenommen. Eine solche Selbstbindung der Domkapitel dürfte für die Rückgewinnung der Glaubwürdigkeit der Bischöfe zweifellos förderlich sein.
- Eine *Rahmenordnung für Rechenschaftslegung*, mit der regelmäßige Verfahren der Rechenschaftslegung der Amtsträger im synodalen Rat der Diözese bzw. der Pfarrei eingeführt werden sollen. Dadurch sollen nicht nur wie bisher Papst und Bischöfe, sondern auch die Gläubigen in die gemeinsame Verantwortung einbezogen werden. Grundlage ist ein gemeinsamer Beratungs- und Entscheidungsprozess über die pastoralen Ziele einer festzusetzenden Anzahl von Jahren; Ziel, das Miteinander der Bischöfe und Pfarrer einerseits, aller anderen Getauften und Gefirmten andererseits zu vertiefen, sodann die Qualität der pastoralen Arbeit zu heben und dadurch die Evangelisierung zu fördern. Über diesen wichtigen Text konnte die Synodalversammlung aufgrund fehlender Beschlussfähigkeit noch nicht beraten.

3. Machtkontrolle durch Partizipation in der Leitung von Pfarrei und Diözese.

- *Gemeinsam beraten und entscheiden*. Ziel ist es, dass jeder Bischof für seine Diözese eine Rahmenordnung erstellt, „in der die gemeinsame Verantwortung der Gläubigen und des Bischofs durch Mitberatungs- und Mitentscheidungsrechte von repräsentativ gewählten Gläubigen verbindlich geregelt ist“. Organ ist ein synodaler Rat, der entweder neu eingerichtet oder aus den bestehenden synodalen Räten weiterentwickelt wird. In diesem Rat werden alle Fragen zu Themen von bistumsweiter Bedeutung gemeinsam beraten und entschieden. Auf Pfarreebene erlässt der Bischof eine Musterordnung für die freiwillige Selbstbindung des Pfarrers. Dieser Handlungstext wurde in erster Lesung angenommen.

- Eine *Rahmenordnung für die Diözesanfinanzen*. Ziel ist es, die Transparenz- und Kontrollstandards der Vermögensverwaltung zu erreichen, die für staatliche Akteure, für Unternehmen und generell für alle größeren Organisationen gelten. Dazu soll die Synodalversammlung beschließen, dass eine verbindliche Rahmenordnung für eine Finanzverfassung der deutschen Diözesen erarbeitet und nach Möglichkeit im Rahmen einer Kompetenzzuweisung durch den Apostolischen Stuhl gemäß can. 455 §1 CIC erlassen wird. Diese umfasst unbeschadet weitergehender Regelungen in einzelnen Diözesen für jede Diözese einen unabhängig gewählten Finanzrat mit dem Budgetrecht für die jährlichen diözesanen Haushalte, der selbst oder durch nachgeordnete Gremien als Vermögensverwaltungsrat aller diözesanen Rechtsträger fungiert und regelmäßig von den Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern Rechenschaft einfordert. Der Text ist für die erste Lesung eingereicht, wurde aber noch nicht beraten.

4. Machtkontrolle durch nachhaltige Synodalität.

- *Synodalität der Kirche nachhaltig stärken: Ein synodaler Rat für die katholische Kirche in Deutschland*. Ziel ist es, Synodalität als Grundvollzug von Kirche zu verstetigen. Dieser synodale Rat soll entsprechend der Synodalversammlung geschlechter- und generationengerecht zusammengesetzt sein, zweimal pro Jahr tagen, seine Beschlüsse mit Zweidrittelmehrheit der Stimmen fassen. Er soll „Grundsatzentscheidungen zu Haushaltsfragen, die nicht auf der Ebene der Diözese entschieden werden“, treffen; ebenso zu pastoralen Planungs- und Zukunftsperspektiven von überdiözesaner Bedeutung. Außerdem soll er „die sozialen, katechetischen und missionarischen Verbindungen der katholischen Kirche in Deutschland mit den Ortskirchen in der gesamten Welt und mit dem Heiligen Stuhl“ fördern. Der Text wurde in erster Lesung knapp angenommen.

Außerdem lagen der Synodalversammlung Handlungstexte zur Predigtordnung (Forum 1), zur Leitung von Pfarreien, Gemeinden und pastoralen Räumen, zu Frauen an theologischen Fakultäten, Instituten und kirchlichen Hochschulen und zum Austausch theologischer Argumentationen in weltkirchlichen Kontexten (Forum 3) vor.



Professor Franz Xaver Bischof sprach auf Einladung des Münchner Hochschulkreises der Katholischen Akademie, dessen Vorsitzender Prof. Dr. Markus Vogt die Diskussion nach dem Vortrag moderierte.

Zwischenbilanz – der Synodale Weg ist alternativlos

Die letzte Synodalversammlung hat in den nichtkirchlichen meinungsbildenden Medien im deutschsprachigen Raum ein sehr unterschiedliches, in Leitmedien wie der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* oder der *Neuen Zürcher Zeitung* ein zurückhaltendes, ja negatives Echo gefunden. In den rechtskatholischen Verlautbarungen und in den integralistischen Social-Media-Kanälen ist sie auf einhellige Ablehnung gestoßen. Die Gegner werfen der Synodalversammlung kirchlichen Radikalismus und Protestantisierung der katholischen Kirche Deutschlands vor. Sie beklagen eine angebliche Kirchenspalterei, sprechen von einem deutschen Sonderweg und fehlender Rückbindung in der Weltkirche. Solche plakativen Vorwürfe sind leicht zu entkräften. Sie übersehen zweierlei: Einmal, dass der Synodale Weg eine Initiative der deutschen Bischöfe ist; zweitens, dass die Bischöfe ihn selber mitgestalten, freilich zusammen mit Katholiken und Katholikinnen, die in Kirche, Gesellschaft, Politik und Wissenschaft Verantwortung tragen, und dass eben diese Bischöfe allen Beschlüssen mit Zweidrittelmehrheit zustimmen müssen.

Ich teile solche krassen, einem isolierten Kirchenverständnis verpflichteten Urteile, wie die eben genannten, nicht. Ich habe im Gegenteil in Frankfurt erstmals den Eindruck gewonnen, dass Reformbereitschaft auf breiter Basis heranwächst, dass jedenfalls die anwesenden Bischöfe und die übrigen Mitglieder der Synodalversammlung in ihrer großen Mehrheit verstanden haben, dass es so wie bisher in der Kirche in Deutschland nicht weitergehen kann. Ob sich diese reformbereite Grundstimmung verstetigt und bei den Abstimmungen zum Durchbruch kommt, wenn zwei Drittel der Bischöfe zustimmen müssen, wird sich ab der nächsten Synodalversammlung im Februar 2022 weisen.

Ist der Synodale Weg also zum Scheitern verurteilt, wie inner- und außerkirchliche Auguren hoffen und nicht müde werden, vorherzusagen? Ja, der Synodale Weg kann scheitern; und ja, es ist möglich, dass die *Zeichen der Zeit* nicht erkannt werden, dass die erforderlichen substantiellen Reformen in der katholischen Kirche Deutschlands und weltweit ausbleiben. Es gibt Bischöfe im In- und Ausland, Priester, Gläubige, die den Synodalen Weg untergraben, ihn als Totgeburt lieber heute als morgen auf der Schutthalde unterdrückter Reformprozesse begraben wollen. Es wäre geradezu naiv, als Kirchenhistoriker mit der Möglichkeit des Scheiterns nicht zu rechnen. Die scharfsichtige Analyse, die der Bonner Kanonist Norbert Lüdecke in seinem Buch *Die Täuschung. Haben Katholiken die Kirche, die sie verdienen* (2021) formuliert hat, sollte in Anbetracht früherer gescheiterter Dialog- und Reformprozesse unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI. nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Der Preis, den es für ein Scheitern-Lassen des Synodalen Weges zu zahlen gilt, ist allerdings hoch. Es ist dann mit noch mehr hunderttausenden von Kirchnaustritten zu rechnen, vor allem von Frauen – nicht sofort natürlich, vielmehr allmählich, still,

ohne Aufhebens. Die Erhebungen des Pastoralsoziologischen Instituts in St. Gallen über den Kirchnaustritt zeigen für die katholische Kirche der Schweiz, was auch für jene in Deutschland gilt: „Jede Kindergeneration ist etwas weiter weg von der Kirche als noch ihre Eltern. Weniger Kontakt bedeutet in der Regel auch weniger Erlernen von Glauben und weniger religiöse Praxis. Am Ende dieser Entwicklung, die oft über Generationen verläuft, steht heute immer öfter die Trennung von der Kirche. [...] Je schwächer die Kirchenbindung, desto geringer ist die Ambiguitätstoleranz gegenüber der Kirche – also die Fähigkeit, Widersprüche und Spannungen auszuhalten“ (Arnd Bünker). Glaubwürdigkeitskrise der Kirche und Glaubenskrise sind zwei Seiten der gleichen Medaille!

Vor diesem Hintergrund ist für mich klar: Der Synodale Weg ist alternativlos! Er ist kein deutscher Sonderweg, aber er verändert kirchliche Mentalitäten und kirchliche Pra-

xis. Den synodalen Weg zu gehen ist mühsam; aber für den, dem die katholische Kirche nicht (noch nicht) egal ist, lohnt es, dass Gläubige, Theologen und Bischöfe in synodaler Beratung in einen produktiven Austausch eintreten – ein Austausch der konfliktär, aber allemal besser ist, als der Versuch, die plurale Sozialform von Kirche und Katholizismus durch autoritative Vorgaben zu steuern. Der synodale Weg ist kein Kirchengesundheitsmittel, aber wenn alle Akteure bereit sind,

berechtigte Anliegen der jeweils anderen Seite zu hören und auf ihre Berechtigung hin zu prüfen, dann können aus Differenzen und verhärteten Fronten möglicherweise überraschend zielführende Lösungen entstehen.

Nicht alle Reformvorschläge werden erfolgreich verwirklicht werden, aber die systemischen Risikofaktoren müssen beseitigt werden. Die Kirche Deutschlands darf sich nicht unter Wert verkaufen, sie darf sich nicht mit dem Minimum bescheiden, etwa der Predigerlaubnis in der sonntäglichen Eucharistiefeier für nicht geweihte, aber mit bischöflicher Vollmacht ausgestattete vollamtliche Seelsorger und Seelsorgerinnen. Wohl, weil es um die noch zu bewältigenden Schwierigkeiten weiß, hat das Präsidium des Synodalen Weges in der Presseerklärung vom 2. Oktober 2021 konstatiert: „Auch wenn am Ende des Synodalen Weges eine Reihe von Reformen stehen sollten, werden damit nicht automatisch Kirchnaustritte und Glaubenskrisen beendet. Aber ohne den Synodalen Weg und seinen Versuch, eine Erneuerung zu schaffen, wird es für viele Katholikinnen und Katholiken auf Dauer schwer. Sie werden kritisch auf die Missbrauchs-Problematik angesprochen. Sie werden nach Ursachen und Lösungswegen gefragt. Für viele verbindet sich die Glaubwürdigkeit der Kirche mit ihrer persönlichen Glaubwürdigkeit als Katholikinnen und Katholiken. Eine geschwisterliche, synodale Kirche ist deshalb eine Vision des Synodalen Weges. Alle Fragen, die auf dem Synodalen Weg angesprochen werden, haben mit der Dimension des Glaubens zu tun. Es geht letztlich um die Existenz der Kirche. Deshalb ist der Synodale Weg nicht irgendeine Veranstaltung, sondern ein für die Kirche existentielles Geschehen aus dem Glauben des Gottesvolkes heraus.“ ■

Eine Studie kommt zum Schluss, dass jede Kindergeneration etwas weiter weg von der Kirche ist als noch ihre Eltern. Weniger Kontakt bedeutet in der Regel auch weniger religiöse Praxis.

In Kooperation mit der Bayerischen Elite-Akademie (BEA) ging es in der Katholischen Akademie in Bayern um die Zukunft Europas. 52 Stipendiat:innen der Stiftung kamen dazu am Abend des 11. Oktober 2021 – kurz nach der Bundestagswahl – unter dem Titel *Perspektiven für Europa* in den Vortragssaal. Es entwickelte sich ein Podiumsgespräch, in dem darum gerungen wurde, wie es auf unserem Kontinent nach der Ära Merkel weitergehen kann.

Im Mittelpunkt des Abends standen die beiden stipendiatischen Moderatoren Valerie zu Rhein und Dominik

Blick. Valerie zu Rhein und Dominik Schwab wollten zum einen herausfinden, welche Folgen die Bundestagswahl für die Bundesrepublik und für Europa hat. Sodann interessierte die Studierenden, welche Narrative es zu Europa gebe und welches die Werte seien, die man eigentlich bräuchte. Valerie zu Rhein und Dominik Schwab rückten dann noch die Frage nach deren Implementierung in den Mittelpunkt.

Die Bundestagswahl und ihr Ergebnis würden, so Stefan Leifert, ganz unterschiedlich bewertet – eben abhängig davon, wen man vor sich habe. Entsprechend könne man die

Reaktionen „von Land zu Land“ und „von Parteienfamilie zu Parteienfamilie“ durchdeklinieren – nur in einem seien sich alle einig: Da in Brüssel keine größeren Entscheidungen getroffen werden könnten, so lange Deutschland „sprachunfähig“ sei, hoff-

ten alle auf eine schnelle Regierungsbildung. Ganz unabhängig davon, wie die neue Regierung konkret aussehe, erwarte sie, so Ursula Münch, allgemein keine dramatischen Unterschiede in der Europapolitik.

Die drei wichtigsten Themen der europapolitischen Agenda sieht sie in der Klimapolitik, in der Corona-Politik bzw. Wirtschaftspolitik nach Corona sowie in der Frage nach der

Sprachlosigkeit und Diskursunfähigkeit unter den europäischen Ländern müssen überwunden werden: zum Beispiel durch gesamt-europäische Medien, die eine europäische Öffentlichkeit entwickeln könnten.

Wettbewerbsfähigkeit der EU im Vergleich zu den Großmächten USA und China, vielleicht auch Russland. Stefan Leifert stimmt zu, möchte aber die Frage der Migrationspolitik ergänzen, die er für „so wichtig wie aussichtslos“ hält.

Angesichts der mangelnden Relevanz europapolitischer Fragen im Wahlkampf zeigt er sich irritiert und selbstkritisch: Trotz existenzieller Themen wie dem Brexit, den Auswirkungen der Flüchtlingskrise und dem Handelskonflikt mit China sei es auch den Journalisten nicht gelungen, Europa in den Fokus zu rücken. Ursula Münch sieht einen Grund hierfür in der EU-Skepsis der Bevölkerung, die die Parteien davor zurückschrecken ließe, Europapolitik zum Thema zu machen. Gleichzeitig trage die Idee des „Friedensprojekts“ Europa nach wie vor. Für die Bürger:innen seien aber auch praktische Errungenschaften wie Reisefreiheit, eine gemeinsame Währung sowie einheitliche Stecker äußerst positiv besetzt.

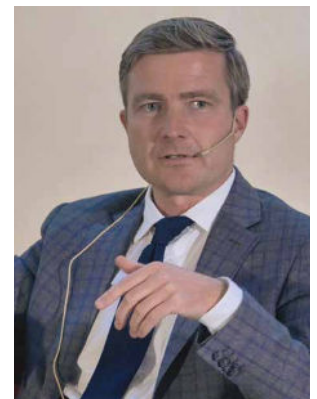
In der freiheitlichen, rechtsstaatlichen Demokratie sieht die Politikwis-

Perspektiven für Europa

Ein Podiumsgespräch nach der Bundestagswahl

Schwab, die zwei ausgewiesene Kenner der politischen Lage als Gesprächspartner hatten: Ursula Münch, die Direktorin der Akademie für Politische Bildung in Tutzing, und Stefan Leifert, langjähriger ZDF-Korrespondent in Brüssel und jetziger Leiter des ZDF-Landesstudios Bayern diskutierten mit den Studierenden.

Drei Themengebiete nahm das Moderatorduo vor allem in den



Das Podium: Prof. Dr. Ursula Münch, Valerie zu Rhein, Dominik Schwab und Stefan Leifert (v.l.n.r.) diskutierten darüber, wie es mit Europa weitergehen soll. Alle waren sich einig, dass mehr Zusammenhalt notwendig ist.



Foto: canva.com

Europa – hier das Parlamentsgebäude in Straßburg – fand als Thema bei der Bundestagswahl praktisch nicht statt. Dabei müsste klar sein, dass viele Probleme auf nationaler Ebene nicht mehr zu lösen sind.

senschaftlerin die wichtigsten Werte der EU und erinnert dran, wie prekär diese seien. Sie treibe die Frage um, wie man damit umgehen könne, wenn die Bekenntnisse unterschiedlich interpretiert würden, teilweise auch so, dass die Interpretation eines Landes



der der Mehrheit widerspreche. Auch Stefan Leifert fürchtet, dass über zentrale Begriffe der EU keine gemeinsame Grundlage mehr besteht und es deshalb zu Sprachlosigkeit und Diskursunfähigkeit unter den Mitgliedern kommen könne. Der Journalist plädiert in diesem Zusammenhang dafür, die europäische Öffentlichkeit weiterzuentwickeln, beispielsweise durch europäische Nachrichtensender: Wir müssten verstehen, dass die Wahl in Frankreich im nächsten Jahr nicht nur ein französisches Problem sei, sondern auch das unsere. Darüber hinaus hoffe er darauf, dass Deutschland künftig etwas bescheidener in Brüssel auftrete.

Sehr zufrieden mit der Kooperation zeigten sich die beiden Gastgeber des Abends. Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde, der alle Beteiligten dieser erstmaligen Kooperationsveranstaltung begrüßt hatte, stellte fest, dass zahllose politische Fragen eben nicht im nationalen Alleingang gelöst werden können und dass Europapolitik angesichts dessen im Bundestagswahlkampf deutlich unterrepräsentiert war. Er dankte der BEA sowie ihrem Akademischen Lei-

ter und Stiftungsvorstand Professor Johannes Wallacher für die Kooperation, die die Chance bot, europäische Fragen stärker in den Fokus zu nehmen.

E A BEA-Stiftungsvorstand Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher, Präsident der Hochschule für Philosophie in München, wies in seinem Statement darauf hin, dass man im Rahmen dieses Abends ein neues Format erprobe und dankte neben den Moderator:innen sowohl Ursula Münch wie auch Stefan Leifert dafür, dass sie sich hierauf eingelassen haben. ■

nen sowohl Ursula Münch wie auch Stefan Leifert dafür, dass sie sich hierauf eingelassen haben. ■

  Die vollständige Diskussion der beiden Stipendiaten Valerie zu Rhein und Dominik Schwab mit Ursula Münch und Stefan Leifert finden Sie als Video und als Audio auf unseren YouTube-Kanälen sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. Wenn Sie nur zuhören wollen, benutzen Sie [diesen Link](#), um zum Audio zu kommen. (Sie finden Video und Audio auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Wer ist die BEA?

„Wir fördern herausragende und gesellschaftlich engagierte Studierende bayerischer Hochschulen, die sich persönlich entwickeln und zukünftig verantwortungsvoll Führung in Wirtschaft und Gesellschaft übernehmen wollen,“ schreibt die BEA auf ihrer Homepage. Elitförderung versteht die BEA als Förderung künftiger Verantwortungseliten: Junge, besonders begabte, hochengagierte Studierende aller Fächer, die bereit seien, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen, würden so auf künftige Führungsaufgaben vorbereitet. Im Fokus des Stipendiums steht folglich nicht die individuelle Karriere, sondern die curriculare Förderung und der Austausch untereinander sowie mit Verantwortungsträgern aus Politik, Wirtschaft und Kultur. ■

Ausstellung mit Werken von Erwin Pfrang

40 Bilder des Berliner Künstlers bis April 2022 zu sehen

Die Ausstellung mit Werken von Erwin Pfrang wurde mit einer Vernissage am 22. September 2021 in den Räumen der Katholischen Akademie in Bayern eröffnet. Der Künstler war anwesend ebenso wie rund 100 kunstinteressierte Gäste. Die Ausstellung läuft bis zum 13. April 2022. Lesen Sie im Nachgang eine

kurze Begrüßung von Akademiedirektor Dr. Achim Budde sowie eine ausführliche Einführung durch die Kuratorin, Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann, die frühere stellvertretende Generaldirektorin der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen.

Ein Geschenk an die Akademie

Begrüßung und Einleitung von Achim Budde

Mit den knapp 40 Arbeiten, die Sie hier nun sehen – im Eingangsbereich, hier im Saal, dort drüben an der Holzwand, in der Kapelle und auch oben im 1. Stock, gleich nach der Treppe – mit diesen Arbeiten, so bin ich überzeugt, können wir durchaus an die Tradition großer Ausstellungen der Akademie mit Künstlern wie Georg Baselitz, Arnulf Rainer, Gerhard Richter – oder auch Zoran Mušič, anknüpfen.

Zum 50. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau führte die Katholische Akademie in Bayern mit tatkräftiger Unterstützung von Herzog Franz von Bayern unter dem Titel *Wir sind nicht die Letzten* eine vielbeachtete Ausstellung mit Werken des renommierten Künstlers durch. Ich erwähne deshalb jene Zoran-Mušič-Ausstellung und Herzog Franz in besonderer Weise, weil es auch die heute eröffnete Ausstellung nicht geben würde, wäre da nicht Herzog Franz von Bayern gewesen. Seit Jahrzehnten ist er diesem Haus eng verbunden, formal durch seinen Sitz im

Allgemeinen Rat, aber doch weit darüber hinaus. Und er war bis vor kurzem auch Mitglied in unserem wichtigsten Gremium, der Akademieleitung.

Verehrter Herzog Franz, herzlich willkommen hier in Ihrer Katholischen Akademie in Bayern. Im Namen der Akademieleitung und aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begrüße ich Sie von Herzen und danke Ihnen dafür, dass Sie Ihr Versprechen wahr machen, nach dem Ausscheiden aus der Akademieleitung weiterhin gern und oft bei uns zu Gast zu sein. Wir freuen uns wirklich sehr, Sie wiederzusehen!

Nun hat Herzog Franz der Akademie anlässlich seines Rückzugs aus unseren Gremien ein kostbares Geschenk gemacht – als Zeichen seiner bleibenden Verbundenheit. Es handelt sich um das Gemälde *Einzug Christi in Deutschedachau* (Abb. 1) von Erwin Pfrang,

entstanden im Jahr 1996. Sie sehen es an der Stirnwand des Saales. Diese Arbeit hing jahrelang – quasi seit seiner Entstehung – über dem Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer, also an einer Stelle, wo jeden Tag sein Auge darauf fiel. Man mag daran ermesen, welche Bedeutung dieses Werk für ihn hat.

Und wenn man außerdem bedenkt, dass der elfjährige Franz von Bayern mit seinem Vater Herzog Albrecht und seinem Bruder Max in Sachsenhausen, Flossenbürg und zuletzt eben auch in Dachau selbst inhaftiert war, dann er-



Akademiedirektor Dr. Achim Budde, Erwin Pfrang, Herzog Franz von Bayern, Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann und der Galerist Fred Jahn (v.l.n.r.).

hält es existenzielle und auch ganz persönliche Bedeutung für ihn, wenn der Künstler Erwin Pfrang das Leiden und Sterben unseres Erlösers explizit in diesen Kontext stellt.

Lieber Herzog Franz, dass Sie uns dieses Geschenk als bleibende „Spur“ Ihrer Persönlichkeit übergeben, ehrt und freut uns nicht nur. Es geht auch unter die Haut.

Aber, ein Bild macht noch keine Ausstellung, und so gilt mein nicht minder herzlicher Dank dem Künstler Erwin Pfrang, der sich bereit erklärt hat, jene Arbeiten, die Sie nun sehen können, hier im Tagungszentrum der Akademie auszustellen. Er ist aus Berlin zu uns gekommen, herzlich willkommen, verehrter Herr Pfrang. Schön, dass Sie sogar für mehrere Tage unser Gast sind!

Erwarten Sie nun bitte nicht von mir eine Würdigung der Arbeiten von Erwin Pfrang. Das wäre vermessen und ist auch gar nicht nötig, weil wir ja mit Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann ein Akademieleitungsmitglied haben, das über viele Jahre stellvertretende Generaldirektorin der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen gewesen, und somit dafür prädestiniert ist, eine solche Ausstellung zu kuratieren.

Als die Nachricht über das kostbare Geschenk uns ereilte, war sie es, die sofort die Idee zu einer rahmenden Ausstellung hatte und konkrete Vorstellungen dazu entwickelte. Sie hatte persönlichen Kontakt zum Künstler und genießt sein Vertrauen sowie das seines Galeristen. Sie hat die Gespräche geführt und die Ausstellung konzipiert und dann auch noch die Texte für den Katalog und unsere kleine Broschüre verfasst. Liebe Frau Professor Schulz-Hoffmann, auch Ihnen ein großes Dankeschön für das, was Sie für diese Akademie leisten, heute aber im Besonderen für das, was Sie hier auf den Weg gebracht haben.

Und einer weiteren Person gilt es zu danken. In enger Zusammenarbeit mit Carla Schulz-Hoffmann war diese Person bei der Auswahl der Bilder und bei der Konzeption der Ausstellung dabei. Er ist ein Freund des Künstlers und sein Galerist in München: Fred Jahn. Seien auch Sie herzlich willkommen hier in der Akademie und auch Ihnen ein großes Dankeschön für Ihre Mitwirkung beim Aufbau dieser Ausstellung.

Noch vielen wäre zu danken, vor allem auch den Leihgebern. Sie möchten

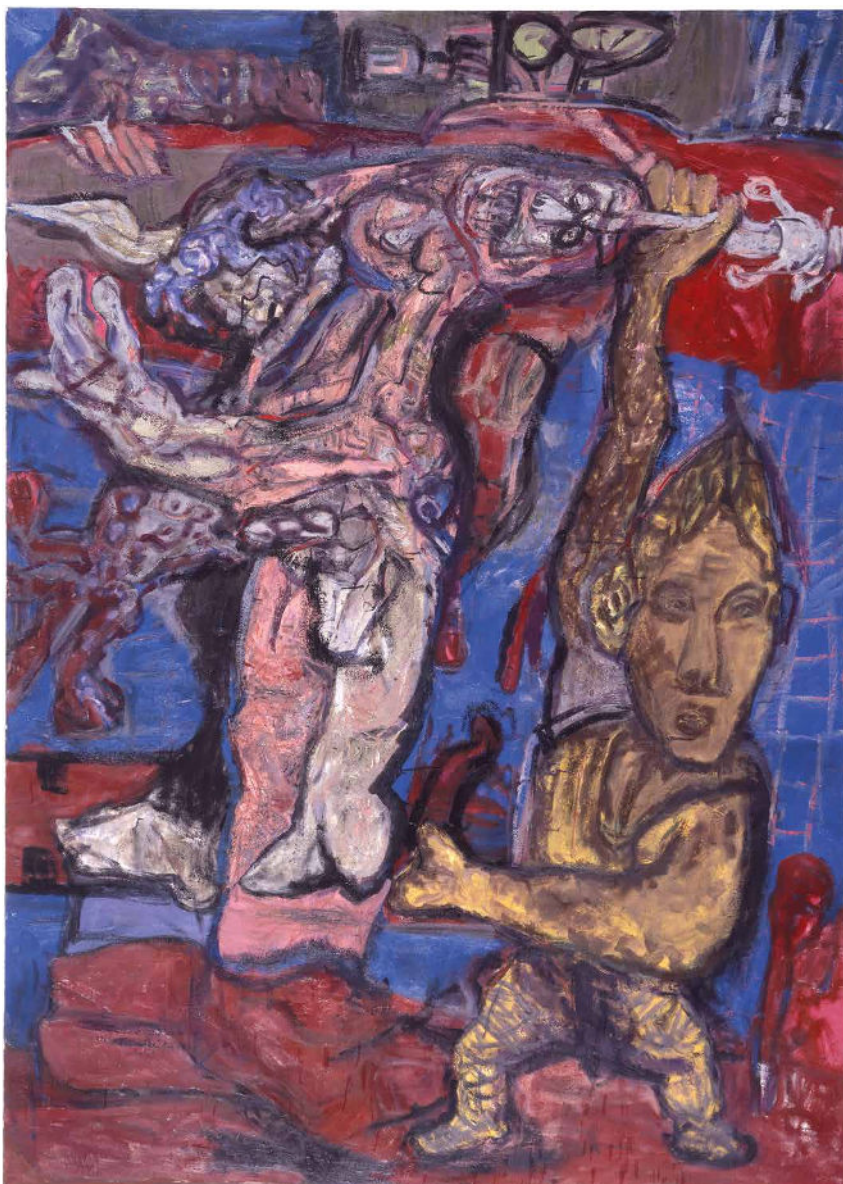


Abb. 1: Das Werk *Einzug Christi in Deutschdachau* von 1996 schenkt Herzog Franz von Bayern der Akademie. Es hing viele Jahre über seinem Schreibtisch in Schloss Nymphenburg.

aber ausdrücklich nicht genannt werden. So bleibt mir nur, ihnen ohne namentliche Nennung meinen Dank für ihre stille Mitwirkung an diesem Projekt auszudrücken.

Sehr wohl namentlich nennen darf man den *Verein der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern!* Ohne die Unterstützung durch diesen Verein wären Ausstellungen der Akademie nicht möglich und finanzierbar. Ich empfehle jeder und jedem von Ihnen, dem Verein beizutreten; mit einem jährlichen Mitgliedsbeitrag von 50 Euro tragen Sie mit dazu bei, dass die Akademie solche Aktivitäten, wie Sie hier sehen und noch vieles mehr, durchführen kann und bauen damit insgesamt eine in der Zukunft immer wichtigere Säule unserer Finanzierung

auf. Als Dankeschön erhalten Sie neben manchen exklusiven Veranstaltungen auch unsere Zeitschrift *zur Debatte* kostenfrei nach Hause geschickt. Flyer mit Beitrittserklärung liegen im Gelände aus. Sie erkennen Sie am Löwen ...

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Die Arbeiten von Erwin Pfrang sind keine leichte Kost. Viele zeigen verwundete Existenzen, Existenzen am Rande, in einer schonungslosen, ja brutalen Körperlichkeit, gedankenlos, nackt ausgebreitet, lädiert, hingestreckt, verloren! Ein verstörender und zugleich fesselnder Blick auf unsere Wirklichkeit. Ich bitte nun Sie, verehrte Frau Schulz-Hoffmann, uns in die Ausstellung einzuführen. ■

Seine Bildwelt regt zum Dialog an

Eine Einführung in die Ausstellung
von Carla Schulz-Hoffmann

Ausgehend von der großzügigen Schenkung des Gemäldes *Einzug Christi in Deutschdachau* an die Katholische Akademie durch SKH Herzog Franz von Bayern, anlässlich seines Rückzugs aus deren Leitungsgremium, entstand die zutiefst beeindruckende *Erwin-Pfrang*-Ausstellung. Im Fokus liegen die seit der Rückkehr des Künstlers 2010 aus Italien nach Deutschland in seinem ständigen Wohnsitz in Berlin entstandenen Werke der letzten Jahre.

Was ist das Thema?

Erwin Pfrang ist kein Künstler lautstarker Gesten, seine Werke dringen jedoch tief ins Bewusstsein des Betrachters ein, lassen ihn, wenn er sich öffnet, nicht mehr los. Seine Bildwelt regt zum Dialog an, zur Auseinandersetzung mit existentiellen Grundfragen. Aus einer bewusst gewählten Außenseiterposition heraus, entstehen bildnerische Formulierungen, die sich in ihrer inhaltlichen und formalen Unangepasstheit gegen alle herrschenden Trends richten und damit indirekt ein durchaus subversives, weil gegen jede gängige Konvention gerichtetes Potential enthalten. Von großer Tragweite war und ist in diesem Zusammenhang die bereits in Pfrangs Jugend einsetzende Auseinandersetzung mit James Joyce, deren anhaltende Bedeutung er für sich Jahre später präzise auf den Punkt bringt: Am Ende sei es nicht das Fündigwerden



Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann, Kuratorin der Ausstellung

oder Antworten-Finden, das ihn dauerhaft an die Lektüre fesselt, sondern das Gefragtsein, nicht das kleine Ankommen und Begreifen, sondern das lange Irren, ja Auf-der-Strecke-Bleiben. Mit anderen Worten: in der Mühe, die wir aufs Verstehen verwenden, finden wir unseren Lohn, nicht im Verstehen selbst. Joyce erfand neue literarische Techniken, einen ungewöhnlichen Sprachduktus, eine Vielzahl neuer Wörter und fasste Geräusche, Gerüche, Stimmungen lautmalend in Worte, entwickelt innere Monologe, Bewusstseinsströme. Mit *Stream of Consciousness* wird in der Literaturwissenschaft ja eine Erzähltechnik charakterisiert, die die ungeordnete Folge von Bewusstseinsinhalten ihrer Protagonisten wiedergibt. Der Terminus geht auf den amerikanischen Psychologen und Philosophen William James, 1842-1910, zurück. Die Texte von Joyce verbinden die jeweils

individuelle Wahrnehmung der Wirklichkeit seiner Figuren mit der realen Wirklichkeit, durch die sie gehen, ein Ansatz, der Pfrangs bildnerischem Denken entspricht.

Die Ausstellung vermittelt in ihrer Werkauswahl konzentriert grundlegende Gedankengänge im Oeuvre dieses ebenso ungewöhnlichen wie faszinierenden Künstlers: Zum einen richtet sich der intensive Blick einleitend auf das 1996 entstandene Bild *Einzug Christi in Deutschdachau*, (Abb.1), um dann punktuell an einigen Beispielen aus der Zeit bis 2010 markante, in Italien getroffene bildnerische Entscheidungen zu erörtern, die den inneren Klang der Bildwelt des Künstlers mitprägen. Diesen, nach der Rückkehr aus Italien in Berlin entstandenen Werken – mit einem Fokus auf denen der letzten drei Jahre – widmet sich der Hauptteil. Gibt es zwischen dem erstgenannten Werk und denen der beiden letzten Dekaden trotz aller drastischen formalen, farblichen und sogar atmosphärischen Unterschiede nicht dennoch einige sie alle eng verzahnende Gemeinsamkeiten? Bedrängende, einen nicht loslassende Bilder hier wie dort! Schier unerträgliche, in alle Richtungen ausstrahlende, physische Grausamkeit im ersten Beispiel, grenzenlose Einsamkeit, Abgeschiedenheit, Distanz und angespannte, in den Ohren hallende Stille in den späteren Werken.

Werkbeispiele

In der Kreuzigungsszene von *Einzug Christi in Deutschdachau* wird der Kopf des Sterbenden von einer ungesund in gelb-bräunlich gehaltenen Figur brutal aufgebohrt. Das Mordwerkzeug erinnert an einen professionellen Flaschenöffner. Der Gekreuzigte scheint sich mit einer weiteren Gestalt zu verbinden, die einen großen Fuß abwehrend nach vorne schiebt und mit einer riesigen Hand anlockend auf sich weist. Oder ist es Christus selbst, der die Phasen vom unendlichen Schmerz, der Kreuzigung und der Erlösung im Tod in sich zusammen vereint? Kreuz und Figur sind rot, unnatürlich fleischfarben, grau und immer wieder schwarz konturiert. Das Kreuz ist vor einem rot-blauen Hintergrund aufgerichtet, der in seinen blauen Partien wie eine eingekachelte Wand wirkt.

Es herrscht eine künstliche Atmosphäre, die dominanten Partien in Rot und Blau – in der klassischen Ikonographie die Farben der Jungfrau Maria – verstärken den ebenso kränklichen wie ambivalenten Gesamtklang. Die Darstellung pendelt zwischen pathologischer Aggressivität und kühler Demonstration eines Verbrechens.

Wie deutlich die in *Einzug Christi in Deutschdachau* formulierte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, dem Grauen des Holocaust, aber auch Themen wie Isolation, Alleinsein, menschliches Mit- und Gegeneinander präsent und prägend blieben und nur eines vom Zufall gesteuerten Anstoßes bedurften, um für den Künstler wieder unmittelbar bildlich wirksam zu werden, zeigen eindringlich die direkt

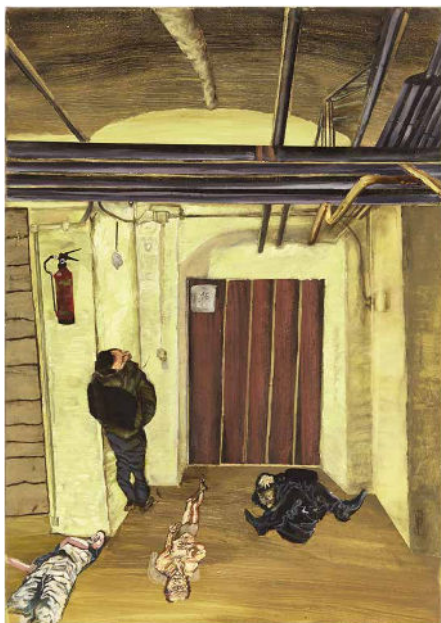


Abb. 2: Heizungskeller (2019)



Abb. 3: Il caffè è pronto (2013)



Abb. 4: Das Gedächtnis der Hand (2019)



Abb. 5: Das Beinwunder der Chassidim (2020)

oder indirekt mit dem Kinderarzt und Widerstandskämpfer Georg Benjamin, der 1942 im KZ Mauthausen umkam, in Verbindung stehenden, um 2019/20 entstandenen Werke.

Heizungskeller, 2019, (Abb. 2) zeigt ein Verlies mit glatten, fast rutschig wirkenden Wand- und Bodenflächen ohne räumliche Struktur. Es vermittelt unmissverständlich das Gefühl, hier nicht lange atmen, es nie wieder verlassen zu können. Die Figuren sind in unterschiedlichen Formen der Verzerrung, die einer Entindividualisierung gleichkommt, unentrinnbar in eine quälende Zuständlichkeit eingebunden.

Diese mangelnde Verortung im Raum wurde schon früher zu einem wichtigen formalen Darstellungsmittel in Pfrangs Werk, so auch in *Il caffè è pronto*, 2013, (Abb. 3): Es gibt keine durchlaufende Komposition, keine einheitlichen Proportionen, keine selbstverständlichen Beziehungen zueinander. Ausgehend vom Kaffeetisch im Zentrum wird alles tendenziell zu den Bildrändern hingezogen. Die um den Tisch herumsitzende Gesellschaft wirkt traurig, völlig in sich selbst zurückgezogen und ohne einen Ansatz zwischenmenschlicher Beziehung. Der einzige positive Moment klingt in dem Jungen vorne rechts im gestreiften Hemd an, der gemeinsam mit einem großen Hund erwartungsvoll nach außen, in eine Änderung versprechende Zukunft blickt.

Der Untergrund, auf dem das alles geschieht, zieht sich leicht gekippt nach oben. Man befürchtet, von ihm abzurutschen. Im oberen Teil wird er von einem senkrecht gegliederten, kaum durchlässigen Verschlag, sowie rechts einer riesigen männlichen Figur abgegrenzt. Die Situation gleicht einem Alptraum, in dem sich niemand mit niemandem in Wärme, geschweige denn Herzlichkeit zu verbinden vermag, sondern jeder für sich bleibt, freischwebend und ohne Halt.

Ähnliches gilt für die Protagonisten in vielen seiner Werke, die trotz großer physischer Nähe psychisch auf sich selbst zurückgeworfen wirken. Das Gegenständliche enthält kein klar umrissenes, eindeutig definierbares Äußeres, wodurch es in seiner Bedeutung immer wieder hinterfragt wird. Präzise Beschreibbares gibt es selten, Landschaft- und Tierrelikte, Bruchstücke menschlicher Körper, aber auch immer wieder stehen Köpfe neben amorphen Formen oder verbinden sich mit ihnen. Es gibt keine geometrischen Elemente, keine Ecken, Kanten, harten Linien.

Das Gedächtnis der Hand, 2019, (Abb. 4) enthält Merkmale, die sich in vielen Arbeiten des Künstlers variiert beobachten lassen. Die Daumen sind nicht erkennbar, wirken amputiert oder einfach unsichtbar hinter der geöffneten Hand abgeknickt. Die Konsequenz daraus: Die Dargestellten sind unfähig, etwas Schweres hochzuheben, eine Last zu tragen. So können sie auch ihr Inneres und das, was sie stückweise und immer wieder partiell sehen, nicht ans Licht heben. Es bleibt stets im Ungewissen und sie vermögen den daraus entstehenden Widerspruch für sich nicht zu klären. Der Boden bietet keinen Halt, man muss fürchten abzurutschen, in der Mitte einzubrechen.

In *Das Beinwunder der Chassidim*, 2020, (Abb. 5) sieht man keine Hände, die kraftvoll zupacken könnten. Sie sind nach innen, gegen den Körper gerichtet und werden begleitet durch eine Fülle am Boden liegender, zu nichts mehr fähiger amputierter Füße und Beine.

Die, wie durch ein Weitwinkelfernglas oder einen Trichter in extremer Aufsicht erfasste Szene in *Vierhändig/A quattro mani*, 2003, (Abb. 6) koppelt zwei Figuren unentrinnbar, jedoch emotional beziehungslos aneinander. Ihr Blick trifft sich nicht, ihre Hände versuchen vergeblich, ihr Spiel als

gemeinsame Melodie erklingen zu lassen, etwas im Sinne positiver Aneignung zu ergreifen. Stattdessen entgleiten ihnen die, wie die Tasten eines auseinandergenommenen Pianos wirkenden Bausteine, zerbrechen in einem wilden Durcheinander. Oder ist die offensichtliche Dissonanz bewusster Ausdruck ihrer Beziehung zueinander? Die Farbigkeit – kühl, ungesund, ausgewaschen und ohne Substanz – trägt ein Übriges dazu bei, die zwei Protagonisten untrennbar miteinander zu verzahnen und ihnen im selben Atemzug jede Lebendigkeit zu nehmen.

Oder entspricht das Gefangensein dieser Figuren in Erstarrung, wie der Künstler im Blick auf den entsprechenden Typus in den Schaufensterbildern in seinem Werk *Örtlich betäubt* von 2020 ironisch fragt, nicht eher einer Begnadigung, einer Überzuckerung mit diesem Make-up des paradiesischen Wohlbefindens gleicht? Keine der beiden Varianten würde man wohl freiwillig wählen! Und Bilder wie dieses berühren negativ durch die Farben einer wie abgestorbenen, über Jahre hin verbrannten Gegend, Großstadtbrachen, Niemandsland.

In allen Beispielen ergibt sich jedoch aus dem Einsatz der Farbe kein Kontinuum im Sinne der Akzentuierung einer in sich kongruenten Erzählung. Alles bleibt in der Schweben, man meint, Phänomene greifen zu können, die sich jedoch gleich wieder entziehen.

Was kommt z. B. in *Fensterfrau*, 2019/20, (Abb. 7) nicht alles an Absonderlichkeiten zusammen! Auf gelbem, nach oben geklapptem und in einer gleichfarbigen Straßenschlucht mit gediegen wirkenden, mehrstöckigen Altbauten mündenden Boden findet sich eine aberwitzig disparate Gesellschaft, unterschiedlich proportioniert und ohne erkennbaren Bezug zueinander auf engem Raum. Alle Altersgruppen und Typen,

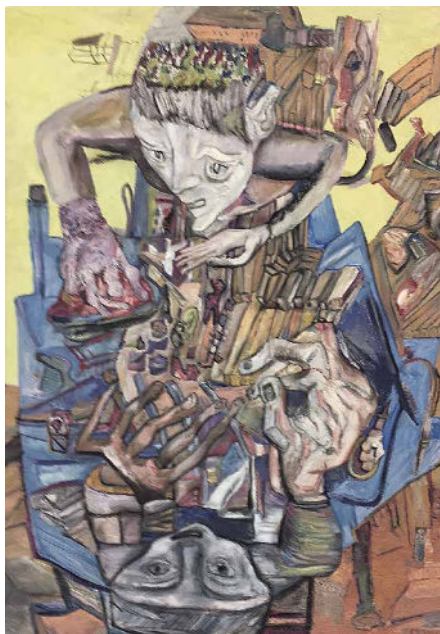


Abb. 6: *Vierhändig / A quatro mani* (2003)



Abb. 7: *Fensterfrau* (2019/2020)

vom nackten Kleinkind, zur Beschneidungszeremonie hergerichteten Jungen, einem eingebildeten jungen Stenz, Frauen, eingewickelt wie Mumien bis hin zu bedrohlichen Soldaten in Kriegsuniform mit Maschinenpistolen: Sie wirken wie eingefrorene Selbstdarstellungen, die sich zelebrieren, ohne zu wissen, wofür.

Betäubung durch Konsum wird zum Grundtenor. Individualität verschwindet in der mehr oder weniger normierten Masse. Billigware, die in eine vermeintliche Konsensgesellschaft einbindet und die, wie hier, zugleich lokal geprägt ist. Diese Bilder sind extrem buntfarbig, sollen Heiterkeit signalisieren. Alles ist jedoch im Reklamemodus als Schaufenster aufgefasst, und begreift die Menschen als *Manichini*, zum Teil sogar auf Sockeln aufgestellt und hat wenig mit realen Menschen zu tun. Bedeutet diese Verschließung mit einer weiteren Hülle größeren Schutz oder radikalere Entfremdung?

Es gibt nur ungesunde Farben, die nicht zum gemütlichen Beisammensein, zur Entspannung und zum sich Wohlfühlen einladen. Der Einsatz der Farbe zielt auf kein Kontinuum im Sinne der Akzentuierung einer in sich kongruenten Erzählung ab. Alles bleibt in der Schweben, man meint, Phänomene greifen zu können, die sich jedoch gleich wieder entziehen.

Um das Bild *INRI*, 2020, (Abb. 8) auch nur ansatzweise zu verorten, bedarf es einer völlig skurrilen, fast akrobatischen Sehübung: Man sieht aus undefinierter Höhe – ist es der Himmel? – auf eine braune, Tisch- oder Sarg-ähnliche Fläche im Zentrum. Aus ihr blickt mit offenen Augen oben ein Gesicht, eingehüllt in ein Kopftuch, das im Ton in die Fläche des Sarges übergeht. Rechts erkennt man ein Bett mit zerwühlten Tüchern, in dem niemand mehr zu liegen scheint. Ist der Tote bereits in die Stille einer anderen Ebene eingetaucht? Der Titel scheint viele Ele-

■ Einige Hinweise noch: Die **Ausstellung ist kostenlos zugänglich**, montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr im Tagungszentrum der Katholischen Akademie in Bayern, Mandlstraße 23. Bitte informieren Sie sich vor dem Besuch unter 089/38 10 20, ob alle Räume frei sind. Da dort auch Veranstaltungen stattfinden, könnte es sonst sein, dass wir Ihnen keinen Zugang gewähren können. Eine kleine Broschüre zur Ausstellung mit einem Vorwort von Frau Professor Schulz-Hoffmann, einem Text zur Ausstellung und mit den wichtigsten Daten zur Person Erwin Pfrangs, liegt zum Mitnehmen für Sie aus, ebenso eine Liste mit den ausgestellten Arbeiten.

■ Ein **kleines Begleitprogramm** zu dieser Ausstellung wird ebenfalls noch kommen: Anlässlich des Erscheinens eines Katalogs über Erwin Pfrang, der von der Galerie Fred Jahn auf den Weg gebracht wird, soll ein Gesprächsabend des Künstlers mit dem Soziologen Heinz Bude und mit Prof. Carla Schulz-Hoffmann folgen sowie ein musikalischer Abend zur Ausstellung mit Anne Schätz am Klavier und mit Karin Löffler-Hunziger (Violine) und Uta Zenke-Vogelmann (Violoncello), beide vom Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks. Wir werden Ihnen über unseren Newsletter rechtzeitig die Termine zukommen lassen.



Abb. 8: INRI (2020)

mente eines heutigen Todes im sterilen klinischen Kontext zu enthalten. Dazu der Künstler: „Schuldzuweisungen sind, wie Du Dir sicher denken kannst, nicht meine Sache. Ich berichte lediglich. Enthält dieser Bericht nun den Tatbestand der Entfremdung vom eigenen Sterben? Sehen kann ich die Apparatur – was sich dahinter abspielt, nur erahnen. Atmosphärisch klingt da etwas an.“

Der Titel *INRI* und die Darstellung – ein Klinikambiente – verbindet auf den ersten Blick wenig miteinander. Denn die Initialen *INRI* stehen bekanntlich für die lateinische Formulierung Jesus von Nazareth, König der Juden. Diese stand auf einer Tafel, die der römische Statthalter Pontius Pilatus am Kreuz Christi anbringen ließ, um den offiziellen Rechtsgrund für die Verurteilung zu benennen. Jesus von Nazareth, König der Juden, war die damals übliche Angabe, aus der sich die offizielle Verurteilung zum Tode ableiten ließ, in dem Fall: Kein Jude durfte sich bei Todesstrafe König nennen. So folgert man, in diesem Bild das Sterben eines Kindes – stellvertretend für die Menschheit? – in einer Klinik in verschiedenen Phasen zu erkennen und durch den sehr spezifischen Titel auf die eigene Schuld an diesem Tod zu verweisen. Oder ist das zu gewagt und spitzfindig?

Der Bildtitel *INRI*, der gelesen im Irischen wie Reißen klang, geht laut Harald Beck, dem renommierten Joyce-Übersetzer und seit Schulzeiten engen Freund des Künstlers, auf eine Textstelle im *Ulysses* zurück. Er entstand, so Pfrang, „aus dem Unverständnis der lateinischen Abkürzungen in breiten Kreisen der irischen Bevölkerung und [war] bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts von schlichteren Gemütern der älteren Generation häufig zu hören, [dadurch] enthält das Reißen eine Assoziation zu einer blutigen Verletzung. Bei genauem Hinsehen entdeckt man denn auch am Bein des kopfüberhängenden Jungen eine Reihe von Nägeln. Oder sind es Dornen, gar Viren?, ausgespuckt offenbar von der linkerhand zum Bild herein preschenden Ratte – (unser Heizungskeller wimmelte nur so von Ratten).“

Fast automatisch zieht man, wie hier, die Bildtitel als willkommene Interpretationshilfe zu Rate und muss immer



Abb. 9: Landesmeister mit Menzelfuß (2020)

wieder feststellen, dass sie uns leicht aufs Glatteis führen können, – auch dies ein Verfahren des Künstlers, das den Betrachter bewusst auf die eigene Wahrnehmung zurückwirft. Der Titel *Landesmeister mit Menzelfuß*, 2020 (Abb. 9) steht dafür exemplarisch: Ein isoliert ins Bild gesetzter Fuß fungiert bei Adolph von Menzel (1815–1905), dem herausragenden, ungemein vielseitigen realistischen Künstler des 19. Jahrhunderts, als Hauptdarsteller. Isoliert, ohne jegliches Beiwerk, mutiert er in dem kleinformatigen Ölgemälde zum Stellvertreter des ganzen Künstlers. Bei Pfrang hingegen ragt dieser Fuß unauffällig unten links ins Bild, man würde ihn in der Fülle des Dargestellten ohne den Hinweis im Titel übersehen. Eine Fülle anderer, unangenehmer Assoziationen, die die Komposition hervorruft – in den klinischen Apparaturen, der Figur des *Landesmeisters*, der Hunde oder des nackten Mädchens, das Beine zu streicheln scheint – überlagern dieses Detail.

Resümee

Zieht man eine Schlussfolgerung, so kann sie nur darin liegen, dass es keine eindeutigen Festlegungen gibt, es dem Künstler und uns selbst nur darum gehen sollte, den Werken und ihrer unvoreingenommenen Wahrnehmung Freiraum zu geben, den Blick immer wieder neu einzustellen, ihm seine Sprunghaftigkeit zu belassen.

Die Arbeiten zeigen exemplarisch die radikale Entäußerung des Individuums, seine Konzentration auf die Gefährdungen der eigenen Existenz gegen eine Welt, die hierfür keinen selbstverständlichen Freiraum mehr bereithält. Es entstehen Bilder, die keine gängige Erwartungshaltung befriedigen, die gegen den Strom schwimmen, nicht aus Prinzip, sondern weil sie nicht anders können – und gerade darin liegt ihre Überzeugungskraft. Altes und Neues werden in untrennbaren Bildteppichen miteinander verzahnt, die malerisch präzise strukturiert sind, ohne deshalb folgerichtige oder eindeutig beschreibbare Zusammenhänge erkennbar werden zu lassen.

Stattdessen entstehen offenkundige Diskrepanzen zwischen einer abstrakten, in sich logischen Bildorganisation und den gleichzeitig unverbunden nebeneinander existierenden Einzelmotiven und Erzählfragmenten. Figures sind auf verschiedenen Ebenen angeordnet und gleichermaßen miteinander verflochten wie isoliert. Oft entsteht ein unauflösbares Netz aus Leere und Fülle, von gegenständlicher Form und abstrakter Farbpartie. Über allem liegt bleierne Stille, die jedoch zugleich bis zum Bersten angespannt, vibrierend wirkt. Sie dröhnt uns in den Ohren und erfüllt die Luft mit schier unerträglicher Anspannung. Wie ein Trost klingt hierzu der Gedanke der Pianistin und Komponistin Clara Schumann: „Die Ausübung der Kunst ist ja ein großer Teil meines Ichs, es ist mir die Luft, in der ich atme“, so lässt sich für Pfrang folgern, dass er in Bildern atmet. Eine Vorstellung, die sich der Betrachter fasziniert zu eigen machen möchte. ■

Die Verehrung des Grabes des Apostels Jakob des Älteren in Santiago de Compostela im Nordwesten der Iberischen Halbinsel gehört seit dem frühen Hochmittelalter zu den wichtigsten Wallfahrten der lateinischen Christenheit. Über Jahrhunderte konkurrierte deren religiöse und

ses Erlangen-Nürnberg und Mitglied des Allgemeinen Rates hat er auch eine sehr enge Bindung zur Katholischen Akademie in Bayern. Sein Vorschlag, bei der wissenschaftlichen Tagung *Pilgern – Heil – Heilung* im Rahmen der Jahrestagung der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft mit der Akademie zu kooperieren, stieß schon auf Grund der persönlichen Nähe auf großen Zuspruch.

Die konkrete gesellschaftliche Bedeutung, die Pilgern innerhalb und außerhalb kirchlicher Strukturen hat, machte die Kooperation mit der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft auch inhaltlich sehr

Ein konkretes und belegbares Beispiel für Pilgern im 15. Jahrhundert zeichnete Prof. Dr. Peter Rückert anhand der „Tochter des Papstes“ Margarethe von Savoyen nach.

weltlicher und geistlicher Lieder des Mittelalters in Europa, aus dem 13. Jahrhundert. Die Säkularisation von 1803 beendete in Benediktbeuern eine tausendjährige segensreiche Tätigkeit der Benediktiner. Im Jahre 1930 erwarben die Salesianer Don Boscos das Kloster Benediktbeuern, um hier eine philosophisch-theologische Ausbildungsstätte für den deutschsprachigen Ordensnachwuchs sowie eine Jugendherberge und eine Jugendfreizeitstätte einzurichten.

Einige Mitglieder der Gesellschaft machten sich schon am Montag vor der Tagung von München auf den Pilgerweg nach Benediktbeuern, um dann am Donnerstag gleich in den Vortragsteil einzusteigen. Den Beginn machte der Berliner Lebenskunstphilosoph Wilhelm Schmid, der auch anhand eigener Erfahrungen vom philosophischen Zweck des Pilgerns erzählte. Eine erste Podiumsdiskussion mit verschiedenen Perspektiven aufs Pilgern schloss sich an.

Den nächsten Tag eröffnete Prof. Dr. Jürgen Bärsch mit liturgischen Aspekten des Pilgerns, auf die histo-

Pilgern – Heil – Heilung

Kooperationsveranstaltung mit der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft e. V.

politische Bedeutung mit den Wallfahrtszielen Jerusalem und Rom und seit jetzt mehreren Jahrzehnten gilt der Camino als ein bevorzugtes und zeitweise überlaufenes Ziel

von modernen „Pilgern“, die auf dem Weg zum äußersten Westen Europas die unterschiedlichsten Erfahrungen suchen.

Prof. Dr. Klaus

Herbers, Senior Professor of Medieval History an der Universität Erlangen-Nürnberg, ist seit Jahrzehnten europaweit einer der führenden Experten der Geschichte der Santiago-Wallfahrt und Präsident der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft e. V. Als langjähriger Vorsitzender des Hochschulkrei-

interessant. Für die Akademie zeichnete Studienleiterin Dr. Astrid Schilling verantwortlich und vertrat unser Haus vom 23. bis 26. September 2021 im Kloster Benediktbeuern, dem Tagungshaus der Salesianer Don Bosco im Voralpenland.

Auf das Jahr 725 lässt sich die Gründung des Klosters Benediktbeuern durch Karl Martell datieren. Im Jahre 1250 umfasste die Klosterbibliothek in Benediktbeuern rund 250 Handschriften. Die berühmtesten unter ihnen sind die Carmina Burana (Lieder aus Benediktbeuern), die größte Sammlung



Die Jakobsmuschel ist seit vielen Jahrhunderten das Erkennungszeichen der Pilger, die sich auf die Reise nach Santiago de Compostela auf der Iberischen Halbinsel machen.

Der Berliner Lebenskunstphilosoph Wilhelm Schmid erzählte auch anhand eigener Erfahrungen vom philosophischen Zweck des Pilgerns.



Prof. Dr. Klaus Herbers von der Universität Erlangen-Nürnberg ist einer der führenden Experten der Geschichte der Santiago-Wallfahrt und Präsident der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft.



Studienleiterin Dr. Astrid Schilling organisierte die Veranstaltung und berichtet über die September-Tagung im Salesianer-Kloster Benediktbeuern.

rische Perspektiven folgten, die Prof. Dr. Klaus Herbers im zweiten Vortrag darlegte. Einen medizinischen bzw. therapeutischen Blick auf das Wandern auf dem Jakobsweg warfen dann Beate Brieseck und Dr. Sabrina Han.

Am Nachmittag standen eine Klosterführung sowie ein Besuch der Fraunhoferwerkstatt auf dem Programm. Am Abend stellte Michael Kaminski von der Evangelischen Stadtakademie München sein neuestes Buch *Pilgern quer durch's Jahr* vor.

Am Samstag lenkte Dr. Christine Laudage (KNA) den Blick zunächst auf den Zusammenhang von Pilgern und Ablasswesen, während Dr. Hartmut

Kühne Stellvertreterkirchen als Heilorte im Mittelalter vorstellte. Ein konkretes und belegbares Beispiel für Pilgern im 15. Jahrhundert zeichnete Prof. Dr. Peter Rückert schließlich anhand der „Tochter des Papstes“ Margarethe von Savoyen nach. Nach der Mitgliederversammlung am Nachmittag beschloss den Samstag ein inspirierender Liederabend mit Elaine Ortiz Arandes; die Sängerin am Gärtnerplatztheater und Barbara Masion, Münchner Mitglied der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft, hatten dazu außerdem passende Texte ausgesucht.

Zum Abschluss am Sonntag führte Prof. Dr. Julia Burckhardt schließlich noch in die Frage nach dem geistigen

Das Abschlussreferat hielt Prof. Dr. Julia Burckhardt. Die Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der LMU München befasste sich mit dem Thema des geistigen Pilgerns.

Pilgern ein. Ein gemeinsamer Gottesdienst in der Klosterbasilika mit Pater Clemens Schliermann SDB rundete die gelungene Tagung ab. ■



Die Mitglieder der Deutschen St.-Jakobus-Gesellschaft und Gäste der Akademie verfolgten im barocken Saal des Klosters die wissenschaftlichen Vorträge. Zum Auftakt begrüßte Professor Klaus Herbers als Präsident die Teilnehmer*innen.

Die Hans-Maier-Bibliothek in der Akademie

Der Stifter im Gespräch mit Achim Budde

Mit einem kleinen Festakt und einer ersten Besichtigung für die geladenen Gäste eröffneten wir am 15. Juli 2021 die Hans-Maier-Bibliothek in Schloss Suresnes. Einen kurzen Bericht darüber fanden Sie ja schon in Heft 3/2021. Hauptbestandteil der Veranstaltung war allerdings ein rund einstündiges Gespräch,

das Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde mit Professor Hans Maier führte. Lesen Sie im Anschluss den Einführungs- und Begrüßungstext, in blau eingefügt die wichtigsten Zitate des Gesprächs und im Online-Teil des Heftes dann den vollständigen Gedankenaustausch.

Romano Guardini und Hans Maier sind jetzt Nachbarn

von Achim Budde

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie alle ganz herzlich hier bei uns in der Katholischen Akademie in Bayern und freue mich sehr, dass Sie unserer Einladung gefolgt sind. Ein ganz besonderer Willkommensgruß gilt natürlich Ihnen, lieber Herr Professor Maier, denn Sie sind der Grund für unser heutiges Zusammensein. Genau genommen Ihre großzügige Übergabe eines maßgeblichen Teils Ihres privaten Bücherschatzes an unsere Akademie. Mit Ihnen begrüße ich sehr herzlich auch Ihre verehrte Frau, Adelheid Maier. Schön, dass Sie beide heute bei uns sind!

Ich bin mir sicher, dass der heutige Anlass auch geeignet gewesen wäre, unseren großen Saal vollständig zu füllen, wie Sie es schon öfters bei uns erlebt haben. Aufgrund der aktuellen Bestimmungen haben wir nun exklusiv die Mitglieder unserer Gremien sowie langjährige Weggefährteninnen und Gefährten von Prof. Maier eingeladen und begehen den Anlass in einem kleinen, aber erlauchten Kreis. Es wäre es wert, würde aber zu weit führen,

alle Personen, die heute hier sind, namentlich zu begrüßen. Ich will nur eine Ausnahme machen. Es ist schön, dass Sie, sehr geehrter Herr Bundesminister a. D. Dr. Theo Waigel, unter uns sind.

Meine Damen und Herren, es wäre vermessen, im Rahmen einer Veranstaltung wie dieser eine umfassende Laudatio auf Hans Maier halten zu wollen. Dies ist außerdem unlängst, anlässlich seines 90. Geburtstages am 18. Juni, in sämtlichen Medien umfänglich geschehen. Und heute feiern wir nicht den Geburtstag von Hans Maier, sondern den Geburtstag der Hans-Maier-Bibliothek, hier bei uns im Schloss Suresnes. Ich möchte aber dennoch einige Aspekte zur Sprache bringen, die aus der Sicht unserer Akademie zu unserem Romano Guardini-Preisträger des Jahres 1999 zu sagen sind.

Ganz unbestritten gibt es wohl nur wenige Menschen wie Sie, lieber Herr Professor Maier, deren Lebenswerk derart reichhaltige und vielfältige Früchte zum wissenschaftlichen, politischen, kirchlichen und kulturellen Leben unseres Landes und weit dar-

Zitate aus dem Gespräch mit Hans Maier

ZUR AKADEMIE

„Meine zweite Lehrkanzel war die Katholische Akademie.“

ZU FUSSBALL UND BILDUNG

„Es bilden sich Machtpotenziale ab. Das hat man gesehen, als die UEFA gegen den Münchner Antrag die farbige Beleuchtung der Allianz-Arena ablehnte. Man mag das kritisieren, aber dann muss man langfristig sich überlegen, wie man die Machtverhältnisse ändert.“

ZUR ZUKUNFT DER DEMOKRATIE

„Da sind sicher große Gefahremomente. Aber ich muss sagen, nachdem man jahrelang mit gutem Grund von Politikverdrossen gesprochen hat und Politikablehnung, hat die Corona-Zeit dazu geführt, dass die Politik wieder in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt ist. Wir dürfen uns von der lautstarken Gruppe der Querdenker da nicht zu sehr beeindrucken lassen. Die Mehrheit der Deutschen hat auf dem Umweg über diese Corona-Epidemie wieder von der Politik Notiz genommen.“

fahrung die tragende Bedeutung einer christlich geprägten Kultur für Europa aufzuzeigen.

Mit Fug und Recht zählen Sie daher zu jenem kleinen Kreis von Persönlichkeiten, denen als Repräsentanten für das geistige Profil unseres Landes gerade aus einer christlich weiten und zugleich tiefen Prägung heraus, national wie international, höchstes Ansehen zuteilwird. Wie sollte das auch anders sein angesichts der faszinierenden Weite ihres Wissens, der Prägnanz ihres Denkens, der bedeutenden Positionen, die Sie innehatten, und ihrer künstlerischen Sensibilität, die sich nicht nur, aber sicherlich vor allem in ihrer hohen Musikalität ausdrückt. Hinzu kommt Ihr großes Netzwerk an persönlichen Bekanntschaften und Ihr bewundernswertes Gedächtnis von Erfahrungen, Eindrücken und Erlebnissen, von denen Sie zu berichten wissen.

Fast schon stereotyp klingt der oft vernommene Hinweis, Sie seien einer der wenigen katholischen Intellektuellen, die es überhaupt noch gebe. Ganz konkret wird das erlebbar, wenn zum Beispiel bei uns in der Runde der Studienleiterinnen und Studienleiter der Akademie Themen-

über hinaus hervorgebracht hat. In einer Vielzahl von Publikationen und Vorträgen setzten und setzen Sie sich mit zahlreichen Fragen um Politik und Staat, Freiheit und Demokratie, Religion und Totalitarismus auseinander. Mit dem besonderen Blick für historische Zusammenhänge tragen Sie zur wissenschaftlichen Diagnose auch der Situation der Kirche in der modernen Gesellschaft bei und verstehen es mit philosophischem Spürsinn und gläubiger Wirklichkeitser-

vorschläge für unser Programm besprochen werden und es dann um mögliche Referentinnen und Referenten geht, die von der angesprochenen Sache etwas verstehen und dies auch so vermitteln können, dass den Zuhörerinnen und Zuhörern neue Deutungen der Wirklichkeit aufgeschlossen werden. Dann fällt häufig der klassische, in unserem Haus geradezu zum Bonmot gewordene Satz „Dafür wäre Professor Maier ideal geeignet. Aber wir können ihn ja nicht immer einladen.“

In der Tat gibt es kaum eine Persönlichkeit, die häufiger bei unseren Akademieveranstaltungen präsent gewesen ist. Wir haben nachgezählt. Von 1963 bis heute haben Sie 67-mal bei uns referiert, vom Vortrag *Kirche und Demokratie* im Jahre 1963 bis zum Vortrag *Der eigensinnige Freistaat. Bayern 1918 bis 2018* im November 2018, für den Ihnen über 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmer hier im Saal Standing Ovations gezollt haben. Allein die Vielzahl der von Ihnen bei uns im Haus durch die Jahrzehnte behandelten Themen ist schon für sich ein Spiegel der faszinierenden Breite ihres Denkens.

So sind wir Ihnen zu tiefem Dank verpflichtet für Ihre große Verbundenheit und Freundschaft zu unserer Akademie. Diese Verbundenheit dokumentiert sich auch dadurch, dass Sie zu unseren treu-

ZU DEN POLITISCHEN PARTEIEN

„Ein Beispiel für die Reformfähigkeit der politischen Parteien ist für mich die Entwicklung der Grünen – nicht die Entwicklung der Linken, aber die Entwicklung der Grünen. Deren anarchische Anfänge habe ich ja noch erlebt und habe beim Katholikentag 1986 in Aachen ja gesagt: Das Tischtuch zwischen der katholischen Kirche und den Grünen sei zerschnitten. Das habe ich damals etwas vorschnell geäußert. Aber die Grünen haben damals auch die völlige Trennung von Staat und Kirche und was weiß ich alles, die Abschaffung des Paragraphen 218 proklamiert. Also die fingen sehr anarchisch an, auch im äußeren Auftreten. Wenn man mit Schlappen zur Vereidigung als Minister kommt wie Joschka Fischer im hessischen Landtag, dann fragt man sich schon: Was ist da los? Und da muss ich sagen, ungeachtet aller Kritik am heutigen Bild der Grünen, es hat sich doch gezeigt, dass die demokratische Substanz einfach zwingt, sich zu ändern, sich anzupassen, staatsmännischer zu werden oder staatsfraulicher. Und das kann man an den Grünen, aber auch an anderen Gruppen studieren.“



Ein Kamerateam berichtete für das Fernsehmagazin *Kirche in Bayern* über die Einweihung der Bibliothek. Rechts: Hans Maier und Achim Budde tauschten sich intensiv über die Bedeutung von Kunst, Kultur und Bildung in unserer Gesellschaft aus.

esten Besuchern, auch jener Akademieveranstaltungen gehören, bei denen Sie nicht selbst referieren, sondern ganz einfach nur interessierter Teilnehmer sind. Und diese Ihre Freundschaft zur Akademie kommt heute schließlich auch dadurch zum Ausdruck, dass Sie uns einen großen Teil Ihrer Privatbibliothek übergeben, der die ganze Bandbreite Ihrer Reflexionen und Forschungen bekundet. In den vergangenen drei Jahren haben Sie uns in mehreren Tranchen über 1700 Bücher aus den Bereichen

ZU KIRCHE UND DEMOKRATIE

„Für Demokratie in der Kirche habe ich mich eigentlich eingesetzt, seit ich mit meiner Doktorarbeit die Anfänge der christlichen Demokratie untersucht habe.

Ich habe an einigen Versammlungen, auch in Rom, teilgenommen. Meine Frau und ich, wir waren beim Konzil 1965 bei einer Konzilssession über die Religionsfreiheit. Das hat mich sehr bewegt, einmal die Kirche als großes Parlament zu sehen.

Und ich habe ja vor Jahren, Rom hat darauf mit Unmut reagiert, konkrete Vorschläge zur Reform der Kurie gemacht. Man müsste erstens die Gewaltenteilung einführen. Es ist unmöglich, dass im obersten Regierungsorgan Gerichtspräsidenten neben Amtschefs und Priestern stehen. Das müsste entzerrt werden. Und dann müsste man Regelmäßigkeit einführen. Eine Regierung muss jede Woche oder wenigstens jede zweite Woche tagen. Und die Fehler und die Katastrophen, die sich eingestellt haben in den letzten Jahren, die rühren auch daher, dass nichts besprochen wurde.“

serer Akademie. Glücklicherweise, wer einem solchen Menschen wie Ihnen begegnet und ihn zu den engsten Freunden des Hauses zählen darf. Vergelt's Gott!

Meine verehrten Damen und Herren, ich möchte ein zweites Dankeschön gleich anschließen, denn eine Bibliothek richtet sich nicht von alleine ein, auch nicht die Hans-Maier-Bibliothek. Um sie hat sich Frau Jasmin Dorfer verdient gemacht, die seit Mai 2018 meist ein bis zweimal in der Woche stundenweise in die Akademie kam und die Bücher elektronisch erfasst, signiert

Geschichte, Politik, Philosophie, Religion, Literatur, Kunst sowie Orgel und Musik überlassen, aus denen wir in unserem Schloss Suresnes in unmittelbarer Nachbarschaft zur Romano-Guardini-Bibliothek nun die Hans-Maier-Bibliothek eingerichtet haben. Nun wird unser schönes Schlösschen also von zwei Bibliotheken geziert, die beide große Namen von großen Gelehrten tragen, von zwei wirkmächtigen Persönlichkeiten, deren Denk- und Prägekraft hier bei uns ein Zuhause hat und ausstrahlt, weit über München und Bayern hinaus. Lieber Herr Professor Maier, viel Dankbarkeit schlägt Ihnen entgegen für Ihr segensreiches Wirken auf kirchlichem, politischem, wissenschaftlichem und kulturellem Feld. Ich schließe mich dem an und danke Ihnen aber vor allem für Ihre Nähe zu unserer



Rund 50 Freunde und Weggefährten von Professor Hans Maier waren zum Gespräch anlässlich der Einweihung der Bibliothek in die Akademie gekommen.

und aufgestellt hat und die heute unter uns ist. Herzlich willkommen! Schön, dass Sie da sind.

Frau Dorfer machte 2019 ihren Master-Abschluss in Geschichte mit dem Schwerpunkt Mittelalterliche Geschichte an der LMU München. Sie ist seit Anfang 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin bei den *Monumenta Germaniae Historica* und schreibt zurzeit an ihrer Dissertation zum Thema *Frühstauffische Briefsammlungen*, wobei das Stift Admont im Mittelpunkt steht. Ihnen, liebe Frau Dorfer, sei für Ihre Arbeit und die Mühen, die Sie in den Aufbau der Hans-Maier-Bibliothek investiert haben, herzlich gedankt. ■

NOCH EINMAL ZUR AKADEMIE

„Die Katholischen Akademien sind ein Stück Ökumene. Die ersten Akademien nach dem Krieg waren Evangelische, zum Beispiel in Tutzing oder in Hofgeismar. Und das hat dann der damalige Münchner Kardinal Wendel ja übernommen für die katholische Kirche und hat sich mit Romano Guardini zusammengetan. Und so ist die Katholische Akademie entstanden als ein Stück gesprächsoffener, kirchlicher und außerkirchlicher Diskussion. Und die fand ich schon vor als ich 1962 nach München kam. Und so ist die Akademie in meinem Leben etwas ganz Wichtiges gewesen, weil sie nicht mehr darauf gepocht hat, recht zu haben in einer bestimmten Frage, sondern versucht habe, erst einmal das Problem allgemein sichtbar zu machen. Sie hat sich damit wirklich einen Ruf und eine Stellung erworben im akademischen Diskurs, aber auch im politischen Diskurs. Und ich wünsche ihr, dass das auch in Zukunft so bleibt, und dass vielleicht der eine oder andere sich auch versteigt, im Schlösschen Suresnes, zu meiner Bibliothek.“



Das Gespräch mit Professor Hans Maier im Online-Teil

Die Dokumentation wird im Online-Teil des Heftes vertieft. Sie finden dort von **Seite 84–88** den vollständigen Text des Gesprächs. ■



Das vollständige Gespräch finden Sie als Video auch auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentations- teil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie **dieser Link** direkt zum Video. (Sie finden das Video auch im **Dokumentationsteil** unserer Website über die Stichwortsuche.)



Foto: Weizenbaum-Institut / Kay Hirschelmann



Foto: Thomas Eugster



Foto: Akademie für Politische Bildung Tutzing

Prof. Dr. Christoph Neuberger will die demokratische Öffentlichkeit im Netz stärken. Mitte: Eveline Metzen wünscht sich, dass Plattformen für jeden zugänglich sind. Rechts: Prof. Dr. Ursula Münch ging auf die Rolle der „Gatekeeper“ im Netz ein.

Der Auslöser, über Plattformen in der Demokratie beim 8. *Digitalen Salon* nachzudenken, war die Sperrung des Twitter-Kontos des ehemaligen US-Präsidenten Donald Trump

Die Katholische Akademie und acatech konnten im rein digital stattfindenden Digitalen Salon via Zoom rund 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer begrüßen.

nem Namen alle Ehre und fand als Kooperation zwischen der Katholischen Akademie in Bayern und acatech (Deutsche Akademie der Technikwissenschaften) rein digital per Videokonferenz statt. Studienleiterin Dr. Astrid Schilling begrüßte zusammen mit PD Dr. Marc-Denis Weitze von der acatech-Geschäftsstelle ca. 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

durch die Plattform selbst. Dieser Vorgang löste Fragen aus wie: Welche Macht haben Internet-Konzerne und Messenger-Plattformen? Wie beeinflussen sie den demokratischen Diskurs? Wie kann

Prof. Dr. Ursula Münch, die Direktorin der Akademie für Politische Bildung in Tutzing, eröffnete die Veranstaltung mit einem Impulsvortrag aus Sicht der Politikwissenschaft. In ihrer grundlegenden Einordnung der Problematik wies sie besonders auf den *Digital Markets Act* hin, der auf einen größeren Verbraucherschutz und mehr Transparenz zielt, z.B. unter Leitfragen wie „Nach welchen Regeln werden Internet-Postings gelöscht?“ oder

und sollte eine Kuratierung durch Menschen und Algorithmen erfolgen? Und wie steht es um das Zusammenspiel von Partizipation und Regulierung?

Wegen Corona machte der *Digitale Salon* auch am 30. November 2021 sei-

„Was wird Usern in ihren Social-Media-Feeds und Such-Ergebnissen angezeigt, was nicht?“. Ebenso ging Ursula Münch auf die Rolle der „Gatekeeper“ ein, die zwischen einer Vielzahl von Anbietern und einer noch größeren

Zahl von Nutzern vermitteln; also beispielsweise Suchmaschinenanbieter.

Prof. Dr. Christoph Neuberger – er lehrt an der Freien Universität Berlin im Fach Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und ist Geschäftsführender Direktor des Weizenbaum-Instituts für die vernetzte Gesellschaft – ging u.a. der Frage nach, was demokratische Öffentlichkeit eigentlich heißt und ausmacht, z. B. Partizipation, Diskursqualität, Sicherheit etc. Er wies außerdem darauf hin, dass die Vermittlungsleistungen, die bisher der professionelle Journalismus übernommen habe, auch durch Internet-Plattformen geleistet werden müssten, wie Kuratieren (statt Zensieren), Moderieren und Fact-Checking.

Plattformen in der Demokratie

Pluralisierung von Öffentlichkeit oder Übermacht der Konzerne?

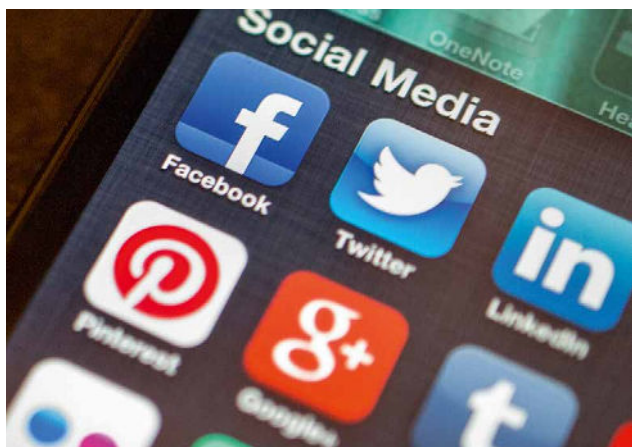


Foto: Jason Howie, CC BY 2.0

Eveline Metzen, die das Government Affairs und Public Policy Team in Deutschland, Österreich und der Schweiz bei Google leitet, plädierte für eine Kultur der technischen Zugewandtheit – doch bei allem Streben nach konstanter Verbesserung der Plattformen im Internet wies sie auch darauf hin, dass es mehr und bessere Regulierungen geben müsse und dass die Plattformen soziale Räume sein müssten, die für jeden erreichbar seien, niemanden ausschließen und hilfreiche Orte des Miteinanders sind. ■

Der Digitale Salon im Online-Teil

Die Dokumentation wird im Online-Teil des Heftes auf den **Seiten 89–90** vertieft. Sie finden dort eine ausführliche inhaltliche Zusammenfassung des Gesprächs. ■

„Jetzt geht's wieder leichter“

■ Sehr zufrieden sind die Kolleginnen aus der Hauswirtschaft, dass der **neue Aufzug** im Tagungshaus der Akademie nun fertig ist und tadellos funktioniert. In den Wochen der Sanierung (s. *debatte* 3/2021, S. 54) mussten schwere Wäschekörbe, unhandliche Putzwa-



Kata Hrvat und Mahure Gashi fahren mit ihrem Arbeitsgerät im sanierten Aufzug von Stockwerk zu Stockwerk.

gen, Staubsauger und andere für den Betriebe eines Tagungshauses wichtige Dinge teilweise über vier Stockwerke hinaufgetragen werden. Auch die Gäste mussten ihre Koffer über die Treppen nach oben schaffen.

Grund dafür war, dass der Aufzug brandschutztechnisch ertüchtigt und mit einer neuen Steuerung versehen werden musste. Die Akademie nutzte die Stilllegung gleich dazu, den Aufzug bis in den 4. Stock hinauf zu verlängern. Jetzt können auch die Zimmer in der obersten Etage leichter erreicht und deshalb besser vermietet werden.

Mit einem Seufzer „jetzt geht's wieder leichter“ freuten sich alle Mitarbeiterinnen der Hauswirtschaft Anfang Oktober, als der TÜV den grundsanier- ten Aufzug wieder freigegeben hatte.



Gäste mit schweren Koffern tun sich ebenfalls viel leichter bei der An- und Abreise.

„Die Welt retten“

Treffen der Hochschulkreis-Leitungen

■ Die Hochschulkreise (HSK) der Katholischen Akademie in Bayern an den Universitäten im gesamten Freistaat sind ein entscheidendes Bindeglied zur akademischen Welt. Die Vorsitzenden der Hochschulkreise repräsentieren die Akademie im universitären Bereich und dienen den Studienleiter*innen auch als wichtige Ansprechpartner bei der Suche nach Referenten und Expertinnen.

Am 20. September trafen sich die Vorsitzenden fast aller HSK in der Akademie, um zusammen mit Direktor Dr. Achim Budde und den Studienleiterinnen und -leitern die zukünftige Arbeit an den Universitäten und die Zusammenarbeit mit der Akademie zu besprechen. Das

Treffen, das zum ersten Mal in dieser Form stattfand, diente dem gegenseitigen Kennenlernen, dem Austausch über die Aktivitäten der unterschiedlichen Kreise vor, während und nach Corona, sowie der Suche nach neuen Formaten und Zielgruppen in den Universitäten. Ein konkretes, universitätsübergreifendes Projekt wurde schließlich beschlossen: Im September 2022 wird eine Sommerakademie in München stattfinden, zu dem Lehrende und Studierende aus ganz Bayern eingeladen sind. Arbeitstitel: „Die Welt retten“. Der dazugehörige Spendenaufruf der *Freunde und Gönner* ist den Abonnenten dieser Zeitschrift vor einigen Wochen zugegangen und sei Ihnen allen herzlich empfohlen.

Vertrauen hat sich bewährt

■ Um die Atmosphäre auf unseren Veranstaltungen gastlicher zu machen, den Mitarbeiterinnen am Tagungsbüro die Arbeit zu erleichtern und zugleich die Teilnahme an unserem Programm nicht am Geld scheitern zu lassen, führte die Akademie im September bei Standard-Abendveranstaltungen eine **Kasse des Vertrauens** ein. Gerade in den Monaten, in denen wieder Teilnehmende zu unseren Vorträgen kommen durften, ging es am Eingang sehr geschäftig zu. Namen mussten verglichen, Impfnachweise und Testergebnisse kontrolliert sowie viele Fragen beantwortet werden. Wiewohl fast alle Besucherinnen und Besucher sehr verständnisvoll auf die Kontrollen reagierten und es dadurch leichter machten, war doch deutlich mehr zu tun.

Eine große Entlastung war es daher, dass nicht mehr kassiert werden musste. Die Menschen, die zu uns kamen, wurden schon in den Programmflyern und dann vor Ort mit Schildern und bei der Begrüßung – nachdrücklich – gebeten, den Preis für Eintritt und einen kleinen Imbiss plus Getränk in eine bereitstehende Glasbox zu werfen. Eine Kontrolle fand nicht statt. Wir legten für eine normale Abendveranstaltung 15 Euro als Standardpreis fest, informierten die Gäste, dass sie auch – nach eigenem Ermes-

sen – weniger zahlen dürften, wenn ihnen die Ausgabe wehtun würde. In einem weiteren Satz stand, dass man auch mehr zahlen dürfe, wenn es einem finanziell möglich wäre.

Und: Unser Vertrauen erwies sich weit überwiegend als berechtigt! Die freiwilligen Zahlungen ergaben rund 85 Prozent dessen, was kontrollierte Einnahmen ergeben hätten. Der Rest kann dem Sozialangebot geschuldet sein oder einfach der Vergesslichkeit. Wir vermuten, dass die Quote noch ein wenig steigt, wenn sich das Prinzip eingebürgert hat. Und dann würde sich der Personalaufwand der Kasse und Kontrolle nicht mehr rentieren. Wir danken allen, die mit unserem Vertrauen so redlich umgegangen sind!



Unsere Gäste zahlten fast alle sehr zuverlässig – einmal fanden wir einen kroatischen 20-Kuna-Schein (Wert 2,60 Euro): Das war wahrscheinlich eine Verwechslung ...

Britta Kägler ist neue Vorsitzende des Hochschulkreises Passau



■ Die Historikerin Britta Kägler ist neue Co-Vorsitzende des Hochschulkreises der Katholischen Akademie an der Universität Passau. Prof. Dr. Britta Kägler, Professorin für Bayerischen Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte, löst Prof. Dr. Barbara Zehn-

pfennig ab. Die Politikwissenschaftlerin leitete den Hochschulkreis seit 2010 als Co-Vorsitzende. Prof. Dr. Daniel Göler, Professor für Politikwissenschaft und Inhaber des Jean-Monet-Lehrstuhls für Europäische Politik, setzt sein Wirken als Co-Vorsitzender des Hochschulkreises in der Drei-Flüsse-Stadt fort. Wir freuen uns auf die kommende Zusammenarbeit.

Prof. Dr. Britta Kägler bei Ihrem Referat beim Symposium zu den *Bayerischen Klosterlandschaften* am 19. November in der Akademie in München. Rechts: War bis zum Herbst 2021 Co-Vorsitzende des HSK Passau: Prof. Dr. Barbara Zehn-

Die Akademie setzt auf Expansion

■ Die Pandemie hat die Akademie – wie viele andere Institutionen auch – sehr in Mitleidenschaft gezogen. Wir mussten den Betrieb von Gästehaus und Tagungszentrum zeitweise völlig herunterfahren. Als dann wieder Veranstaltungen möglich wurden und die Nachfrage sehr stark anzog, entschieden wir uns, für sieben Tage in der Woche Buchungen anzunehmen, um die Auslastung zu steigern und damit auch notwendige Einnahmen zu generieren.

Schon bald merkten wir aber, dass unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Küche und Hauswirtschaft am Limit waren und mehr Personal nötig sein werde, um die Mehrarbeit zu stemmen. Schon im Sommer und dann im Herbst schrieben wir daher eine Reihe von Stellen für Haus-



Tobias Meyer arbeitet seit dem 15. September 2021 an der Rezeption der Akademie. Rechts: Akademiendirektor Dr. Achim Budde begrüßte Mahmure Gashi und Marijan Srša auf der Mitarbeiterversammlung.

technik, Hausmeisterei, Service, Rezeption und Raumpflege aus. Die Resonanz war – zu unserer Freude – sehr hoch. Nach mehreren Dutzend Bewerbungsgesprächen, die die Personalabteilung und die jeweilige Abteilungsleitung durchführten, gelang es uns schließlich, alle ausgeschriebenen Stellen zu besetzen. Die Mitarbeitervertretung war ebenfalls am Verfahren beteiligt.

Akademiendirektor **Achim Budde**: „Die Akademie setzt auf Expansion. Die Auftragsbücher sind voll, und die große Nachfrage an Gastveranstaltungen und Übernachtungen können wir zur

Finanzierung unserer Akademiearbeit nutzen. Mit den neuen Kolleginnen und Kollegen gehen wir einen wichtigen Schritt in diese Richtung.“

Bereits kurz nach der Sommerpause fing **Tobias Meyer** an der Rezeption an und empfängt jetzt – abwechselnd mit drei Kolleginnen – alle Gäste unseres Hauses. Zum November verstärkte dann **Mahmure Gashi** die Riege unserer Raumpflegerinnen, und am 1. Dezember nahm **Marijan Srša** seinen Dienst im Service – vor allem im Speisesaal – auf. Weitere Verstärkung wird Anfang des Jahres 2022 zu uns stoßen, die wir Ihnen in der kommenden Ausgabe vorstellen. Das sind dann die neuen Mitarbeiter in der Haustechnik und der Hausmeisterei.



Die Krippe im Atrium des Gästehauses grüßt wie jedes Jahr die Menschen, die in der Advents- und Weihnachtszeit in die Akademie kommen – im Hintergrund sieht man schon die Heiligen Drei Könige auf dem Weg.

Ministerielles Lob für die Akademie

■ Ende September kam Bayerns Wissenschafts- und Kunstminister **Bernd Sibler** zu einem Hintergrundgespräch in die Akademie. In lockerer Atmosphäre im Park und anschließend beim Mittagessen tauschte sich der CSU-Politiker aus Niederbayern mit Akademiedirektor Dr. Achim Budde – gleichzeitig Vorsitzender der Katholischen Erwachsenenbildung (KEB) in Bayern –, der Geschäftsführerin der KEB, Eva Jelen, und ihrer Stellvertreterin, Dr. Johanna Gebrande, sowie Akademie-Studienleiter*innen aus.

Ein wichtiges Thema war dann auch die Umsetzung des neuen Eb-

FöG, des Erwachsenenbildungsförderungsgesetzes, an dessen Zustandekommen Bernd Sibler als damaliger Kultusminister maßgeblich mitgewirkt hatte. Zusätzlich gab er grundlegende Einschätzungen zu politischen Fragen, sowie zu kirchlichen Themen, die für ihn als engagierten Katholiken ebenfalls eine wichtige Rolle spielen. Auch die Lage an den Universitäten kam ausführlich zur Sprache.

Kurz nach dem Sommer zog Bernd Sibler auch ein positives Fazit der Aktion *Bayern spielt*. In Zusammenarbeit mit Kulturmanagern und wichtigen Institutionen schaffte es das von Sibler initiierte Programm, Künstlerinnen und Künstlern im Sommer nach den schmerzlichen Corona-Einschränkungen Auftrittsmöglichkeiten zu geben. Ein großes Lob des Ministers erhielt auch die Katholische Akademie, die in Zusammenarbeit mit Till Hofmann unter dem Label *Eulenspiegel Flying Circus* rund ein Dutzend Aufführungen im Park von Schloss Suresnes ermöglichte.



Gruppenbild mit Minister im Park der Akademie: Erwachsenenbildung, Wissenschaft und Kultur waren die Themen bei Bernd Sblers (Foto ganz links) Besuch in der Akademie.



Giuliano Guardini zusammen mit seinem Onkel Romano auf einem Foto, das Mitte der 60er Jahre entstand.

Giuliano Guardini verstorben

■ Am 15. September 2021 starb Giuliano Guardini in Isola Vicentina am Gardasee im Alter von 96 Jahren. Er war der Neffe von **Romano Guardini**, Sohn von dessen jüngerem Bruder Aleardo. Zwischen Giuliano und seinem Onkel gab es eine engere Beziehung, Romano Guardini widmete seinem Neffen die beiden Werke *Tugenden. Meditationen über Gestalten sittlichen Lebens* sowie *Gegenwart und Geheimnis. Eine Auslegung von fünf Gedichten Eduard Mörikes*. Nach dem Tod Romano Guardinis war Giuliano dessen Erbe. Am 8. Dezember 1982 schloss die Akademie mit Giuliano Guardini einen Vertrag, mit dem er das literarische Erbe Romano Guardinis der Akademie übertrug. Ihm ist es also mit zu verdanken, dass die Akademie den Nachlass eines ihrer wichtigsten Gründungsväter bewahren kann. Es war nämlich der bekannte Theologe, der 1957 beim Gründungsakt der Akademie in der Großen Aula der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität den wegweisenden Festvortrag mit dem Titel *Kultur als Werk und Gefährdung* hielt und so einen Auftrag an die Akademie formulierte.

In naher Zukunft sollen das Guardini-Archiv (als Depositum im Erzbischöflichen Archiv München) und die Guardini-Studienbibliothek bei uns im Haus noch besser der wissenschaftlichen Forschung dienen können.

Giuliano Guardini studierte Architektur und Rechtswissenschaften, war zunächst mehrere Jahre im Unternehmen seines Vaters tätig, gründete und leitete dann bis 1989 einen biochemischen Betrieb in Mailand. Er engagierte sich in der Kunst- und Denkmalpflege in Vicenza und lebte seit seiner Übersiedelung von Mailand bis zu seinem Tod in der Villa Guardini in Isola Vicentina.

Tiefer ins kirchliche Leben vernetzt

■ Akademiedirektor Achim Budde wurde in seiner Funktion als Vorsitzender der KEB Bayern in den Geschäftsführenden Ausschuss des **Landeskomitees der Katholiken in Bayern** gewählt. Die Chancen dieser Vernetzung formulierte er so: „Bildung ist ein Lebensbereich der Kirche, der vom Austausch mit Andersdenkenden und Andersgläubigen lebt. 124 katholische Bildungseinrichtungen in Bayern stehen dafür. Und die Förderung in Millionenhöhe durch den Freistaat zeigt das Anse-

hen, das dieser Sektor der Kirche in der Gesellschaft genießt. Ich möchte Themen, Fragen und Impulse aus allen Bereichen der Kirche in die Bildungsarbeit einbringen. Und umgekehrt die Erträge des gemeinsamen Nachdenkens für die Kirche fruchtbar machen.“



LANDESKOMITEE
DER KATHOLIKEN IN BAYERN

Das Landeskomitee ist der Zusammenschluss der Diözesanräte der bayerischen Bistümer und der auf Landesebene tätigen kirchlich anerkannten Organisationen und Einrichtungen.

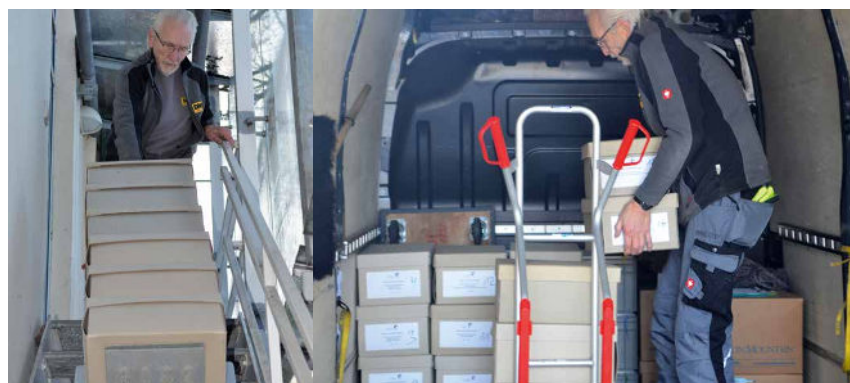
Guardini-Archiv in professionellen Händen

■ In zwei Transporten zog das **Guardini-Archiv** der Katholischen Akademie in Bayern kurz vor Weihnachten um. Die insgesamt 120 Kisten mit einem Großteil des schriftlichen Nachlasses des Religionsphilosophen und Theologen Romano Guardini wurden ins Archiv des Erzbistums München und Freising gebracht. Es handelt sich, das ist wichtig festzuhalten, nicht um eine Abgabe des Archivs, sondern lediglich um eine räumliche Verlagerung. Eigentümer der Archivalien ist weiterhin die Akademie.

Das ist auch folgerichtig, denn die Katholische Akademie in Bayern ist Nachlassverwalterin und hat die Verpflichtung, das wissenschaftliche Erbe Guardinis, einer der Gründungsväter der Akademie, zu bewahren und für die Forschung zugänglich zu halten. Und gerade der zweite Punkt ist es, der uns bewogen hat, einen „Depositvertrag“ mit dem Erzbischöflichen Archiv abzuschließen. Denn weder die räumlichen noch die per-

für die Digitalisierung der Materialien sorgen werden. Diese werden in das dortige Archivverzeichnis aufgenommen und können – wohl ab dem Frühjahr – genutzt werden. Eingelagert im Hauptbestand des Archivs in Neufahrn bei Freising sind die Archivalien im Regelfall nach einer Vorbestellung binnen weniger Tage im Lesesaal des Archivs in der Karmeliterstraße im Zentrum Münchens. Außerdem soll der gesamte Bestand digitalisiert und auf diesem Wege auch in der Akademie zugänglich gemacht werden. Dies dürfte allerdings ein paar Jahre dauern.

Im Tagungsgebäude an der Mandlstraße 23 ist ab dem neuen Jahr die **Guardini-Studienbibliothek** nutzbar. Wir bieten dort eine weltweit einzigartige Sammlung sämtlicher Ausgaben und Auflagen seiner Schriften zur wissenschaftlichen Forschung an. Geplant ist für die Zukunft auch, dort einen Computerarbeitsplatz mit digitalem Findbuch und später auch dem digitalisierten Archivbestand einzurichten.



Der Mitarbeiter einer Transportfirma hatte schwer an den Kartons mit dem Archivmaterial zu schleppen, als er sie im Dezember die steile Treppe hinunterbringen musste. Rechts: Gut gefüllt ist der Lieferwagen, mit dem die Archivalien von der Akademie ins Depot des Erzbischöflichen Archivs gebracht wurden.

sonellen Gegebenheiten in der Akademie erfüllen die geltenden archivrechtlichen Standards.

Wir sind deshalb dem Archiv des Erzbistums und besonders dessen Direktor Prof. Dr. Johannes Merz und Archivleiter Michael Volpert sehr dankbar, dass sie unsere Guardini-Archivalien aufnehmen, sie in Zukunft der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auch weiterhin uneingeschränkt zugänglich machen und

Möglich gemacht haben diese Guardini-Studienbibliothek großzügige Spenden von Freunden und Gönnern der Akademie im vergangenen Jahr. Wir hoffen, dass – auch vor dem Hintergrund des Seligsprechungsprozesses für Guardini – vor allem junge Wissenschaftler den Weg zu uns finden und vielleicht neue Erkenntnisse zum Denken und Wirken Guardinis gewinnen.

Re-Zertifizierung EMAS

Akademie seit 20 Jahren „geprüft nachhaltig“

■ Erneut war die Katholische Akademie in Bayern bei der EMAS-Re-Zertifizierung erfolgreich. Bereits seit 20 Jahren hat sich unser Haus unter der nachdrücklichen Federführung unseres Umweltbeauftragten **Christian Sachs** diesen Zielen verschrieben.

Das Nachhaltigkeitsmanagement EMAS^{plus} bietet ein Instrumentarium und zeigt einen Weg zur Integration wirtschaftsethischer Werte und unternehmerischer Verantwortung in die Organisationsstrategie und die Geschäftsprozesse. Das Nachhaltigkeitsmanagementsystem EMAS^{plus} basiert auf dem bewährten europäischen EMAS-System (Eco Management and Audit Scheme) und erweitert das Umweltmanagement um die soziale und ökonomische Perspektive zu einem integrierten und ganzheitlichen Managementsystem. Dabei werden die Themenfelder der DIN ISO 26000 abgedeckt.

Mithilfe des Managementsystems richten Organisationen ihr Handeln konsequent darauf aus, ihre ökonomischen, ökologischen und sozialen Wirkungen systematisch zu bewerten und kontinuierlich zu optimieren. Nachhaltigkeit und Zukunftsorientierung werden konsequent in die Organisation integriert. Auf diese Weise unterstützt EMAS^{plus} Organisationen dabei, zur Umsetzung der Sustainable Development Goals (SDGs) der Vereinten Nationen beizutragen. Dieses Engagement wird über den standardisierten Nachhaltigkeitsbericht transparent an die Öffentlichkeit kommuniziert.



Christian Sachs ist Technischer Leiter der Akademie und Umweltbeauftragter im Haus.



Abschied von Susanne Mayer

Tragischer Tod einer sehr beliebten Kollegin

■ Die Katholische Akademie in Bayern trauert um ihre hochgeschätzte Kollegin Susanne Mayer. Sie, die 25 Jahre in Hauswirtschaft und Service bei uns gearbeitet hat, ist am 1. September 2021 völlig unerwartet verstorben. Vielen aus dem Haus ist die Katholische Akademie in Bayern ohne Susanne Mayer mit ihrer freundlichen

und zuvorkommenden Art kaum vorstellbar. Sie wird dem gesamten Team – und sicher auch vielen Gästen – mit ihrer herzlich-zupackenden Art sehr fehlen. Wir schließen sie und ihre Familie in unsere Gebete ein und werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Nahezu alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren am 8. September zur

Beerdigung in Ihren Heimatort Wang in der Nähe von Wasserburg am Inn gefahren. Das Requiem und die anschließende Beerdigung auf dem kleinen Friedhof zelebrierte Msgr. Florian Schuller. Er war bis 2018 Akademiedirektor und somit viele Jahre Susanne Mayers Chef.

Akademiedirektor Achim Budde hielt auf der Beerdigung eine bewegte Ansprache, die wir hier in Auszügen wiedergeben:

Susanne Mayers Tod macht so fassungslos, gerade weil nach ihrem langen Krankenstand nun alle Zeichen wieder auf Gesundwerden standen, auf Leben und die zurückgekehrte Fröhlichkeit, darauf, dass es bald wieder so sein würde, wie es über 25 Jahre lang gewesen war. Susanne Mayer ist im März 1995 an die Akademie gekommen – direkt vom legendären Münchner „Grand Hotel Continental“ mit seinem Service auf internationalem Spitzenniveau. Ich habe mir gestern noch einmal ihr ebenfalls spitzennüßiges Arbeitszeugnis von 1994 angeschaut.

Von dort her hat sie den Servicegedanken hier in unser

Haus gebracht. Eine langjährige Kollegin sagte: „Es gibt keine hier im Team, die nicht von ihr die Grundregeln des Service gelernt hat.“ Sie war der Anker im Service, sorgte für jene Sorte Ordnung, deren Sinn sich manchen erst auf den zweiten Blick, nämlich bei der täglichen Arbeit, erschließt – zum Beispiel, dass Thermoskannen im Schrank „wie Soldaten“ zu stehen haben.

Und sie wusste gekonnt mit Gästen umzugehen. Ganz gleich, welcher Promi oder VIP in der Akademie war, ob Merkel oder Gauck oder die Herren Kardinäle – oder auch ganz „nor-

male Leut“: Wenn Frau Mayer da war, wusste man, dass jeder Gast bestens betreut wird: freundlich, aber nicht überkandidelt; zuvorkommend, aber nicht devot; mit jener Mischung aus strenger Perfektion und ganz unangestrengt wirkender Lockerheit, wie sie in guten Häusern gepflegt wird. Ihre vornehme Frage „Gestatten Sie?“ beim Servieren ist so etwas wie ihr Markenzeichen geworden. [...] Als einmal Jo-

Jede und jeder im Team der Akademie – und erst recht natürlich in der Familie und im Freundeskreis – hat so seine eigenen Geschichten mit Frau Mayer erlebt und kann Anekdoten erzählen ... Ich bin sicher, dass in diesem Augenblick hier in diesem Kirchenraum gerade ein riesengroßer, bunter Blumenstrauß an lebendigen Erinnerungen entsteht. Großzügig – ohne Hintergedanken. Und hilfsbereit –

ohne Limit. So wird sie beschrieben. Und immer wieder ihr Lachen. „Zuletzt“, sagte mir eine Kollegin, „war es immer so still.“ Susanne Mayer hat uns gefehlt, als sie nicht arbeiten konnte.

Und ausgerechnet jetzt, als das Schlimmste überwunden war und es wieder klar und „gefühl unumkehrbar“ aufwärts ging, da reißt ein Sturz mit fatalen Folgen sie abrupt aus dem Leben. „Das Leben

ist nicht fair“ sang Herbert Grönemeyer über den Tod seiner Frau. Und so empfinde ich es jetzt auch. Liebe Frau Mayer, Ihre Geschichte mit uns war noch nicht zuende. Ein „schwacher Trost“ ist es – aber ein Trost –, dass wir, wenn wir Sie nun zu Grabe tragen müssen, hoffen dürfen auf die Auferstehung von den Toten. Auf Gemeinschaft über den Tod hinaus. Auf ein Wiedersehen in irgendeiner Form. Auf Leben ohne Angst, ohne Atemnot, ohne Schmerzen und ohne Limit mit Christus, unserem Erlöser. Leben Sie wohl!



Foto: Garina Leitl

Susanne Mayer, geboren am 30. Oktober 1964, gestorben am 1. September 2021, arbeitete 25 Jahre in der Katholischen Akademie in Bayern. Das Grab in Wang war mit vielen bunten Blumenschalen und Gestecken geschmückt.

achim Gauck beim Frühstück Zeitung lesen wollte, brachte sie ihm eine. Und als er dann eingestehen musste, dass er seine Lesebrille gar nicht dabei hatte, und sie daher umsonst gelaufen war, konterte sie: „Ich kann Ihnen gerne meine Brille geben!“ und löste die Situation damit elegant und fröhlich auf. „Service“ – so sagt es ihre Vorgesetzte – „war für sie nicht irgendeine Berufswahl, sondern: Berufung“. Seit vorigem Jahr fragen viele Gäste, wo sie denn ist. Es ist berührend, wie viele sie vermisst haben und sich nach ihr erkundigten. [...]

Veranstaltungen in Präsenz & gestreamt

■ Veranstaltungen aus unserem Vortragssaal können ab sofort live im Netz gestreamt werden. Investitionen in drei neue, hochauflösende **Kameras** und in eine „fernsehgerechte“ **Beleuchtung** machen dies möglich. In einer Probephase konnten schon jetzt im Herbst Präsenz-Veranstaltungen, für die wegen der Pandemieauflagen nur eine begrenzte Besucherzahl zulässig war, mittels Stream weiter verbreitet werden. Herausragendes Beispiel war am 2. November die Veranstaltung zum Thema Erlösung mit Eugen Drewermann und Jürgen Werbick: 150 Interessierte waren in den Saal gekommen, mehr als 400 Teilnehmer*innen verfolgten Vorträge und die Diskussion an den heimischen Computern und konnte mittels eines Chats auch mitdiskutieren.

Zusätzlich zeichnen die festinstallierten Kameras die Veranstaltungen vollständig auf; so ist es möglich, im Nachgang ein technisch und filmisch hochwertiges Video ins Netz zu stellen. Die neue Beleuchtung wird dafür sorgen, dass die Bilder klar und deutlich sind, eine gute Tonanlage ist Garant dafür, dass man auch alles versteht.

Ab Januar 2022 soll dieses Vorgehen – Präsenz und Stream – der Standard sein. Denn auch in der Zukunft, wenn

Gespräch mit Bischof Bertram Meier

Herbst-Klausur der Akademie in Augsburg

■ Zur Herbst-Klausur fuhr die Programmabteilung der Katholischen Akademie vom 26. bis zum 28. Oktober nach Augsburg. Dort im Kloster St. Stephan wurden die Tagungen

Mittagessen mit Akademiedirektor Dr. Achim Budde und den Studienleiter*innen über aktuelle Themen und Herausforderungen der kirchlichen Erwachsenenbildung zu sprechen.



Foto: Julian Schmidt / jpa

Nach dem Mittagessen blieb noch Zeit für ein Foto (v. l. n. r.): Stephan Höpfinger, Michael Zachmeier, Akademiedirektor Dr. Achim Budde, Dr. Astrid Schilling, Dr. Robert Walser, Bischof Dr. Bertram Meier, Dr. Johannes Schiebl, Dominik Fröhlich und Sophia Haggemüller.

für das Jahr 2022 besprochen und eine Reihe von grundlegenden organisatorischen Fragen diskutiert. Neue Formen der Veranstaltungsdokumentation kamen ebenfalls zur Sprache.

Bischof Dr. Bertram Meier nahm sich die Zeit, bei einem gemeinsamen

Der Bischof bekräftigte bei dem Treffen die große Bedeutung der Katholischen Akademie für die Kirche in Bayern. Nicht nur sei die Bildung und damit auch die Erwachsenenbildung ein „ganz entscheidender“ Auftrag der Kirche; auch spiele die Akademie eine wichtige Rolle bei der intellektuellen Verantwortung und Verortung des Glaubens, über den die Kirche auch in den aktuellen Fragen der Gesellschaft weiterhin diskursfähig bleibe.

Achim Budde bedankte sich ausdrücklich für die Unterstützung des Bischofs und betonte den Auftrag der Akademie, als Scharnier zwischen der Kirche und der Welt zu fungieren: „Es geht darum, dass wir im Diskurs drin sind – als Lernende und auch als Impulsgeber!“

Nach dem Erfolg Erinnerungsfoto am Schloss

■ Mitwirkende des **70. Internationalen Musikwettbewerbs der ARD** wohnten auch in diesem Jahr wieder in der Akademie. Sie verbrachten hier rund 10 Tage und bereiteten sich auf ihre Auftritte vor den Jurys vor. Nach Ende des Wettbewerbs kamen alle Preisträgerinnen und Preisträger noch einmal in die Akademie und ließen sich unter den Säulen neben Schloss Suresnes fotografieren. Die jungen, hochbegabten Musiker*innen waren auf Einladung des Bayerischen Rundfunks bei uns zu Gast

und fielen neben ihrem Können auch durch große Herzlichkeit sehr angenehm auf.



Foto: BR/Daniel Delang

Stolz und sehr glücklich präsentierten sich alle Preisträger*innen im Park der Akademie.



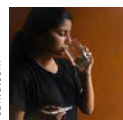
Diese Kamera an der Stirnseite des Vortragssaals ist für die Totale zuständig. Rechts: Elias Miorin montiert die Kameras und installiert auch die Steuerungstechnik.

die Beschränkungen durch die Pandemie hoffentlich überwunden sein werden, wird die digitale Verbreitung der Akademiethemen eine zentrale Aufgabe sein. Die Katholische Akademie in Bayern hat als Landesakademie explizit die Aufgabe, bayernweit präsent zu sein. Die Stream-Offensive ist ein zusätzlicher Baustein in dieser Strategie.

Das bietet Ihnen die Katholische Akademie in den kommenden Monaten

Diese Terminvorschau ist natürlich nur vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen bei Drucklegung dieser Ausgabe. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen, sei es per Newsletter oder als Programmflyer per Post. Dort, wie auch direkt unter *Veranstaltungen* auf unserer Website www.kath-akademie-bayern.de, erfahren Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen. Wenn nicht anders angegeben, finden die Veranstaltungen in der Katholischen Akademie, Mandlstraße 23, 80802 München, statt.

(In der PDF-Fassung des Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt auf die Veranstaltungsseiten.)



canva.com

MO 17. Januar 2022

Geschlechtersensible Medizin

Mit Astrid Bühren, Sabine Oertelt-Prigione



Juel_Super/canva.com

DI 25. Januar 2022

Wer sind wir?

In Kooperation mit acatech, u. a. mit Armin Grunwald



Wikimedia commons

MI 26. Januar 2022

Biodiversität – Vom Wert der Vielfalt

In Kooperation mit der Deutschen Bischofskonferenz



Erwin Pfrang

MO 31. Januar 2022

Konzert zur Erwin-Pfrang-Ausstellung

Mit Karin Löffler-Hunziker, Uta Zenke-Vogelmann und Anne Schätz



Guardini

DO 3 – SA 5. Februar 2022

Lob der Literatur – Guardinitag 2022

In Kooperation mit der Guardini Stiftung Berlin

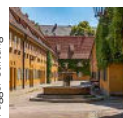


anyka / canva.com

MI 9. Februar 2022

Bionik für bessere Technologien

In der Reihe *Wissenschaft für jedermann* im Deutschen Museum



Fuggerei-Stiftung

FR 11. Februar 2022

1521 – Fuggerei – 2021

Tagung in Augsburg mit dem Akademischen Forum



Andrej/Wikimedia commons/canva.com

DI 15. Februar 2022

Hegel, Corona und unsere Zukunft

Michael Quante beim Philosophischen Meisterkurs



Wikimedia commons

MI 2. – SA 5. März 2022

Der Siebenjährige Krieg

Historische Tage zu einem Konflikt in globaler Dimension



Wikimedia commons

DI 8. März 2022

Rolf Hochhuths *Der Stellvertreter*

Mark Ruff (St. Louis/USA) zur Auseinandersetzung um das Schauspiel



canva.com

FR 1. – SA 2. April 2022

Die Zukunft unserer Kirchengebäude

In Kooperation mit dem CPH und der KEB Bamberg in Nürnberg



canva.com

MO 9. – DO 12. Mai 2022

Waldperspektiven

Tagung zu den vielfältigen Dimensionen des Lebensraumes Wald auf Burg Rothenfels

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 51 · Heft 4/2021

Herausgeber und Verleger:

Katholische Akademie in Bayern, München
Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde

Redaktion:

Dr. Robert Walser (verantwortlich)
Dominik Fröhlich

Fotos:

Akademie (soweit nicht anders angegeben)

Anschrift von Verlag u. Redaktion:

Katholische Akademie in Bayern
Mandlstraße 23, 80802 München

Postanschrift:

Postfach 401008, 80710 München

Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03

E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de

Internet: www.kath-akademie-bayern.de

Gestaltung: Gunnar Floss, floss-design.com

Druck: Kastner AG – Das Medienhaus
Schloßhof 2–6, 85283 Wolnzach

Kostenbeitrag für die Postzustellung der Print-Fassung: jährlich € 40,-

Für Mitglieder des Vereins der *Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern e. V.* ist die Zustellung im Mitgliedsbeitrag von € 50,- enthalten.

Online-Abonnement gratis unter:

newsletter@kath-akademie-bayern.de

Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern:

LIGA Bank

IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00

SWIFT (BIC): GENODEF1M05

Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Einst populär, heute umstritten: Bismarck- und Kriegerdenkmäler

von Katharina Weigand

Otto von Bismarck nimmt unter jenen, die auf Denkmalssockeln in der Bundesrepublik Deutschland zu finden sind, sicherlich eine Sonderstellung ein. Wahrscheinlich wurden für keine andere historische Persönlichkeit derart viele Denkmäler errichtet, von denen außerdem die meisten einen bzw. sogar zwei Weltkriege samt ihren für Denkmäler äußerst gefährlichen Metallsammlungen überdauert haben. Außerdem haben es wohl nur die Bismarckdenkmäler sowie die Luther- und Reformationsdenkmäler¹ zu einer Art von eigenen Nachlagewerken gebracht; bei den Bismarckdenkmälern ist es sogar ein richtiges umfangreiches Lexikon geworden: Im Jahr 2005 erschien, basierend auf einer älteren Veröffentlichung, das *Lexikon der Bismarck-Denkmäler. Türme, Standbilder, Büsten, Gedenksteine und andere Ehrungen. Eine Bestandsaufnahme in Wort und Bild*².

Selbst wenn in Deutschland noch erstaunlich viele Bismarckdenkmäler zu finden sind, in einer Hinsicht können wir uns ganz sicher sein: Bismarck wird bei uns längst nicht mehr verehrt, nicht als Reichsgründer, nicht als Verfechter einer Politik von Eisen und Blut und schon gar nicht als Befürworter einer deutschen Kolonialpolitik, die Bismarck selbst zwar nicht unbedingt als moralisch verwerflich ab-

gelehnt hat, bei der er jedoch überzeugt war, dass sie einzig und allein politisches Unheil für das Deutsche Reich heraufbeschwören würde.

I.

Grundsätzlich aber kann man sagen: Spätestens seit 1945 kennt man in der Bundesrepublik keine politischen Heroen mehr. Die Verehrung, die Bismarck von vielen seiner Zeitgenossen und noch von denjenigen, die unter den Folgen des Ers-

Vertiefung des Themas von Seite 24–30

Erinnerte Geschichte?

ten Weltkrieges gelitten haben, entgegengebracht wurde³, ist längst verdämmert. Wenn Bismarck heute noch auf Sockeln steht, wenn die ihm gewidmeten Türme noch intakt sind, dann wohl eher, weil er – so in Bad Kissingen – als prominenter Kurgast hervorgehoben wird, weil viele, die an Bismarckdenkmälern vorübergehen, nur mehr wenig wissen über 1866 und 1870/71, weil die Bismarck-Türme an landschaftlich attraktiven Orten erbaut wurden⁴, die längst zu begehrten Grillplätzen mutiert sind, an deren Ambiente man sich gewöhnt hat.

Gleichwohl ist nicht zu verkennen, welche Taten Otto von Bismarck, zumindest für große Teile der deutschen Bevölkerung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, zu einem verehrungs- und denkmalwürdigen Helden gemacht haben. Die Schlagworte „Eisen und Blut“ und die

3 Zur Bismarck-Verehrung vgl. Michael Stürmer: Bismarck-Mythos und Historie, in: Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 3/71, 16.1.1971; Volker Plagemann: Bismarck-Denkmäler, in: Hans-Ernst Mittag / Volker Plagemann (Hrsg.): Denkmäler im 19. Jahrhundert. Deutung und Kritik, München 1972, S. 217–252; Hans-Walter Hedinger: Der Bismarck-Kult, in: Gunther Stephenson (Hrsg.): Der Religionswandel unserer Zeit im Spiegel der Religionswissenschaft, Darmstadt 1976, S. 201–215; Hans-Walter Hedinger: Bismarck-Denkmäler und Bismarck-Verehrung, in: Ekkehard Mai / Stephan Waetzoldt (Hrsg.): Kunstverwaltung, Bau- und Denkmal-Politik im Kaiserreich, Berlin 1981, S. 277–314; Michael Courtney Quinn McGuire: Bismarck in Walhalla. The cult of Bismarck and the politics of national identity in Imperial Germany, 1890–1915, Ann Arbor 1993; Lothar Machtan: Bismarck-Kult und deutscher National-Mythos 1890 bis 1940, in: Ders. (Hrsg.): Bismarck und der deutsche National-Mythos, Bremen 1994, S. 15–67; Christoph Studt: Das Bismarckbild der deutschen Öffentlichkeit (1898–1998), Friedrichsruh 1999; Robert Gerwarth: Der Bismarck-Mythos. Die Deutschen und der Eiserne Kanzler, München 2007.

4 So etwa der Bismarck-Turm am Starnberger See. Vgl. Katharina Weigand: 1. Juli 1899. Die Enthüllung des Bismarck-Denkmal am Starnberger See, in: Alois Schmid / Katharina Weigand (Hrsg.): Bayern nach Jahr und Tag. 24 Tage aus der bayerischen Geschichte, München 2007, S. 350–367.



Dr. Katharina Weigand, Landeshistorikern, Akademische Oberrätin am Universitätsarchiv der LMU München

1 Vgl. Otto Kammer: Reformationsdenkmäler des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine Bestandsaufnahme, Leipzig 2004.

2 Sieglinde Seele: Lexikon der Bismarck-Denkmäler. Türme, Standbilder, Büsten, Gedenksteine und andere Ehrungen. Eine Bestandsaufnahme in Wort und Bild, Petersberg 2005.

Bezeichnung „Eiserner Kanzler“⁵ weisen hier natürlich den Weg: Es war die von vielen sogenannte Bismarcksche Reichsgründung, die Gründung des Deutschen Kaiserreichs von 1871, die für viele national-deutsch gestimmte Badener, Sachsen, Hessen, Württemberger, Preußen und eben auch für nicht wenige Bayern den lange gehegten Traum eines deutschen Nationalstaates in Erfüllung gehen ließ!⁶ Dabei wurde zumeist völlig außer Acht gelassen, dass Bismarck in erster Linie die Unterordnung Preußens unter Österreich als Präsidialmacht des Deutschen Bundes von 1815 hatte beenden, dass er Preußen endgültig zu einer unabhängigen europäischen Großmacht hatte machen wollen und dass er dafür die Gründung eines deutschen Nationalstaates, eines deutschen Kaiserreiches nolens volens in Kauf genommen hat – solange denn ein solches deutsches Reich auch unter preußischer Führung agieren würde.

Die national gestimmte Öffentlichkeit in den bis 1866 bzw. bis 1870 souveränen deutschen Staaten wollte dagegen einen deutschen Kaiser in Wilhelm I. erkennen und ignorierte, dass dieser seinen neuen Titel mehr als unwillig angenommen hatte. Diese national gestimmte Öffentlichkeit sah ein machtvolleres deutsches Heer und freute sich in ihrer Euphorie, dass bald alle Soldaten – schließlich auch die bayerischen – die preußische Pickelhaube trugen. Diese Nationalbegeisterten befürworteten eine gesamt-deutsche Außenpolitik und akzeptierten, dass die Regierungen in Dresden, Stuttgart oder München gegen das Auswärtige Amt in Berlin so gut wie keine Einflussmöglichkeiten mehr hatten.⁷ Denn endlich schien Deutschland nach der Reichsgründung 1871 den anderen europäischen Großmächten auf gleicher Augenhöhe gegenüberzustehen.

Vielleicht steigerte sich die Verehrung für Otto von Bismarck zuletzt auch deswegen in derart ungeahnte Höhen, weil ihm seine außenpolitischen Erfolge keineswegs in die Wiege gelegt waren. Er entstammte dem kleinen preußischen Landadel, er nahm sein Studium der Jurisprudenz in Göttingen und Berlin alles andere als ernst und hätte eigentlich als Zweitgeborener sowie nach Herkunft und Ausbildung irgendwann seinen Lebensunterhalt als Beamter im preußischen Staatsdienst verdienen sollen. Erst nachdem Otto von Bismarck nach einigen Karriere-Fehlschlägen mit einem Kreis pommerscher Pietisten in Kontakt gekommen

war – wo er übrigens auch seine spätere Ehefrau, Johanna von Puttkammer, kennenlernen sollte – scheint er erkannt zu haben, wo seine Begabungen lagen: in der Politik.

1849 wurde er in die Zweite Kammer des preußischen Landtags gewählt, drei Jahre später ernannte ihn der preußische König Friedrich Wilhelm IV. zum preußischen Gesandten am Frankfurter Bundestag, wo Bismarck mit der großen Politik zum ersten Mal in Berührung kam und wo er sich bereits für die volle Gleichberechtigung Preußens gegenüber Österreich im Deutschen Bund stark machte. Nach einem dreijährigen Intermezzo als preußischer Gesandter in St. Petersburg rief der neue preußische König, Wilhelm I., Bismarck zurück nach Berlin. Wilhelm I. wollte, angesichts des scheinbar unlösbaren Konflikts um die von ihm initiierte preußische Heeresreform, die vom preußischen Landtag strikt abgelehnt wurde, zugunsten seines Sohnes auf den Thron verzichten.

Bismarck gelang es, den König umzustimmen und sich von ihm weitgehend freie Hand zusichern zu lassen. Im Herbst 1862 wurde Otto von Bismarck daraufhin zum preußischen Ministerpräsidenten sowie zum Außenminister ernannt; die folgenden Jahre lenkte er die Geschicke der preußischen Politik, indem er sich auf eine Lücke in der Verfassung berief. Die Heeresreform – eine Herzensangelegenheit Wilhelms I. – wurde durchgezogen. Die Schlagkraft des erneuerten preußischen Heeres ermöglichte es letztendlich, dass Bismarck sein eigentliches politisches Ziel, Preußen zu einer gleichberechtigten europäischen Großmacht aufsteigen zu lassen, 1871 mit der Gründung des Deutschen Reiches tatsächlich erreichen sollte.

II.

Selbst wenn man den deutschen Bruderkrieg von 1866 sowie den deutsch-französischen Krieg und die Reichsgründung des Jahres 1871 gleichsam als Höhepunkte der staatsmännischen Leistungen Otto von Bismarcks interpretiert, dann ist es durchaus bemerkenswert, wie rasch sich diverse Formen nicht allein des Lobes oder der Bewunderung dieses Politikers, sondern wie rasch sich Formen der Verehrung, man möchte fast schon sagen der kritiklosen Anbetung in der deutschen Öffentlichkeit ausbreiteten. Bereits 1867, also noch vor der Reichsgründung, wurden in Rostock ein Handelsschiff und 1869 eine Anhöhe bei Agnetendorf im Riesengebirge nach Bismarck benannt⁸, gleichzeitig trugen die ersten Städte und Gemeinden Bismarck eine Ehrenbürgerschaft an. Nach 1871 steigerte sich erwartungsgemäß diese Verehrung, sie galt nun dem siegreichen und heldenhaften Gründer des Kaiserreichs, des deutschen Nationalstaates.

Und es dauerte nur mehr wenige Jahre, bis dem Reichskanzler die ersten Denkmäler gewidmet wurden, so etwa 1879 in Köln⁹. Und dabei war es im 19. Jahrhundert, ähnlich wie heute, durchaus nicht üblich, derartige Monumente bereits zu Lebzeiten des Geehrten zu errichten! Das allererste Bismarckdenkmal wurde sogar auf bayerischem Boden enthüllt, 1877 an der Kurpromenade in Bad Kissingen¹⁰, damit

5 Aus der Fülle der Bismarckbiographien seien nur zwei Titel herausgegriffen: Lothar Gall: Bismarck. Der weiße Revolutionär, Frankfurt/M., Berlin, Wien 41980; Ernst Engelberg: Bismarck, 2 Bde., München 1991.

6 Vgl. pars pro toto Hagen Schulze: Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung, München 21986; und michael Stürmer: Die Reichsgründung. Deutscher Nationalstaat und europäisches Gleichgewicht im Zeitalter Bismarcks, München 41993. Immer noch empfehlenswert: Theodor Schieder / Ernst Deuerlein (Hrsg.): Reichsgründung 1870/71. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen, Stuttgart-Degerloch 1970. Vgl. auch Gerhard A. Ritter (Hrsg.): Das Deutsche Kaiserreich 1871–1914. Ein historisches Lesebuch, Göttingen 41981; Hans-Peter Ullmann: Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918, Frankfurt/M. 1995. Und neuerdings: Hermann Hiery: Deutschland als Kaiserreich. Der Staat Bismarcks. Ein Überblick, Wiesbaden 2021.

7 Vgl. die einschlägigen Paragraphen in der Verfassung des Deutschen Reiches vom 16.4.1871, gedruckt in: Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung, Bd. 8: Kaiserreich und Erster Weltkrieg 1871–1918, Stuttgart 22002, S. 23–36.

8 Vgl. Hedinger, Bismarck-Denkmal (wie Anm. 3), S. 279.

9 Vgl. Seele, Lexikon (wie Anm. 2), S. 228f.

10 Vgl. Werner Eberth: Das erste Bismarckdenkmal in Deutschland, in:

jedoch – wie man hinzufügen muss – nicht in Altbayern, sondern in Neubayern, in Unterfranken, und außerdem an jenem Ort, an dem sich Bismarck immer wieder zur Kur aufhielt.

Je länger Bismarcks „Eisen und Blut“-Taten schließlich zurücklagen, je normaler der Alltag im kleindeutschen Nationalstaat wurde, umso mehr steigerte sich der Wunsch des vielerorts in Bismarck-Vereinen organisierten gehobenen Besitz- und Bildungsbürgertums, dem Idol jeweils ein eigenes Denkmal zu errichten.¹¹ Für derartige Initiativen lieferte Bismarcks 70. Geburtstag 1885 einen ersten passenden Anlass. Geradezu explosionsartig aber stieg die Zahl der Denkmalprojekte und sonstigen Ehrungen an – wobei auch die vielen Bismarck-Erdbeeren, Bismarck-Sonnenblumen, Bismarck-Gurken, Bismarck-Torten und Bismarck-Heringe¹² nicht vergessen werden sollen –, nachdem Wilhelm II. den inzwischen 75-jährigen Reichskanzler im Mai 1890 entlassen hatte¹³.

Bedenken muss man in diesem Zusammenhang außerdem, dass Otto von Bismarck seit 1871 keineswegs nur für die Einheit und den Zusammenhalt aller Deutschen gesorgt hatte. Der von ihm angezettelte Kulturkampf gegen die katholische Kirche, gegen den politischen Katholizismus, konkret gegen die Zentrumsparterie, sein heftiges und aggressives Agieren gegen die Sozialdemokratie, im Kern also Bismarcks Panik vor tatsächlichen bzw. vermeintlichen Reichsfeinden, hatte seit 1871 immer wieder zur Ausgrenzung und Diskriminierung ganzer Bevölkerungsgruppen im Kaiserreich geführt.¹⁴ Und doch: Die Erinnerung an das gewaltsame Zusammenschweißen der deutschen Nation, die Erinnerung an die – aus nationaler Sicht – siegreichen Kriege von 1864, 1866 und 1870, diese Erinnerungen überwogen offensicht-

lich die trennenden Elemente der Bismarckschen Politik und waren tragfähig genug für einen immer weiter zunehmenden Kult um dem inzwischen greisen Ex-Kanzler.

Der 80. Geburtstag des „Eisernen Kanzlers“ löste dann 1895 eine regelrechte Bismarck-Hysterie aus: Fast eine halbe Million Glückwunschschriften trafen in Friedrichsruh, an Bismarcks Alterssitz im Sachsenwald, ein – das dortige Postamt musste um 23 Mitarbeiter verstärkt werden. Weitere mehr als 370 Ehrenbürgerschaften wurden Bismarck zu diesem runden Geburtstag angetragen. Und inzwischen kümmerten sich mehr als 300 Bismarck-Vereine um die passende Verehrung des Jubilars¹⁵, den man nach seiner Entlassung passenderweise auch noch zum Opfer Wilhelms II., zum Märtyrer also, stilisieren konnte.

Und doch ließ sich das alles noch einmal steigern! Bismarcks Tod am 30. Juli 1898 war der Auslöser für die Planung von circa 600 weiteren Denkmälern, für den Aufruf der deutschen Studentenschaft zur Errichtung von Bismarck-Säulen¹⁶, die in den folgenden Jahren selbst in Bayern in erstaunlicher Zahl gebaut wurden. Und Bismarcks Tod war darüber hinaus der Auslöser für den Beschluss, in Berlin, vor dem Reichstag, das gleichsam offizielle und vom Reich finanzierte Bismarckdenkmal auf den Sockel zu heben.¹⁷ Das geplante und

überaus groß dimensionierte Nationaldenkmal bei Bingen am Rhein¹⁸ wiederum, das aus Anlass von Bismarcks 100. Geburtstag im Jahr 1915 realisiert werden sollte, ließ sich freilich nicht mehr verwirklichen; der Erste Weltkrieg, als Deutschland erneut den französischen „Erbfeind“ besiegen wollte, hat dies verhindert.

III.

Wenn man nun fragt, wie sich die Formen der Bismarck-Verehrung mit der Zeit entwickelt und verändert haben, dann fällt Folgendes auf: Die Ehrerweisungen wurden im Laufe der Jahre einerseits zunehmend opulenter, zunehmend



Otto von Bismarck – hier eine Statue in Düsseldorf – war der bedeutende Deutsche, der wohl am häufigsten mit Denkmälern geehrt wurde.

Foto: canva.com

Quellen-Blätter. Heimatkundliche Beilage der Saale-Zeitung für den Landkreis Bad Kissingen, Juni/August 1996, S. 733f. und S. 743f.; Seele (wie Anm. 2), S. 227f.

11 Einen kompletten Überblick bietet Seele, Lexikon (wie Anm. 2). Zu den Denkmälern für den Reichsgründer in Bayern vgl. Hans-Michael Körner: Bismarck-Denkmal in Bayern, in: Ders. / Katharina Weigand: Denkmäler in Bayern, Augsburg 1997, S. 20–24. Zu Bismarck-Denkmalen in München vgl. Jakob Hort: Bismarck in München. Formen und Funktionen der Bismarckrezeption (1885–1934), Frankfurt/M. u. a. 2004. Vgl. auch Weigand, 1. Juli 1899 (wie Anm. 4).

12 Vgl. Konrad Breitenborn: Bismarck. Kult und Kitsch um den Reichsgründer, Frankfurt/M. 1990.

13 Vgl. John C.G. Röhl: Wilhelm II., Bd. 2: Der Aufbau der Persönlichen Monarchie 1888–1900, München 2001, S. 212–349.

14 Etwa zum Kulturkampf vgl. mit zahlreichen Literaturhinweisen Winfried Becker: Der Kulturkampf in Preußen und in Bayern. Eine vergleichende Betrachtung, in: Jörg Zedler (Hrsg.): Der Heilige Stuhl in den internationalen Beziehungen 1870–1939, München 2010, S. 51–91.

15 Vgl. Körner (wie Anm. 11), S. 20.

16 Vgl. Lutz Tittel: Monumentaldenkmal von 1871 bis 1918 in Deutschland. Ein Beitrag zum Thema Denkmal und Landschaft, in: Mai / Waetzoldt, Kunstverwaltung (wie Anm. 3), S. 215–275, hier S. 242ff.; Günter Kloss / Sieglinde Seele: Bismarck-Türme und Bismarck-Säulen. Eine Bestandsaufnahme, Petersberg 1997.

17 Vgl. Seele, Lexikon (wie Anm. 2), S. 56ff.

18 Vgl. Ekkehard Mai: Die Denkmäler im Kaiserreich, in: Winfried Nerdinger / Ekkehard Mai (Hrsg.): Wilhelm Kreis. Architekt zwischen Kaiserreich und Demokratie 1873–1955, München, Berlin 1994, S. 28–43; Michael Dorrman: Das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein. Ein Beitrag zur Geschichtskultur des Deutschen Reiches, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 44 (1996), S. 1061–1087.

monumentaler, andererseits bemühten sich immer mehr Gruppen, Vereine und Kommunen, sich auf die verschiedensten Arten aktiv an dieser Verehrung zu beteiligen. Betrachtet man die gesellschaftlichen Gruppen, die diese Verehrung trugen, so sind hier im Laufe der Jahre nur geringe Veränderungen zu konstatieren: Es war und blieb das Besitz- und Bildungsbürgertum, es waren die national gestimmten Untertanen in den deutschen Einzelstaaten. Abseits standen bekennende Katholiken und die Arbeiterschaft. Je stärker freilich Berlin unter Wilhelm II., und somit nach Bismarcks Entlassung, versuchte, jegliche einzelstaatliche Regungen in Sachsen, Württemberg bzw. Bayern zu unterdrücken, umso leichter konnten seitdem auch die vormaligen Gegner des Reichsgründers sein Einigungswerk loben und die unter Bismarck praktizierte Schonung der einzelstaatlichen Belange und Kompetenzen betonen. Einige der nach 1890 angeregten Denkmalinitiativen beinhalteten somit durchaus eine deutliche anti-wilhelministische Stoßrichtung!¹⁹

In diesem Zusammenhang kann man etwa auf das Bismarckdenkmal am Starnberger See verweisen²⁰, dessen Planung 1890 in Angriff genommen wurde und das schließlich neun Jahre später vollendet war. An diesem etwas seltsam geformten Turm ist u. a. ein Relief zu sehen, dessen Thema unübersehbar die Reichsgründung ist, hier aber nicht die von Preußen erzwungene, sondern die von den Einzelstaaten getragene Reichsgründung. Denn dieses Relief zeigt eine gekrönte Germania, die mit ihrem Mantel vier Frauenfiguren behütet, wobei diese Frauenfiguren die Königreiche Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg verkörpern. Preußen wird hier also keine Sonderrolle zuerkannt, außerdem drängt sich die Assoziation der Darstellung einer Schutzmantelmadonna auf. Man könnte somit von einer katholisch überformten Interpretation der Reichsgründung sprechen.

Das Prinzip der Gleichberechtigung aller deutschen Staaten, das Lob des föderalen Aufbaus des Reiches ist am Starnberger See zudem in der Wandelhalle des Turms thematisiert, wo das umlaufende Relief die – alle auf gleicher Höhe in Zweigen aufgehängten – Wappen der Einzelstaaten präsentiert. Und auch die Widmungsinschrift läßt an dieser speziellen Geschichtsdeutung keinen Zweifel, wenn es dort heißt: „Nord und Sued auf ewig eins / Ausgeloescht die Grenze des Mains / Heilloser Zwiespalt fuer immer begraben / Bayern und Pfaelzer, Franken u. Schwaben / Wie sie mit Preussen u. Hessen u. Sachsen / Alle aus einem Stamme gewachsen / Also mit Allen und Allen gleich / Machtvoll geeinigt zum Deutschen Reich“²¹.

Den Dank an Otto von Bismarck – und hier kann man die Motive für die geradezu kultische Verehrung des Reichskanz-

lers mit Händen greifen – hatte man im Anschluss an diese Zeilen untergebracht und gleichzeitig mit dem Dank an Gott verbunden: „Wer hat dies gewaltig Werk vollbracht / Und alle Feinde zu Schanden gemacht / Wem hat unser Herrgott die Kraft geschenkt / Und die Weisheit die alles zum Ziele gelenkt / Otto von Bismarck heisst der Mann / Der uns Deutschen das Reich gewann / Das deutsche Reich vom Fels zum Meer / Darum rage zu seiner Ehr / Auch an dieser Stelle das Mal / Kuende den Bergen u. kuende dem Thal / Was er geschaffen in grosser Zeit / Gott erhalt es in Ewigkeit“²².

Der Umstand, dass für Bismarck über einen erstaunlich langen Zeitraum hinweg Denkmäler errichtet wurden, birgt für den Historiker den unschätzbaren Vorteil, an ihnen erkennen zu können, wie sich die Wahrnehmung, die Interpretation des Reichskanzlers – und auf diese Weise seine Darstellung – allmählich veränderten. Bei der Mehrzahl der frühen Denkmalinitiativen, das Denkmal in Bad Kissingen ist da eine Ausnahme, wurde Otto von Bismarck zumeist nicht als Einzelfigur bzw. als jene Figur dargestellt, die im Mittelpunkt zu stehen kam, sondern als eine Assistenzfigur von Kaiser Wilhelm I., oftmals noch gemeinsam mit Generalfeldmarschall Helmut von Moltke und dem preußischen Kriegsminister Albrecht Graf von Roon.²³

Abgebildet wurden somit die tatsächlichen Rangverhältnisse, man zeigte Bismarck als dem König bzw. Kaiser untergeordneten Minister bzw. Kanzler. Doch schon bald sollte die Darstellung Bismarcks als singuläre Figur diesen frühen Typus ablösen. Die Verehrung des scheinbar einzigartigen politischen Genies – sogar Wilhelm I. hatte sich ja bekanntlich mehrfach dem Willen Bismarcks beugen müssen – trat mehr und mehr in den Vordergrund, nun brauchte man das Bismarck-Einzeldenkmal.²⁴

Die Variationsbreite, wie man den „Eisernen Kanzlers“ dabei kostümierte und auf diese Weise auch interpretierte, war freilich enorm und reichte von Bismarck in Zivil bis zu Bismarck in Kürassieruniform, man

zeigte Bismarck mit Schlapphut, barhäuptig und mit Pickelhaube, mal sitzend, mal stehend, auf einem Pferd oder unterwegs mit seinen Doggen, man zeigte Bismarck als Kanzler im Amt bzw. als den entlassenen Alten im Sachsenwald usw. Auf diese Weise ergab sich für die Initiatoren der Denkmäler die Möglichkeit, das „eigene“ Monument einigermaßen individuell zu gestalten und jeweils eine einzige bevorzugte Seite des deutschen Nationalhelden – je nach eigener Interpretation – besonders hervorzuheben.

22 Zit. nach ebd.

23 In diesem Zusammenhang könnte man auch noch auf den Sockel des sogenannten Friedensengels in München verweisen. Vgl. Norbert Götz (Hrsg.): Friedensengel. Bausteine zum Verständnis eines Denkmals der Prinzregentenzeit, München 1999.

24 Vgl. Volker Plagemann: Hermannsdenkmäler und Bismarckdenkmäler. Reichseinigung ohne die Monarchen, in: Annette Tietenberg (Hrsg.): Das Kunstwerk als Geschichtsdokument. Festschrift für Hans-Ernst Mittag, München 1999, S. 81–99.

19 Vgl. Werner Pöls: Bismarckverehrung und Bismarcklegende als innenpolitisches Problem der wilhelminischen Zeit, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 20 (1971), S. 183–201; Körner (wie Anm. 11), S. 21ff.

20 Vgl. Weigand, 1. Juli 1899 (wie Anm. 4).

21 Zit. nach Hort, Bismarck (wie Anm. 11), S. 145.

Späte Denkmalschöpfungen statteten Bismarck dann mit überindividuellen Zügen aus, der Mensch Bismarck wurde in einen Typus verwandelt – in Frankfurt stellte man ihn in diesem Zusammenhang als Drachentöter (1905)²⁵, in Hamburg (1906)²⁶ und ebenso in Halle-Kröllwitz (1907)²⁷, im heutigen Sachsen-Anhalt, als Roland dar. Daneben aber gab es Denkmalinitiativen, bei denen Bismarcks Persönlichkeit wie sein Werk gänzlich hinter Assoziationen, die den Betrachter wie Schlagworte überfallen, zurücktraten. Die massenhaft errichteten Bismarck-Türme und Bismarck-Säulen kennen und zeigen keine Figur, kein Portrait mehr von Bismarck.²⁸ Die zur Schau gestellte Monumentalität und Wehrhaftigkeit, die Bauweise mit zyklonenhaft anmutenden, scheinbar unbehauenen Steinen, die Ausstattung dieser Türme und Säulen mit Feuerschalen haben die Bismarck-Verehrung komplett entindividualisiert.

Bismarck wurde auf diese Weise seiner eigenen Zeit entzückt und in den Rang eines mythologisch anmutenden Fabelwesens erhöht. Hier ging es nicht mehr um den realen Menschen und Politiker Bismarck, hier ging es nur noch um die überdrehte Stilisierung eines überzeitlichen deutschen Helden, eines Heroen! Daher konnte sich schließlich sogar die Propagandamaschinerie der Nationalsozialisten auf Bismarck berufen. Allerdings billigte man dem „Eisernen Kanzler“ während des „Dritten Reiches“ lediglich die Rolle eines Wegbereiters für Adolf Hitler zu, womit man Bismarck gleichzeitig auch degradierte. Zudem bedienten sich die Nationalsozialisten nach 1933 nicht des Mediums Denkmal, sondern nun – und auf diese Weise sicherlich viel erfolgreicher – vor allem des Mediums Film.²⁹

In der frühen Bundesrepublik Deutschland musste Bismarcks Image also zwangsläufig ramponiert sein, nachdem ihn die Nationalsozialisten für ihre eigenen Zwecke instrumentalisiert hatten. Und von nationaler Größe traute sich nach 1945 sowieso kaum noch jemand zu reden – einen Nationalhelden, wie Bismarck einer gewesen war, brauchte niemand mehr. Erst die Geschichtswissenschaft begann den „Eisernen Kanzler“ – und damit beinahe zeitgleich das Phänomen „Preußen“ – schließlich wiederzuentdecken, allerdings vergleichsweise pragmatisch, nämlich als Forschungsgegenstand, wobei gerade auch die Entwicklung der Bismarck-Verehrung wissenschaftlich in den Blick genommen wurde. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an die 1980 erschienene Bismarck-Biographie von Lothar Gall³⁰, der dann viele weitere Bismarck-Studien folgen sollten, sowie an die 1981 in West-Berlin gezeigte Aus-

stellung „Preußen – Versuch einer Bilanz“³¹. Ja selbst als 1989/90 die Deutschen erstaunt feststellten, dass das Nach-Wende-Deutschland der territorialen Ausdehnung des Bismarckreiches wieder erstaunlich nahegekommen war, hat dies – erwartungsgemäß – keinen erneuerten Bismarck-Boom ausgelöst.³²

An dieser häufig kenntnislosen Gleichgültigkeit gegenüber den Bismarckdenkmälern hat sich erst seit kurzem etwas verändert. Sowohl das Bismarckdenkmal in Lindau als auch der große Bismarck-Roland in Hamburg sind – um nur diese beiden Beispiele zu nennen – restaurierungsbedürftig. Es regen sich inzwischen sowohl im Süden als auch im Norden Stimmen, die dafür plädieren, möglichst kein Geld aufzuwenden, um derartige Bismarckdenkmäler wieder so herzustellen, dass sie einerseits niemanden gefährden und andererseits weitere Jahre ihre längst nicht mehr gehörte, ja wahrscheinlich längst gar nicht mehr verstandene Botschaft verkünden. Es wird interessant sein zu beobachten, wie dieser neu entfachte Streit um Bismarck und seine Denkmäler ausgehen wird.

IV.

Ähnlich umstritten wie die Bismarckdenkmäler sind heutzutage Kriegerdenkmäler³³, vor allem wenn sie sich einer martialisch anmutenden Sprache bedienen oder als verherrlichend empfundene Darstellungen von Soldaten bzw. Waffen zeigen. Im Folgenden sollen zuerst einige Hinweise zum Typus und zur Entwicklung des Kriegerdenk-

25 Vgl. Seele (wie Anm. 2), S. 146f.

26 Vgl. Karen Lang: The Hamburg Bismarck Monument as „Lighthouse of Natinal Thought“, in: Wessel Reinink / Jeroen Stumpel (Hrsg.): Memory and Oblivion. Proceedings of the XXXIXth International Congress of the History of Art held in Amsterdam, 1–7 September 1996, Dordrecht 1999, S. 567–579; Jörg Schilling: „Distanz halten“. Das Hamburger Bismarck-Denkmal und die Monumentalität der Moderne, Göttingen 2006; Seele (wie Anm. 2), S. 185ff.

27 Vgl. ebd., S. 185.

28 Vgl. die diversen Abbildungen in: Kloss / Seele (wie Anm. 16).

29 Vgl. u. a. Rainer Rother: Bismarck im nationalsozialistischen Spielfilm, in: Klaudia Knabel / Dietmar Rieger / Stephanie Wodianska (Hrsg.): Nationale Mythen – kollektive Symbole. Funktionen, Konstruktionen und Medien der Erinnerung, Göttingen 2005, S. 245–264.

30 Gall, Bismarck (wie Anm. 5).

31 Zur Ausstellung erschien ein Katalog mit vier weiteren Begleitbänden: Gottfried Korff (Hrsg.): Preußen. Versuch einer Bilanz. Ausstellungsführer, Berlin 1981; Manfred Schlenke (Hrsg.): Preußen. Beiträge zu einer politischen Kultur, Berlin 1981; Peter Brandt (Bearb.): Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates. Eine Darstellung in Quellen, Berlin 1981; Hellmut Kühn (Hrsg.): Preußen. Dein Spree-Athen. Beiträge zu Literatur, Theater und Musik in Berlin, Berlin 1981; Axel Marquardt / Heinz Rathsack (Hrsg.): Preußen im Film. Eine Retrospektive der Stiftung Deutsche Kinemathek, Berlin 1981.

32 Zeitgleich präsentierte das Deutsche Historische Museum in Berlin eine Bismarck-Ausstellung: Bismarck – Preußen, Deutschland und Europa. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums im Martin-Gropius-Bau, Berlin, 26. August – 25. November 1990, Berlin ²1990.

33 Den Kriegerdenkmälern als eigenem Typ von Denkmälern hat sich zuerst Reinhart Koselleck zugewandt. Vgl. Reinhart Koselleck: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden, in: Odo Marquardt / Karlheinz Stierle (Hrsg.): Identität, München 1979, S. 255–276. Inzwischen ist freilich auch zu den Kriegerdenkmälern eine Fülle von wissenschaftlicher Literatur erschienen. Vgl. u. a. Bernd Nicolai / Kristine Pollack: Kriegerdenkmale – Denkmale für den Krieg, in: Skulptur und Macht. Figurative Plastik im Deutschland der 30er und 40er Jahre, Berlin 1983, S. 61–93; Meinhold Lurz: Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bde. 1–6, Heidelberg 1985–1987; Volker Probst: Bilder vom Tode. Eine Studie zum deutschen Kriegerdenkmal in der Weimarer Republik am Beispiel des Pietà-Motives und seiner profanierten Varianten, Hamburg 1986; Gerhard Armanski: „... und wenn wir sterben müssen“. Die politische Ästhetik von Kriegerdenkmälern, Hamburg 1988; Reinhart Koselleck / Michael Jeismann (Hrsg.): Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München 1994; Katharina Weigand: Kriegerdenkmäler im Wandel, in: Körner / Weigand, Denkmäler (wie Anm. 11), S. 25–28; Michaela Stoffels: Kriegerdenkmale als Kulturobjekte. Trauer- und Nationskonzepte in Monumenten der Weimarer Republik, Köln, Weimar, Wien 2011; Jörg Koch: Von Helden und Opfern. Kulturgeschichte des deutschen Kriegergedenkens, Darmstadt 2013.

mals im allgemeinen gegeben werden, zu dieser Sonderform des Denkmals also, die uns – aufgrund ihrer heutigen immensen Verbreitung bis in die allerkleinsten Dörfer – derart vertraut sein dürfte, dass wir darüber häufig vergessen, dass auch die Kriegerdenkmäler eine Erfindung nicht des 17. oder des 18., sondern des 19. Jahrhunderts sind. Anschließend wird zumindest ein prominenteres bayerisches Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges etwas ausführlicher vorgestellt und erläutert werden.

Der Umstand, dass an den Befreiungskriegen gegen Napoleon auch Freiwillige teilgenommen hatten, die nicht um Sold und Beute, sondern um höherer Ziele willen kämpften, führte dazu, dass das Ansehen des einzelnen Soldaten von da an eine bedeutende gesellschaftliche Aufwertung erfuhr. Sein Einsatz für ideelle Ziele, damals konkret für die Befreiung von der so empfundenen napoleonischen Fremdherrschaft, ließ den einfachen, im Kampf gefallenen Soldaten zum ersten Mal denkmalwürdig werden³⁴, während man im 18. Jahrhundert – wenn überhaupt – nur verdienten Generälen und Heerführern Denkmäler gewidmet hatte. Den einfachen Soldaten, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts allesamt Söldner waren, eine vergleichbare Ehrung zukommen zu lassen, war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts schlichtweg unvorstellbar gewesen!

Erst mit der *Levée en Masse* in Frankreich (1793) und der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (in Bayern 1805) waren nun die verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen in den Armeen vertreten. Außerdem kämpften in den Befreiungskriegen gegen Napoleon (1813–1815) zum ersten Mal in Deutschland auch Freiwillige in größerer Zahl. Sie fochten nun für Werte, mit denen sich nicht nur diese Freiwilligen, sondern vor allem deren Angehörige sowie weitere Kreise der Bevölkerung identifizieren konnten. Man zog nicht mehr für Geld und Sold in den Krieg, sondern für die Befreiung von napoleonischer Fremdherrschaft, man kämpfte „für König und Vaterland“. Ein Soldat aber, der nicht für Materielles, sondern für die Rettung des Vaterlandes starb, der konnte weit eher einer ehrenden Erinnerung für würdig empfunden werden. Gleichzeitig trugen die angenommenen ideellen, ethischen Motive seines Sterbens sowie die idealistische Überhöhung eines solchen Todes dazu bei, die Standesunterschiede der Gefallenen zurücktreten zu lassen. Somit konnten zum ersten Mal alle Gefallenen, auch die einfachsten Dienstgrade, denkmalwürdig werden.³⁵

Den Anfang im Hinblick auf die posthume Ehrung einfacher Soldaten machte unter den deutschen Monarchen der preußische König Friedrich Wilhelm III. Er befahl 1813, im Jahr der Leipziger Völkerschlacht, in den Kirchen Tafeln anzubringen, auf denen die Namen aller aus dem jeweiligen Ort stammenden und im Kampf gegen Napoleon Gefallenen unter folgendem Spruch zu verzeichnen waren: „Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland“³⁶. 1816

führte Friedrich Wilhelm III. außerdem einen eigenen Gedenktag für die gefallenen Soldaten der Befreiungskriege ein. Ihnen billigte man auf diese Weise eine deutlich hervorgehobene Ehrung zu, vor allem wenn man sie mit derjenigen für die zivilen Opfer vergleicht. Außerdem wurde die christliche, auf das Jenseits verweisende Deutung des Todes durch innerweltliche, vor allem aber politische Deutungen, wenn nicht ersetzt, so zumindest ergänzt.

Aber auch in anderen deutschen Staaten wurde auf ähnliche Weise jener Gefallenen gedacht. So schlug 1830 Regierungspräsident Ludwig von Oettingen-Wallerstein vor, in allen Kirchen des schwäbischen Kreises Tafeln anzubringen mit den Namen der in den Napoleonischen Kriegen Gefallenen.³⁷ König Ludwig I. begrüßte die Initiative und verfügte, dass dieser Vorschlag auch in den anderen Kreisen des bayerischen Königreichs aufzugreifen sei, jedoch nicht in denjenigen, die zur fraglichen Zeit noch nicht zu Bayern gehört hatten.³⁸ Und noch einmal griff der bayerische König dezidiert ein, als nämlich das Innenministerium anregte, jährlich, am Geburtstag des Königs, zur „Beförderung des vaterländischen und des kriegerischen Geistes überhaupt“³⁹ die Namen der Gefallenen von der Kanzel in den Kirchen zu verlesen.

Nun bestimmte Ludwig I., dass in den Kirchen jeweils zwei Tafeln anzubringen seien: Auf der einen Tafel sollten die Namen der Gefallenen der Kriege zwischen 1805 und 1815 aufgezeichnet werden, auf der anderen aber die Namen derer, die 1813, 1814, 1815 freiwillig in den Krieg gezogen waren, also die Namen der Freiwilligen der Befreiungskriege.⁴⁰ Diese Unterscheidungen, die der bayerische König anordnete, verweist auf zweierlei: zum einen auf den äußerst sensiblen Umgang Ludwigs I. mit der jüngsten Vergangenheit Bayerns und damit zum anderen auf seine politisch motivierte, auf die Integration der neuen Gebiete seines Königreiches zielende Rücksichtnahme auf die Erinnerungsbestände dieser vormals nicht-bayerischen Gebiete.

In Preußen war außerdem 1818/22 das erste Denkmal für die Gefallenen der Befreiungskriege, ein kollektives Kriegerdenkmal, errichtet worden: das Berliner Kreuzbergdenkmal.⁴¹ Dessen immer wieder kopierte und variierte Inschrift lautet: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“⁴²

34 Vgl. Koselleck, *Kriegerdenkmale* (wie Anm. 33), S. 259f.

35 Vgl. ebd., S. 267–274; Michael Jeismann / Rolf Westheider: Wofür stirbt der Bürger? Nationaler Totenkult und Staatsbürgertum in Deutschland und Frankreich seit der Französischen Revolution, in: Koselleck / Jeismann, *Totenkult* (wie Anm. 33), S. 23–50.

36 Zit. nach Meinhold Lurz: *Kriegerdenkmäler in Deutschland*. Künstlerische Formen zwischen Totenkult und prospektivem Anspruch, in: *Freiburger Universitätsblätter* 68/19 (1980), S. 27–47, hier S. 28.

37 Vgl. Wolfgang Schmidt: *Denkmäler für die bayerischen Gefallenen des Rußlandfeldzugs von 1812*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 49 (1986), S. 303–326, hier S. 318–322; Hans-Michael Körner: *Staat und Geschichte im Königreich Bayern*, München 1992, S. 227f.

38 Der spätere Rheinkreis z. B. befand sich damals unter napoleonischer Herrschaft, der spätere Obermain- und der spätere Rezatkreis befanden sich noch unter preußischer Herrschaft.

39 Zit. nach Körner, *Staat* (wie Anm. 37), S. 228.

40 Hier muss man freilich einschränken, dass nicht immer zwei Erinnerungstafeln angefertigt wurden. Auf der Tafel, die in der ehemaligen Irseer Klosterkirche hängt, sind aber immerhin die Gefallenen der Kriege von 1805 bis 1815 von denen, die ausdrücklich als „Freiwillige“ titulierte wurden, getrennt verzeichnet.

41 Vgl. Michael Nungesser: *Das Denkmal auf dem Kreuzberg von Karl Friedrich Schinkel*, Berlin 1987.

42 Zit. nach Thomas Nipperdey: *Nationalidee und Nationaldenkmal im 19. Jahrhundert*, in: *Ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie*. Gesammelte

Hier ist nun nicht mehr zu übersehen, worauf es bei dieser und jeder weiteren Denkmalerrichtung ganz besonders ankam: So sollte zwar einerseits der Einsatz der Gefallenen selbst gelobt und geehrt werden; außerdem ging es darum, den trauernden Angehörigen der zumeist nicht in die Heimat überführten Toten einen Ort für ihre Trauer zur Verfügung zu stellen. Andererseits sollte dieser das eigene Leben nicht schonende Einsatz der Gefallenen den nachfolgenden Generationen als leuchtendes Beispiel vor Augen geführt werden. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft konnten – wie im Grunde bei allen Denkmälern – auf diese Weise sinnstiftend miteinander verknüpft werden. Die Erinnerung hier also an die Gefallenen wurde auf diese Weise von nun an gleichermaßen gezielt für politische Zwecke genutzt, wobei diese Entwicklung geradezu zwangsläufig dazu führen musste, dass es immer wichtiger wurde, wer die Deutungshoheit über die jeweilige inhaltliche Ausrichtung dieser Erinnerung besaß.

Denn der Inhaber jener Deutungshoheit konnte die Überlebenden entweder auf den verdienten Frieden oder auf einen als notwendig erachteten neuerlichen Krieg einschwören und moralisch verpflichten. In diesen Zusammenhang gehört dann schließlich die Beobachtung, dass es vor 1870/71 in Sachsen, in Preußen, in Bayern usw. kein gesamtdeutsches Gedenken an die Gefallenen der Befreiungskriege gegeben hat. Selbst das Kriegergedenken spiegelte damals den Wunsch der deutschen Monarchen wider, die jeweils eigene staatliche Souveränität zu bewahren. Lediglich Ludwig I. von Bayern hat mit der Kelheimer Befreiungshalle⁴³ den Versuch unternommen, dem Kampf gegen Napoleon ein gesamtdeutsches Monument zu widmen, wobei hinzugefügt werden muss, dass dies in keiner Weise bedeutet, dass der bayerische König auf ein politisch geeintes Deutschland hingearbeitet hätte.

Mit den Einigungskriegen von 1864, 1866 und 1870/71 wurde in der Geschichte des deutschen Kriegerdenkmals ein neues Kapitel aufgeschlagen. Dabei erwies sich das öffentliche Gedenken an den Krieg von 1866 als besonders schwierig, weil sich kurze Zeit später, nach dem Krieg von 1870, die vormaligen Gegner, also etwa Bayern und Preußen, nicht nur als Waffengefährten, sondern rasch staatlich geeint im Deutschen Kaiserreich wiederfanden. Daher wurde der Gefallenen von 1864, 1866 und 1870 mitunter in Sammelmonumenten gedacht.⁴⁴ Die häufiger anzutreffenden Denkmäler allein für den Krieg von 1870 wiederum, deren Aufstellung staatlicherseits gerne gesehen und häufig auch tatkräftig unterstützt wurde, aber waren gleichzeitig

und vielleicht vor allem Siegesdenkmäler! Das führte dazu, dass sich die Ehrung der Gefallenen immer mehr zu einer Art von profanem Heiligenkult wandelte, der freilich gleichzeitig auf ein hohes Identifikations- und Integrationsbedürfnis im kleindeutschen Kaiserreich von 1871 verweist.

V.

Mit dem Ersten Weltkrieg kamen noch einmal neue Formen und Varianten des Gedenkens an die Gefallenen hinzu: Bereits am Ende des Krieges von 1870 hatten Deutschland und Frankreich vereinbart, denjenigen Toten, die in Massengräbern im sogenannten Feindesland begraben waren, dort ein ewiges Ruherecht zuzugestehen.⁴⁵ Im Laufe des Ersten Weltkrieges erkannten schließlich alle kriegführenden Mächte diese Regelung als verbindlich an. Die gleichfalls während des Ersten Weltkrieges eingeführten Erkennungsmarken für jeden einzelnen Soldaten machten darüber hinaus zum ersten Mal die Identifizierung – idealiter – aller Toten möglich. Nur unter diesen Bedingungen konnten jene Soldatenfriedhöfe entstehen, wie wir sie etwa von der ehemaligen deutsch-französischen Front

kennen, Soldatenfriedhöfe mit ihren scheinbar endlosen Reihen von Einzelgräbern, auf deren Kreuzen oder Stelen jeweils nur ein Name verzeichnet ist.⁴⁶

Gleichzeitig aber waren Gemeinden und Städte, schließlich sogar einzelne Vereine, Behörden und Betriebe bemüht, das Gedenken an „ihre“ toten Soldaten auch in der Heimat wachzuhalten sowie leicht erreichbare Orte für die Trauer der Angehörigen zur Verfügung zu stellen. Erste Initiativen zur Aufstellung von Denkmälern für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in der Heimat gab es bereits 1914/15, was jedoch bei den staatlichen Behörden zumeist auf Ablehnung stieß: Zu frühes Totengedenken – so glaubte man zumindest – drohte die Siegesgewissheit und den Durchhaltewillen zu beschädigen.⁴⁷ Auch aus diesem Grund dauerte es nach 1918 in vielen Städten und Gemeinden recht lange, bis schließlich ein Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges enthüllt werden konnte.⁴⁸ Eine Ausnahme bildeten lediglich einige wenige kleinere Gemeinden, wo man auf den bereits vorhandenen Denkmälern für die Toten des

Die mit Hilfe der Kriegerdenkmäler praktizierte Erinnerung an die Gefallenen wurde gezielt für politische Zwecke genutzt, und es war entscheidend, wer die Deutungshoheit hatte.

Aufsätze zur neueren Geschichte, Göttingen 1976, S. 133–173, hier S. 141.

43 Vgl. Christoph Wagner (Hrsg.): Die Befreiungshalle Kelheim. Geschichte, Mythos, Gegenwart, Regensburg 2012.

44 Vgl. Koselleck, Kriegerdenkmale (wie Anm. 33), S. 267. Koselleck weist hier besonders auf Denkmäler in und um Bad Kissingen hin. Vgl. dazu auch: Führer zu den Kriegergräbern und Kriegermalen aus dem deutschen Bruderkriege 1866 in und um Bad Kissingen, Bad Kissingen 1935.

45 Vgl. Meinhold Lurz: Architektur für die Ewigkeit und dauerndes Ruherecht. Überlegungen zu Gestalt und Aussage von Soldatenfriedhöfen, in: Ekkehard Mai / Gisela Schmirber (Hrsg.): Denkmal, Zeichen, Monument. Skulptur und öffentlicher Raum heute, München 1989, S. 81–91, hier S. 82.

46 Vgl. Lurz, Architektur (wie Anm. 45), S. 81–91; George L. Mosse: Soldatenfriedhöfe und nationale Wiedergeburt. Der Gefallenenkult in Deutschland, in: Klaus Vondung (Hrsg.): Kriegererlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980, S. 241–261.

47 Vgl. Gerhard Schneider: „... nicht umsonst gefallen“? Kriegerdenkmäler und Kriegstotenkult in Hannover, Hannover 1991, S. 125.

48 In Würzburg z. B. wurde erst 1931 ein Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges errichtet. Vgl. Peter Springer: Denkmal und Gegenstand, in: Mai / Schmirber, Denkmal (wie Anm. 45), S. 92–102, hier S. 92ff.

Krieges von 1870/71 die Namen der Gefallenen aus den Jahren von 1914 bis 1918 hinzufügte.

Für die genannten Verzögerungen waren freilich noch ganz andere Faktoren mit verantwortlich: Das Entsetzen der Bevölkerung darüber, dass dieser Krieg – verglichen mit jenem des Jahres 1870 – so außerordentlich lange gedauert hatte, darf man in diesem Zusammenhang keinesfalls unterschätzen. Die Folgen dieser langen Kriegsjahre von 1914 bis 1918 waren zum einen bis dato gänzlich unvorstellbare Opferzahlen an sämtlichen Fronten, zum anderen eine gesamtwirtschaftliche Überanstrengung, die sich in Deutschland, das anschließend ja noch Reparationen an die Siegermächte zu leisten hatte, besonders dramatisch auswirkte.

Darüber hinaus mussten die jeweiligen Denkmal-Initiatoren in Deutschland damit zurechtkommen, dass die zu errichtenden Monumente die Gefallenen nicht mehr als Sieger feiern konnten! Wofür hatten also die Gefallenen ihr Leben gegeben, wenn alles in einer umfassenden militärischen Niederlage geendet hatte?

Aber noch ein weiterer Umstand verkomplizierte das Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges: Einerseits konnte niemand übersehen, dass nach 1918 die traditionelle Sinnstiftung des großen Sterbens im Krieg – „für König und Vaterland“ – nicht mehr anwendbar war, denn die Monarchen der deutschen Einzelstaaten, wie auch der Kaiser, waren gestürzt, viele hatten ihr Heil in der Flucht gesucht. Also blieb, so kann man es zumindest in der vorliegenden Literatur⁴⁹ nachlesen, nurmehr das „Vaterland“, die Verteidigung und Rettung des „Vaterlandes“ vor der Übermacht der Feinde, als alleinige Sinnstiftungsperspektive übrig, die von den Denkmal-Initiatoren dann auch reichlich bemüht worden sei. Hinzufügen muss man an dieser Stelle freilich, dass in besagter Literatur nicht näher darauf eingegangen wird, was denn – im Zusammenhang mit der Errichtung von Kriegerdenkmälern nach 1918 – unter „Vaterland“ zu verstehen sei. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Bei den ersten Denkmalinitiativen für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges herrschte – angesichts des bereits erwähnten Massensterbens an der Front – eher Trauer, ja Sprachlosigkeit vor, dementsprechend gestaltete man diese besonders früh errichteten Denkmäler für die Toten der Jahre 1914 bis 1918. Je mehr aber die Erinnerung an die Schrecken des Krieges verblasste und die nationalistische Emotionalisierung im Gefolge des Versailler Friedensvertrages zunahm, umso stärker traten Pathos und Heroisierung in den Aussagen der neu errichteten Kriegerdenkmäler in den Vordergrund.

Die Gefallenen wurden oft geradezu sakralisiert und ausnahmslos, ohne Unterscheidung der Dienstgrade, zu „Helden“ stilisiert. Ihren Tod stellte man immer häufiger als ein freiwilliges, ja als ein weiterhin zur Nachahmung aufforderndes Opfer dar. Da vor allem Veteranen- und Kriegervereine bei der Initiierung und Gestaltung dieser Denkmäler eine führende Rolle spielten, wurde darüber hinaus das Lob

49 Vgl. vor allem Lurz, Kriegerdenkmäler (wie Anm. 33), Bd. 4, S. 315–321.

der Kriegskameradschaft – der Kameradschaft im Schützengraben – zu einem Thema der nach 1918 errichteten Monumente.⁵⁰

Auch diese Kriegerdenkmäler lassen sich somit einerseits als nachmalige, von der sich rasch wandelnden politischen Situation nach 1918 maßgeblich beeinflusste Deutung des vorausgegangenen Kriegsgeschehens interpretieren. Andererseits – und erneut spielten politische Zielsetzungen eine nicht zu unterschätzende Rolle – muss man die Kriegerdenkmäler gleichermaßen als Identifikationsangebot an die Überlebenden und Nachgeborenen verstehen, die unter den Folgen der Niederlage, der nachfolgenden Revolution und den Reparationsforderungen litten und einen Wiederanstieg Deutschlands herbeisehnten. Daher kam es vor allem zum Ende der Weimarer Republik hin zur vermehrten Aufstellung von Monumenten, die mit Statuen des Typs des „trotzigen Kriegers“ sowie dem Motto „Und Ihr habt doch gesiegt“ versehen wurden.

Die bei den zwischen 1918 und 1933 errichteten Kriegerdenkmälern immer wieder anzutreffende direkte Mahnung an die nachfolgende Generation, das „Opfer“ der „Helden“ des Ersten Weltkrieges nicht sinnlos werden zu lassen (Motto: „Ihr seid nicht umsonst gefallen“⁵¹), sondern stattdessen an der Wiederaufrichtung Deutschlands kräftig mitzuwirken (Motto: „Deutschland muss leben – und wenn wir sterben müssen“⁵²), eignete sich dann freilich vortrefflich für die Instrumentalisierung diverser Kriegerdenkmäler im Dienst der nationalsozialistischen Propaganda und Militarisation.

Außerdem wurden während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft weitere Kriegerdenkmäler errichtet, etwa in kleineren Orten, die bis dahin noch kein solches Denkmal aufgestellt hatten. Darüber hinaus gehörte ein überbordender Totenkult um die Gefallenen des Ersten Weltkrieges untrennbar zur NS-Ideologie.⁵³ Den absurden Höhepunkt dieses Totenkults hätten – wenn sie verwirklicht

50 Beispiele sowohl für Kriegerdenkmäler, die Trauer und Sprachlosigkeit ausdrücken, als auch für solche, die für Trotz und den Aufruf zur Revanche nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg stehen, bei: Nicolai / Pollack, Kriegerdenkmale (wie Anm. 33).

51 Dieser Spruch war etwa an dem erst 1933 für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges errichteten Kriegerdenkmal in Stralsund zu lesen. Vgl. Nicolai / Pollack, Kriegerdenkmale (wie Anm. 33), S. 80.

52 So lautet die letzte Zeile des „Soldatenabschiedsliedes“ von Heinrich Lersch aus dem Jahre 1914. Vgl. Lurz, Kriegerdenkmäler (wie Anm. 33), Bd. 5, S. 16 und S. 407, Anm. 24 und Anm. 408 sowie Anm. 28. Gedruckt ist das „Soldatenabschiedslied“ von Heinrich Lersch in: Kurt Ziesel (Hrsg.): Krieg und Dichtung. Soldaten werden Dichter – Dichter werden Soldaten. Ein Volksbuch, Wien 1943, S. 20.

53 Vgl. u. a. Hildegard Brenner: Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, Reinbek bei Hamburg 1963; Georg Bussmann (Hrsg.): Kunst im 3. Reich. Dokumente der Unterwerfung, Frankfurt/M. 1975; Jost Dülffer / Jochen Thies / Josef Henke: Hitlers Städte. Baupolitik im Dritten Reich, Köln, Wien 1978; Joseph Wulf: Die bildenden Künste im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Frankfurt/M., Berlin 1983; Barbara Miller Lane: Architektur und Politik in Deutschland 1918–1945, Braunschweig, Wiesbaden 1986.

worden wären – zwei gigantische Bauten gebildet, die die Nationalsozialisten in Berlin errichten wollten: einerseits einen monumentalen Triumphbogen⁵⁴, auf dem die Namen aller während des Ersten Weltkrieges gefallenen deutschen Soldaten hätten eingemeißelt werden sollen. Andererseits wollte man diesem Triumphbogen noch eine riesige Kuppelhalle, die „Soldatenhalle“, zur Abhaltung von massenhaft besuchten Trauerzeremonien zur Seite stellen.

Sogar für München existierten vergleichbare Planungen: Neben dem Armeemuseum sollte eine „Halle der Helden“ errichtet werden.⁵⁵ Derartige über das Format der Kriegerdenkmäler weit hinausgehende Gedenkstätten hatten unübersehbar die Aufgabe, die bis dahin durchaus übliche Mahnung an die Lebenden, dem Opfer der Toten durch eigene Anstrengung auch nachträglich einen Sinn zu verleihen, noch zu steigern und die Bevölkerung „gezielt durch Denkmalpropaganda auf den kommenden Krieg“⁵⁶ vorzubereiten.

Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kann man, wenn es zu Denkmalneuschöpfungen kam, von einem grundsätzlichen Wandel in Aussage und Form der Kriegerdenkmäler in Deutschland sprechen. Heroisierung der Gefallenen, trotziges Aufbegehren gegen die militärische Niederlage und der Appell zur Nachahmung der Soldaten gehören in Deutschland nach 1945 nicht mehr zum gebräuchlichen Repertoire. Die Trauer über den Tod unzähliger Soldaten, nun aber gleichermaßen über den Tod von Zivilisten und darüber hinaus die Einbeziehung der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in das öffentliche Gedenken sind charakteristisch für die nach 1945 entstandenen Denkmäler. Für sie passt damit freilich die Bezeichnung „Kriegerdenkmal“ nicht mehr, für sie erscheint vielmehr der allgemeinere Begriff „Mahnmal“ angemessen – Mahnmale, die gegen den Krieg gerichtet sind.

VI.

Abschließend soll nun die Frage traktiert werden, was man denn eigentlich unter „Vaterland“ verstehen müsse, das nach Meinung nicht weniger Historiker nach dem Ende der Monarchie 1918 als alleinige Sinnstiftungsperspektive für die Erinnerung an die vielen Gefallenen während des Ersten Weltkrieges übriggeblieben sei. Verknüpft damit ist die These, wonach die überlebenden Kriegsteilnehmer während des Ersten Weltkrieges tatsächlich eine Art von Nationalisierungsschub erfahren hätten⁵⁷ aufgrund des gemeinsamen

Erlebens von Angst und Bedrohung an der Front, besonders aber aufgrund der Erkenntnis, dass man auf seinen Kameraden neben sich im Schützengraben – ob er nun aus Bayern, Preußen, Hessen, Friesland oder Sachsen stammte – möglicherweise auf Leben und Tod angewiesen sein würde. Der Krieg habe also zumindest bei den aktiven Kriegsteilnehmern zu einer stärkeren Identifikation mit Deutschland, zu einem Prozess des nationalen Zusammenwachsens geführt.⁵⁸ Diese Annahmen führen fast zwangsläufig zu der Frage, ob sich eine solche Entwicklung – oder zumindest eine entsprechende Botschaft – auch an den bayerischen Kriegerdenkmälern für den Ersten Weltkrieg ablesen lässt?

Doch welches sinnstiftende „Vaterland“ könnte denn in diesem Zusammenhang gemeint sein?⁵⁹ In der Literatur wird dieses „Vaterland“ zumeist pauschal mit Deutschland gleichgesetzt. Der Grund hierfür dürfte sein, dass es vielen Autoren offensichtlich fern liegt, nach einzelstaatlichen, also nach bayerischen, pfälzischen, württembergischen und badischen oder gar preußischen Identifikationen zu fragen, wenn die Zeit nach 1918, wenn die Jahre der Weimarer Republik in Rede stehen. Besagte Autoren gehen augenscheinlich davon aus, dass die auf Deutschland hin ausgerichtete Nationalisierung selbst in den entlegensten Ecken des vormaligen Kaiserreichs mehr als vierzig Jahre nach der Bismarckschen Reichsgründung insoweit erfolgreich abgeschlossen gewesen sei, dass zwar weiterhin Raum war für ein noch engeres Zusammenwachsen, dass aber „Vaterland“ für alle nur „Deutschland“ bedeuten konnte.

Gerade ein derart pauschaler Befund muss kritisch beleuchtet werden! Außerdem ist beim Blick auf in Bayern errichtete Kriegerdenkmäler zu berücksichtigen, dass das eigenstaatliche Bewusstsein in Bayern sicherlich stärker ausgebildet war – vielleicht heute noch ist – als in anderen Teilen Deutschlands: War also, um konkreter zu werden, dieses „Vaterland“, für das es sich zu sterben selbst während des Ersten Weltkrieges gelohnt haben sollte, für die Bürger des vormaligen Königreichs Bayern, seit November 1918 des

54 Vgl. u. a. Wolfgang Schäche: Als aus Berlin „Germania“ werden sollte. Zum Verhältnis der „Neugestaltungsplanungen“ zu Kriegs- und Totenkult, in: Helmut Engel / Wolfgang Ribbe (Hrsg.): Hauptstadt Berlin. Wohin mit der Mitte? Historische, städtebauliche und architektonische Wurzeln des Stadtzentrums, Berlin 1993, S. 161–168, hier S. 164f.; Wulf, Künste (wie Anm. 53), Abb. 33.

55 Vgl. Hans-Peter Rasp: Eine Stadt für tausend Jahre. München – Bauten und Projekte für die Hauptstadt der Bewegung, München 1981, S. 64f.; Andrea Bärnreuther: Revision der Moderne unterm Hakenkreuz. Planungen für ein „neues München“, München 1993, S. 216–220.

56 Lurz, Kriegerdenkmäler (wie Anm. 33), Bd. 5, S. 18.

57 Vgl. George L. Mosse: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993, S. 82–86; Jean-Jacques Becker / Gerd Krumeich: Der Große Krieg. Deutschland und Frankreich 1914–1918, Essen 2010, S. 240.

58 Dazu hat auch beigetragen, dass das zu Beginn noch gesondert kämpfende bayerische Heer schon kurze Zeit nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges bis hinunter auf Bataillonsebene mit anderen deutschen Kontingenten vermischt wurde. Vgl. Dieter Albrecht: Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1871–1918), in: Alois Schmid (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte, begründet von Max Spindler, Bd. IV: Das Neue Bayern. Von 1800 bis zur Gegenwart, Teilbd. 1: Staat und Politik, München 2003, S. 318–438, hier S. 416; Dieter J. Weiß: Kronprinz Rupprecht von Bayern. Eine politische Biographie, Regensburg 2007, S. 96–112; Daniel Burger: Die bayerische Armee im Kriegsjahr 1914, in: Krieg! Bayern im Sommer 1914. Eine Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München 2014, S. 73–94, hier S. 90.

59 Vgl. vor allem Georg L. Mosse: Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich, Frankfurt/M. 1976 (am Beispiel des Tannenberg-Denkmal, hier 87ff.); Peter Schuster: Die Nation und ihre Toten. Denkmale des 20. Jahrhunderts, in: Deutsche Nationaldenkmale 1790–1990, hrsg. vom Sekretariat für kulturelle Zusammenarbeit nichttheatertragender Städte und Gemeinden in Nordrhein-Westfalen, Gütersloh, Bielefeld 1993, S. 115–127, hier S. 117f.; Wolfgang Hardtwig: Der bezweifelte Patriotismus. Nationales Bewusstsein und Denkmal 1786 bis 1933, in: Ulrich Borsdorf / Heinrich Theodor Grütter (Hrsg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, Frankfurt/M., New York 1999, S. 169–188, hier S. 185–188.

Volksstaates Bayern, tatsächlich Deutschland? Und gibt es u.U. weitere Unterschiede zu konstatieren, wenn man einerseits Altbayern und andererseits Neubayern, also Franken und Schwaben oder gar die erst 1815/16 an Bayern angegliederte Pfalz, gründlich in den Blick nehmen würde?⁶⁰ Angesichts derartiger Überlegungen gilt es freilich noch, drei in diesem thematischen Zusammenhang notwendige methodische Überlegungen bzw. Schwierigkeiten zumindest anzusprechen.

Erstens: Die meisten Denkmäler für die Gefallenen der Jahre 1914 bis 1918 sind nach 1945 verändert worden. Auf diese Weise konnte man – ohne in neue Monumente investieren und ohne möglicherweise lange andauernde staatliche Genehmigungsverfahren durchlaufen zu müssen – rasch auch der während des Zweiten Weltkrieges umgekommenen Soldaten gedenken. Verändert wurden die Denkmäler für den Ersten Weltkrieg nicht nur, indem man lediglich die Namen der zwischen 1939 und 1945 Gefallenen hinzufügte. Häufig wurden auch die am Denkmal eingemeißelten Widmungs- und Sinnsprüche verändert, wenn sie nach 1945 etwa als zu martialisch, als zu aggressiv empfunden wurden.

Nicht selten strebte man stattdessen danach, einen unübersehbaren Nie-Wieder-Appell öffentlich zu machen. Für die hier traktierte Fragestellung nach der Bedeutung des Begriffs „Vaterland“ müsste man jedoch genau den ursprünglichen Sinnspruch kennen. Allerdings lässt sich bei einigen dieser veränderten Denkmäler die vormalige Inschrift nicht mehr rekonstruieren, sei es, weil die Veränderung keinen Niederschlag in Archivalien gefunden hat, sei es, weil sich niemand mehr erinnert oder weil nicht einmal auswertbares Bildmaterial vorhanden ist.

Mit solchen Problemen ist der Historiker z. B. beim Kriegerdenkmal in Irsee im Allgäu konfrontiert. Errichtet wurde es tatsächlich für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Nach 1945 fügte man die Namen der zwischen 1939 und 1945 Gefallenen hinzu und überschrieb dies mit den Worten: „Unseren gefallenen Helden 1914–1918. 1939–1945. Marktgemeinde Irsee“. Wie aber hatte die Inschrift zuvor gelautet? Konnte man ihr einen konkreten Bezug auf Deutschland als Vaterland entnehmen? Den Zustand von vor 1945 zu rekonstruieren ist nicht gelungen, weder die originalen Baupläne noch die ansonsten recht ausführliche Chronik des Irseer Krieger- und Veteranenvereins geben dazu irgendwelche Informationen.

Zweitens ist zu fragen, ob die kürzeren oder auch längeren Texte, die – abgesehen von den reinen Namensnennungen mal mit, mal ohne Geburts- und Sterbedatum – an

den jeweiligen Denkmälern zu lesen sind, tatsächlich jene Sinnstiftungsperspektive wiedergeben, die bei der Initiative für das Denkmal und bei dessen Enthüllung maßgeblich gewesen war. Hat man möglicherweise einfach nur den Text, den man am Denkmal des Nachbarorts lesen konnte, reproduziert? Oder hat man aus Platzgründen die denkbar knappste Formulierung gewählt, die kaum oder gar keine Schlüsse auf eine beabsichtigte nationale bzw. regionale Botschaft des Denkmals zulässt? Ist der schließlich eingemeißelte Spruch vielleicht das Produkt eines Kompromisses, nachdem man sich im Denkmalkomitee lange nicht hatte einigen können über eine lokale, bayerische oder deutsche Ausrichtung? So ärgerlich das auch sein mag, aber man wird häufig keine befriedigenden Antworten auf die gestellten Fragen finden.

Mit Blick auf den Entstehungszeitraum der hier in Rede stehenden Denkmäler ist **drittens** und letztens eine Einschränkung in zeitlicher Hinsicht vorzunehmen. Wenn man nach der nationalpolitischen Botschaft der Kriegerdenkmäler für den Ersten Weltkrieg fragt, dann darf man nur solche heranziehen, die vor 1933 errichtet wurden. Die Nationalsozialisten brachten zwar – wie bereits erwähnt – den Kriegerdenkmälern ein ganz besonderes Interesse entgegen, was sich u. a. darin niederschlug, dass ab 1933 die Errichtung weiterer Monumente für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges massiv gefördert wurde.⁶¹ Doch mussten die sinnstiftenden Texte an diesen nach 1933 erbauten Denkmälern nun vor allem der nationalsozialistischen Ideologie entsprechen, was eine freie Wahl zwischen lokaler, regionaler oder national deutscher Verortung zumindest erheblich erschwerte. Die Beschränkung auf vor 1933 errichtete Denkmäler lässt jedoch, wenn man die Pfalz in den Blick nimmt, die Zahl der in Frage kommenden prominenteren Kriegerdenkmäler drastisch sinken. Denn hier konnte überhaupt erst nach dem Ende der französischen Besatzung im Sommer 1930 in größerem Maße damit begonnen werden, das ehrende Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in Stein zu meißeln.⁶²

Dasjenige bayerische Kriegerdenkmal, auf das zum Schluss etwas näher eingegangen werden soll, ist das 1924 enthüllte, 1928 in allen Details fertiggestellte Denkmal vor dem ehemaligen Armeemuseum in München, vor der heutigen Bayerischen Staatskanzlei.⁶³ Die Initiative für das Monument in der bayerischen Hauptstadt ging freilich nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, vom bayerischen Staat, auch nicht von der Stadt München aus, sondern von der Münchner Sektion des „Bayrischen Kriegerbundes“. Ge-

60 Bislang wurden hinsichtlich der Kriegerdenkmäler für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges und hinsichtlich des Befundes, dass in Deutschland kein allgemein akzeptiertes gesamtdeutsches Kriegerdenkmal nach 1918 errichtet werden konnte, ausschließlich die politischen Verwerfungen zwischen Konservativen und Linken, die sich aufgrund der Kriegserlebnisse und der revolutionären Ereignisse 1918/19 noch verschärften, in den Blick genommen. Zuletzt etwa Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014, S. 990f. Zum Grabmal des Unbekannten Soldaten in der Berliner Neuen Wache, das als gesamtdeutsches Kriegerdenkmal für 1914 bis 1918 eigentlich geplant war, vgl. Jürgen Tietz: Schinkels Neue Wache Unter Den Linden. Baugeschichte 1816–1993, in: Christoph Stölzl (Hrsg.): Die Neue Wache Unter Den Linden. Ein deutsches Denkmal im Wandel der Geschichte, Berlin 1993, S. 9–93.

61 Vgl. Karl Arndt: Die NSDAP und ihre Denkmäler oder: das NS-Regime und seine Denkmäler, in: Mai / Schmirber, Denkmal (wie Anm. 45), S. 69–80, hier S. 69–75; Sabine Behrenbeck: Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945, Vierow 1996; Winfried Nerdinger (Hrsg.): Bauen im Nationalsozialismus. Bayern 1933–1945, München 1993, S. 331–363.

62 Vgl. Sönke Neitzel: Mainz und das Zeitalter der Weltkriege. Ereignis und Erinnerung, in: Joachim Schneider / Matthias Schnettger (Hrsg.): Verborgen – Verloren – Wiederentdeckt. Erinnerungsorte in Mainz von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, Darmstadt, Mainz 2012, S. 127–137, hier S. 130.

63 Zu diesem Münchner Kriegerdenkmal vgl. Stoffels, Kriegerdenkmale (wie Anm. 33), S. 164–223.

staltet als groß dimensionierter Sarkophag bzw. als groß dimensionierte Gruft, weist es mehrere Inschriften auf: Am oberen Deckstein ist auf der einen Seite zu lesen, „Unseren Gefallenen“, auf der anderen, „Sie werden auferstehen“. Weder Deutschland noch Bayern werden dort in irgendeiner Form erwähnt.

Die Inschrift „Unseren Gefallenen“ weist, wenn man den Initiator dieses Denkmals kennt, noch am ehesten einen städtischen Bezug auf. Eine solche Interpretation wird von einer weiteren Inschrift im Innern erhärtet: „Erbaut vom Obmannsbezirk München-Stadt des Bayr. Kriegerbundes. Den 13.000 gefallenen Heldensöhnen der Stadt München 1914–1918“.

Eigentlich war geplant gewesen, innerhalb dieser sarkophag-ähnlichen Architektur gar nichts aufzustellen, dafür aber die Namen der 13.000 Gefallenen der Münchner Sektion des Bayerischen Kriegerbundes an den Innenwänden anzubringen. Die vorhandenen Wandflächen erwiesen sich aber rasch als nicht ausreichend. Die Lösung dieses Problems bestand darin, dass man den Sarkophag mit einer größeren Freifläche umgab, das übrige Terrain aber aufschüttete; und da die Freifläche mit Steinwänden eingefasst wurde, fanden alle 13.000 Namen schließlich – samt stilisierten marschierenden Soldaten sowie Grabhügeln mit Kreuzen – auf diesen Wänden ihren Platz.

Parallel zu diesen Vorgängen war geplant, im Kuppelsaal des Bayerischen Armeemuseums ein Kriegerdenkmal für alle Gefallenen des gesamten bayerischen Heeres aufzustellen. Hierfür konzipierte der Bildhauer Bernhard Bleeker⁶⁴, der während des Dritten Reiches noch einmal Karriere machen sollte, die liegende Figur eines toten, aber wie schlafend anmutenden jungen Soldaten in zeitgenössischer Montur. Da es wegen des Aufstellungsortes dieses toten Kriegers im Münchner Armeemuseum zu Auseinandersetzungen mit dem Bildhauer kam, entschied man sich, diese Figur in den leeren und ohne die Präsentation der Namen der Münchner Gefallenen gänzlich funktionslosen Sarkophag vor dem Bayerischen Armeemuseum zu transferieren. Zu Füßen des toten Soldaten ist, gemäß seiner Bestimmung, zu lesen: „Bayerns Heer seinen Toten“, darüber ist das bayerische Rautenwappen angebracht.

Somit beinhaltet das gesamte Münchner Kriegerdenkmal eine seltsame Mischung aus lokalem sowie eigenstaatlich-bayerischem Gedankengut, während man einen Verweis auf Deutschland als sinnstiftendes Element, auf Deutschland als „Vaterland“ der Gefallenen, vergeblich sucht – die Initiatoren beabsichtigten offensichtlich nicht, ihr Denkmal mit einer derartigen Botschaft auszustatten!

Ähnliche Beobachtungen kann man bei vielen weiteren bayerischen Kriegerdenkmälern machen. Auch bei der sehr

groß dimensionierten Gedenkstätte für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges in Furth im Wald⁶⁵, direkt an der tschechischen Grenze, fehlt jeglicher Hinweis auf Deutschland. Es heißt hier nur: „Den toten Kriegern“; nicht einmal Bayern oder die Stadt Furth sind erwähnt. In Würzburg wiederum, in Unterfranken, kann man am ebenfalls groß dimensionierten Kriegerdenkmal⁶⁶ lesen: „Die Stadt ihren Söhnen“. Ganz allein der lokale Bezug schien den Initiatoren also sinngebend zu sein, Bayern oder Deutschland wurden und werden nicht erwähnt!

Anders präsentieren sich die Kriegerdenkmäler in der Pfalz, die freilich erst in den letzten Jahren der Weimarer Republik aufgestellt werden konnten, als der Ton der an den Denkmälern angebrachten Texte ohnehin schon rauer geworden und mehr auf Revanche ausgerichtet war. Außerdem hatte sich die Pfalz während des gesamten 19. Jahrhunderts am schwersten von allen neubayerischen Gebieten damit getan, von München aus regiert zu werden – es gab bei der Bevölkerung keine allzu enge Bindung an Bayern.

Und so wurde an dem 1930 in Speyer eingeweihten Denkmalbrunnen für die Gefallenen⁶⁷ u. a. ein Relief angebracht, das Handgranaten werfende Soldaten zeigt. Darunter ist zu lesen: „Deutschland muß leben / und wenn wir sterben müssen“. Es ist unübersehbar, dass das Speyerer Denkmal aggressiver und stärker national deutsch ausgefallen ist als die wenigen genannten Vergleichsbeispiele aus dem rechtsrheinischen

Bayern. Die Nähe zur französischen Grenze, die Jahre der französischen Besetzung, aber auch der späte Aufstellungszeitpunkt dürften für diese anders gearteten Botschaften mit verantwortlich gewesen sein.

Um allein die Frage nach der Relevanz des Begriffs „Vaterland“ hinsichtlich der Kriegerdenkmäler für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges auch nur annähernd klären zu können, müsste eine Vielzahl derartiger Denkmäler analysiert werden. Aber noch diverse weitere Aspekte müssten in den Blick genommen werden, etwa Einzelheiten der Gestaltung, zudem die vielfach anzutreffende Monotonie der eingemeißelten Sinnsprüche, darüber hinaus die Beobachtung, dass man, wenn man kleinere Gemeinden und ihre Kriegerdenkmäler betrachtet, offensichtlich konfessionelle Unterschiede bei der Gestaltung der Kriegerdenkmäler feststellen kann. Es gäbe also noch viel zu erforschen, und zwar bevor diese, angesichts der aktuell rasch schwindenden Akzeptanz jener fast schon hundert Jahre alten Monumente, einer weiteren Veränderung unterworfen werden. ■

65 Vgl. Werner Perlinger: Geschichte der Stadt Furth im Wald, Bd. 3: Vom 19. Jahrhundert bis zum Jahr 2016, Furth im Wald 2016, S. 155–159.

66 Vgl. oben, Anm. 48. Vgl. auch Katharina Weigand: Denkmäler zwischen Geschichte, Politik und Kunst. Das Würzburger Beispiel, in: Mainfränkisches Jahrbuch 53/2001, S. 123–161, hier S. 146.

67 Die Geschichte dieses Denkmals ist noch nicht geschrieben; die folgenden knappen Hinweise stützen sich auf zeitgenössische Zeitungsartikel sowie eine kleine Broschüre: St. Georgsbrunnen am Alten Marktplatz, Speyer 1998. Für die diesbezüglichen Informationen danke ich Katrin Hopstock vom Stadtarchiv Speyer.

64 Vgl. Peter Wiench: Bleeker, Bernhard, in: Allgemeines Künstlerlexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, Bd. 11, München, Leipzig 1995, S. 480f.; Frank Henseleit: Der Bildhauer Bernhard Bleeker (1881–1968). Leben und Werk, Bd. 1: Textband, Diss. masch. Augsburg 2005.



„Es hat mich sehr bewegt, einmal die Kirche als großes Parlament zu sehen“

Achim Budde im Gespräch mit Professor Hans Maier

Vertiefung des Themas von Seite 62–64

Die Hans-Maier-Bibliothek in der Akademie

Achim Budde: Verehrter Herr Professor Maier, Sie schenken uns Ihre Bibliothek. Das ist die Summe und die Grundlage Ihrer eigenen Bildung, ein Spiegel Ihrer Biographie. Und nun ist sie also auch Ihr Vermächtnis an uns. Es ist ja das Wunderbare an einem Vermächtnis, dass es Schätze der Vergangenheit sammelt, aber zugleich voll und ganz auf die Zukunft ausgerichtet ist. Ein Vermächtnis möchte wirksam werden. Es möchte über die Gegenwart hinaus wirksam werden und über den hinaus, der es vermacht hat. Ich möchte Ihnen deshalb heute nicht in erster Linie Fragen zu Ihrer Biografie stellen, sondern vor allem Ihre Einsichten, Einschätzungen und Haltungen zu heutigen Zukunftsfragen einholen, die Sie in Jahrzehnten gesammelt haben. Dennoch bitte ich Sie eingangs um eine rückwirkende oder rückblickende Einordnung. Sie haben mir am Telefon gesagt, Sie hätten die Bestände dieser Bibliothek für unsere Sammlung hier in der Hans-Maier-Bibliothek so ausgewählt, dass sie auch die Entwicklung Ihrer Forschungen widerspiegeln. Jetzt hat Frau Dorfer ihre Bücher für uns *thematisch* sortiert. Ihre Ordnung ist vielleicht gar nicht mehr ohne Weiteres erkennbar. Vielleicht geben Sie uns Ihr ganz persönliches Sortierkriterium noch mit auf den Weg, damit diese wissenschaftsbiografische Facette Ihrer Bibliothek uns im Bewusstsein bleibt: die Hans-Maier-Biographie als Spiegel Ihrer Forschung.

Hans Maier: Zunächst, lieber Herr Dr. Budde, darf ich mich bei der Katholischen Akademie und bei Ihnen und Ihren Vorgängern herzlich bedanken für die große Ehre, dass ich meine Bibliothek hier unterbringen darf, noch dazu in der Nachbarschaft von Romano Guardini. Das ist schon eine Nobilitierung.

Es entspricht ja fast dem vererblichen Adel, wenn man eine solche Aufstellung bekommt. Herzlichen Dank dafür und besonders auch Dank an Frau Dorfer, die das Ganze fachmännisch aufgebaut hat. Aber jetzt zu Ihrer Frage. Das

hängt natürlich mit meinem Beruf zusammen, oder vielmehr damit, dass ich nach einem Beruf gesucht habe, nach dem Abitur, das wiederum zeitlich verzögert war durch den Krieg. 1951 habe ich überlegt: Was soll ich machen? Was soll ich werden?

Und ich hatte zunächst den Journalismus im Blick. Ich bin zur *Badischen Zeitung* gegangen und habe da eine Schnupperlehre gemacht. Und ich habe mir dann überlegt: Soll ich zum Rundfunk gehen? Für den habe ich damals auch Features und Nachtstudios geschrieben. Wenn ich die heute durchlese, dann staune ich auf der einen Seite über die, ja, Kühnheit, mit der ich alle Themen der Welt aufgegriffen habe, Rezensionen geschrieben habe über Leute, die berühmt waren. Aber, das tut man in einem Alter von 20 Jahren leichter, als in den Jahrzehnten darauf.

Meine zweite Möglichkeit wäre Kirchenmusiker gewesen. Auch das habe ich mir ernsthaft überlegt, denn unser Pfarrer in Mariahilf in Freiburg hat mich 1942 gewissermaßen auf die Orgel gesetzt. Sein Organist war eingezogen worden als Soldat. Er hatte niemanden in dieser großen Achttausend-Seelen-Pfarrei mit einer Vorzeigeorgel der Orgelbewegung, 4 Manuale, 50 Register, und er sagte: „Du kannst doch Klavier spielen, lern Orgel.“ Das habe ich dann auch getan. Und von 1942 bis 1949 habe ich fast alle Gottesdienste, am Sonntag oft fünf, gespielt. Aber ich sah, dass die damaligen Kirchenmusiker alle sehr sparsam besoldet waren und mit ihren oft großen Familien regelrecht gehungert haben. Und da dachte ich: Das tust du dir dann doch nicht an. Lieber die Musik als Begleiterin, denn als Brotberuf. Denn dazu ist sie offenbar nicht geeignet nach der allgemeinen Wertung.

Ja und dann blieb also nur die Lehre. Ich wollte Lehrer werden. Damals musste man in Baden-Württemberg drei Fächer wählen. Ich habe Geschichte als Hauptfach und Deutsch und Französisch als Nebenfächer gewählt. Man musste damals auch Volksschul-Praktika machen. Das war sehr erzieherisch. Damals noch Rieseklassen von 50 Buben und Mädchen. Also Lehrer wollte ich gern werden und habe dann 1956 auch Staatsexamen gemacht und ein Jahr später konnte ich den Doktor in Geschichte und Politikwissenschaft machen.

Ich bin dann schließlich nicht in der Schule hängengeblieben, sondern, wenn Sie wollen, in der Universität. Und 1962 habe ich mich in Freiburg für politische Wissenschaft habilitiert. Und das waren noch besondere Zeiten, vier Prozent Abiturienten. Heute sind es fast 50 Prozent. Wir kannten noch fast jeden Lehrer. Die Lehrer kannten uns persönlich an der Hochschule, und so habe ich schon 1962 den Ruf nach München bekommen.

Und das war dann mein Lebensweg. Ein Drittel Baden, Freiburg, zwei Drittel jetzt in München. Und man hat ja als Professor immer die Lehrkanzel, die wurde manchmal in

der Geschichte auch mythifiziert. Fichte, so wird berichtet, lehrte an der Kanzel und ließ rechts und links ein Kerzenlicht brennen. Soweit bin ich natürlich nie gegangen, aber es war schon eine Lehrkanzel.

Aber meine zweite Lehrkanzel war die Katholische Akademie. Die dritte Lehrkanzel war die Akademie für Politische Bildung in Tutzing, an deren weiterem Fortkommen ich ungefähr 30 Jahre als Kuratoriumsvorsitzender mitgewirkt habe.

So hat sich eine Fülle von Beziehungen ergeben, und das spiegelt sich auch in meiner Bibliothek. Es beginnt eigentlich mit der schönen Literatur, die ich eifrig gesammelt habe. Meine beiden Schwestern waren im Verlag Herder als Buchhändlerinnen tätig und so bin ich auch viel mit Schriftstellern zusammengekommen. Und danach fängt meine eigene Produktion an. Das älteste kleine Buch ist eine Sammlung von politikwissenschaftlicher Literatur. Dann kommt meine Doktorarbeit, meine Habilitationsschrift und vieles andere.

Wie stehe ich diesen Büchern gegenüber? Da zitiere ich immer gern Romano Guardini. Der wurde das nämlich auch dazu befragt und sagte sinngemäß: „Ja, die Bücher stehen im Eingang meiner Wohnung, aber ich gehe immer fast scheu daran vorüber.“ Irgendwo ist das ja auch beängstigend, was sich im Lauf der Jahrzehnte aufstaut, und so bin ich froh, dass ich einiges jetzt der Katholischen Akademie anvertrauen darf.

Achim Budde: Gibt es denn vielleicht ein Buch, das Sie – wenn Sie in ein paar Jahren wieder einmal herkommen – als erstes noch mal in die Hand nehmen möchten?

Hans Maier: Ja, ein kleines Buch habe ich daheim seit Wochen nicht mehr gefunden, nämlich meinen kleinen Versuch *Welt ohne Christentum. Was wäre anders?*, bei Herder erschienen. Und das war daheim auf einmal verschwunden. Ich hab's grad vorhin wieder in die Hand genommen. Das Buch, das mir auch Kritik eingetragen hat, würdige Vertreter des Faches Geschichte haben mir entgegengehalten: „So etwas macht man nicht. Das ist ja eine künstliche Vorstellung.“ Aber inzwischen hat diese Idee, einmal etwas auszuprobieren, was hätte sein können, auch in der Geschichtswissenschaft, vor allem in der Zeitgeschichte, ihren Platz gefunden.

Achim Budde: Sollten Sie jetzt zu Hause Mangel an diesem Exemplar haben, sind Sie selbstverständlich befugt, es sich wieder mit nach Hause zu nehmen. Ich möchte aber jetzt, wie ich es vorhin angekündigt habe, wieder zurück in die Zukunft. Denn die Essenzen dieser Bibliothek sind ja in Ihrem Kopf und Ihrem Herzen gespeichert und ermöglichen es Ihnen, eine fundierte Einordnung der Welt von heute zu geben. Wenn man sich bewusst macht, in was für einer Welt Ihre Bibliothek – also ein großes Statement für Bildung im umfassenden Sinn – heute steht, dann fällt auf, dass die

Bildung es heute in unserer Gesellschaft nicht so einfach hat. Seit über einem Jahr sind die Schulen zum Spielball der Pandemie und ihrer Bekämpfung geworden. Hier wurden die Bildungsbiographien einer ganzen Generation massiv gestört. Die Ungleichheit zwischen Milieus in unserer Gesellschaft nimmt wieder zu. Noch ist unklar, ob das jemals wieder ausgeglichen werden kann. Und trotz manch digitaler Erfolge liegt auch die Erwachsenenbildung noch immer weitgehend am Boden und muss sich neu finden oder neu erfinden. Während Milliarden in die Wirtschaft geflossen sind und in den Stadien die vierte Welle in Schwung gebracht werden durfte, sind in der Kulturszene Existenzen gefährdet, und die Schulen sind nach eineinhalb Jahren immer noch nicht einmal mit Luftfiltern ausgestattet. Ganz offene Frage an Sie: Ist Fußball in diesem Land wichtiger als Bildung? Ist die Lufthansa wichtiger als die Bildung?

Hans Maier: Es bilden sich einfach auch Machtpotenziale ab. Das hat man gesehen, als die UEFA gegen den Münchner Antrag die farbige Beleuchtung der Allianz-Arena ablehnte. Man mag das kritisieren, aber dann muss man langfristig sich überlegen, wie man die Machtverhältnisse ändert. Und da darf ich noch einmal etwas zurückgreifen.

Wir sind noch in einem patriarchalischen Zeitalter erzogen worden. Ich bin zwar von lauter Frauen erzogen worden, weil mein Vater früh starb. Aber auch die haben das auf eine patriarchalische Art getan. Also, meiner Mutter durfte man nicht groß widersprechen. Und ich erinnere mich, ich habe mal eine Krawatte, die sie mir geschenkt hat, nicht angezogen, weil sie mir zu bunt war. Und dann sind wir wochenlang in Schweigen verharret, denn ein Erziehungsmittel meiner Mutter war Schweigen. Das konnte bedrohlich werden. Dann habe ich schließlich die Krawatte angezogen und wir sind ins Münster in Freiburg gepilgert, an einem Sonntagmorgen. Und ich habe geredet, wie wenn nichts gewesen wäre. Und da blieb plötzlich in der Oberau meine Mutter stehen, drehte sich um und sagte einfach zu mir: „Sei nur ruhig, du hast mich geärgert.“

Und so wurde auch in den Schulen verfahren, manchmal auch in den Hochschulen. Die Professoren, etwa Gerd



Professor Hans Maier erzählte auch ausführlich über seine Zeit als junger Kirchenmusiker, Student und Wissenschaftler. Über sein Wirken als Präsident des ZdK wusste er auch zu berichten.



Tellenbach in den 50er Jahren in Freiburg oder Romano Guardini hier in München, waren für uns höhere Wesen, wenn die sich untereinander mit „Sie“ angesprochen haben, nicht Herr Professor oder Herr Kollege, sondern „Herr Tellenbach, da kam gerade ein Anruf für Sie“, dann hat uns das regelrecht mitgenommen. Das war ungewöhnlich. Götter stiegen da aus dem Horizont auf die Erde herunter. Ich übertreibe jetzt, aber wir sind noch aufgewachsen in einer Welt des Gehorsams und der Folgsamkeit.

Ich will eine zweite Anekdote erzählen. Ich war 1937 in die Volksschule gekommen. Als wir uns zum ersten Mal wieder trafen, die alte Volksschulrunde, da waren wir doch schon ältere Herren. Es war in den sechziger Jahren, und einer, der Fotograf geworden war, wollte uns in den alten Schulbänken aufnehmen. Aber die Schulbänke für 50 Leute, die gab es nicht mehr. Die Klassen waren zum Glück kleiner geworden. Also mussten wir in einer Doppelrunde antreten. Die erste Gruppe bis K, die zweite Gruppe von L bis Z. Und als die erste Gruppe fotografiert war, sagte der Fotograf „Aufstehen!“ und pünktlich wie eine Militärkompanie erhob sich alles, und wir lachten über uns selber.

Das lag uns im Blut. Dieser pünktliche Gehorsam. Nun ist viel darüber diskutiert worden, ich erinnere an Oskar Lafontaine, seine Frage, ob diese Sekundärtugenden dem Dritten Reich, dem Nationalsozialismus, geholfen haben. Sicher haben sie ihm auch geholfen. Aber ich weise immer darauf hin: Auch der Widerstand gegen das Dritte Reich erforderte eine fast unmenschliche Geschlossenheit und Härte. Man hat das ja bei den Widerständlern erlebt. Man denke an Stauffenberg, der mit seiner zertrümmerten Hand die Bombe schärfte. Also, die Sekundärtugenden sind ambivalent. Sie können zum Guten, sie können auch zum Schlechten beitragen.

Und weil sie nun fragen, was ist heute zu tun? Wir haben seit den 60er Jahren eine große Lockerung erlebt. Man kann sagen, die Adenauer-Zeit war zwar nicht muffig, wie sie später geschmäht wurde, aber sie war streng und verzichtsbereit. Und nach 68 hat sich alles gelockert, und die Deutschen sind ein wenig, ja, „südlicher“ geworden, verglichen mit der Zeit vorher.

Und nun kommen wir zur Corona-Zeit. Da ist nun wieder eine Verhärtung erfolgt und ein gewisser Schematismus hat sich ausgebreitet. Auch die deutsche Neigung zum Erzieherischen hat sich oft unangenehm bemerkbar gemacht, wenn man etwa den Mundschutz gerade nicht aufgehört hat, wenn man in ein Geschäft kam, und dann heftig angegangen wurde. Also da hat sich alles wieder nach der anderen Seite geneigt. Ein guter Freund von mir hat Deutschland das Land des Gehorsams, eine Terra Oboedientiae, genannt und ein bisschen etwas ist dran.

Und jetzt fragt sich eben, weil Sie in die Zukunft hineinschauen, wie geht es weiter? Die Rückkehr zur alten Gehorsamshaltung ist uns, glaube ich, verwehrt. Das wäre auch gar nicht gut, das zu proklamieren. Aber ich empfehle doch ein verantwortliches Handeln, nicht einfach so in den Tag hineinleben. Ein planvolles Handeln. Das würde in Richtung Impfen gehen. Und ich meine, da muss noch viel mobilisiert werden an persönlicher Einsicht, diese Einsicht darf nicht von oben eingepflanzt werden, sie muss aus dem eigenen Innern, aus dem eigenen Fragen und Erwägen kommen.

Achim Budde: Jetzt habe ich zwei schulpflichtige Kinder in der Grundschule, die Große an der Grenze zur weiterführenden Schule. Und da würde ich sagen, die Frage nach dem Gehorsam ist für sie im Augenblick ein Luxusproblem. Die Frage ist, ob sie überhaupt Bildung kriegen. Die Schulen waren jetzt überwiegend geschlossen. Die Kleine hat Schule kennengelernt als Video-Veranstaltung. Und da bricht einfach so viel weg. Viele haben das Lernen verlernt, und gerade auch die sozialen Unterschiede verschärfen sich – selbst bei uns auf dem Land. Wenn Sie heute noch Ihr Ressort hätten, auch in dem noch stolzen Zuschnitt von damals, juckt Sie das nicht? Sehen Sie Maßnahmen? Sie schwärmen gerne von der Kampagne damals nach dem „Sputnik-Schock“. Haben Sie Ideen, was für eine Kampagne der Mobilisierung im Bildungssektor man heute bräuchte? Wie könnte das aussehen?

Hans Maier: Ja, die Demokratie ist eben eine gefährliche Staatsform, denn sie beruht auf der Einsicht aller. Wenn diese Einsicht zurückgeht oder sich in die falsche Richtung bewegt wie in den 30er Jahren, dann ist es schlimm und dann schlägt die letzte Stunde für die Demokratie. Aber die Demokratie ist auch etwas Aufrichtiges und Aufbauendes. Wenn die Mehrheit sich dahinter stellt, wenn sich ein demokratisches Potenzial in allen Parteien entwickelt, dann kann man hoffnungsvoll in die Zukunft sehen.

Ich bin oft gefragt worden in diesem Jahr, auch schon im letzten: „Wie wird das dann weitergehen im Bundestag mit der nächsten Wahl?“ Ich habe immer zuversichtlich geantwortet. Ein Beispiel für die Reformfähigkeit der politischen Parteien ist für mich zum Beispiel die Entwicklung der Grünen – nicht die Entwicklung der Linken, aber die Entwicklung der Grünen. Deren anarchische Anfänge habe ich ja noch erlebt und habe beim Katholikentag 1986 in Aachen gesagt: „Das Tischtuch zwischen der katholischen Kirche und den Grünen ist zerschnitten.“ Das habe ich damals etwas vorschnell geäußert. Aber die Grünen haben damals auch die völlige Trennung von Staat und Kirche und was weiß ich alles, die Abschaffung des Paragraphen 218 proklamiert. Also die fingen sehr anarchisch an, auch im äußeren Auftreten. Wenn man mit Schlappen zur Vereidigung als Minister kommt wie Joschka Fischer im hessischen Landtag, dann fragt man sich schon: Was ist da los? Und da muss ich sagen, ungeachtet aller Kritik am heutigen Bild der Grünen, es hat sich doch gezeigt, dass die demokratische Substanz einfach zwingt, sich zu ändern, sich anzupassen, staatsmännischer zu werden oder staats-fraulicher. Und das kann man an den Grünen, aber auch an anderen Gruppen studieren.

Bedenklich stimmt mich eher die Entwicklung der Christlich Demokratischen und Christlich-Sozialen Union. Die war nach dem Krieg ein wirklicher Hoffnungsträger. Und ich sage immer, fast noch wichtiger als das C war das U, die Union: Nach 400 Jahren der Kämpfe von Protestanten und Katholiken gegeneinander endlich die Union. Da darf ich an meinen Lehrer Gerhard Ritter erinnern. Der war ein Borsse, wie er im Buche steht. Sein Geschichtsbild war preußisch, und damit habe ich mich nie identifizieren können. Aber er war ein Konservativer, der im Dritten Reich das Äußerste gewagt hat, als Berater von Goerdeler, als Berater von Bonhoeffer. Und er ist ja knapp am Galgen vorbeigekommen. Und er erzählte uns immer: „Als wir in Plötzensee

im Gefängnis von der Roten Armee befreit worden sind, im April 45, da haben wir uns umarmt, Katholiken und Protestanten, und das war der Beginn der Union.“

Das ist für einen jungen Menschen ein starker Impuls, und daher war ich zornig, als sich – ich will jetzt keine Namen nennen – CSU und CDU in den letzten drei, vier Jahren so auseinanderentwickelt und sogar gegeneinander gestellt haben, wie das der Fall war. Ich bin sehr froh und das muss ich dem amtierenden Ministerpräsidenten hoch anrechnen, dass diese Lücke wieder geschlossen ist.

An dritter Stelle nenne ich jetzt die SPD. Der würde ich wünschen, dass sie wieder an Einheit, Geschlossenheit und auch an Zuspruch gewinnt. Denn Unionsmenschen können sich nicht darüber freuen, wenn die SPD hinunter geht. Die großen beiden Volksparteien, die haben doch der Bundesrepublik eine Kontinuität von guten 30 Jahren ermöglicht – eine Kontinuität, in der wir alle, auch ich, aufgewachsen sind und in der wir arbeiten konnten.

Achim Budde: Jetzt haben sich die Grünen, wie sie sagen, im Laufe der letzten Jahrzehnte so weit etabliert, dass sie gut in dieses Parteiengefüge hineinpassen. Aber es tun sich ja ganz andere Risse in unserer Gesellschaft auf. Wir merken, dass das Phänomen der Kommunikationsblasen dazu führt, dass Echokammern sich immer selbst verstärken, voller Häme über die Andersdenkenden, und dass eine Kultur verlorenght, in der man sich zusammensetzt und auseinandersetzt mit Argumenten, und versucht zu ringen um die richtige Politik. Wie gehen wir denn damit um, dass es einen Spalt in unserer Gesellschaft gibt, der dazu führt, dass immer größere Teile durch unser etabliertes politisches System überhaupt nicht mehr erreicht werden?

Hans Maier: Da sind sicher große Gefahrenmomente. Aber ich muss sagen, nachdem man jahrelang mit gutem Grund von Politikverdruss gesprochen hat und Politikablehnung, hat die Corona-Zeit dazu geführt, dass die Politik wieder in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt ist. Wir dürfen uns von der lautstarken Gruppe der Querdenker da nicht zu sehr beeindrucken lassen. Die Mehrheit der Deutschen hat auf dem Umweg über diese Corona-Epidemie wieder von der Politik Notiz genommen und natürlich Anfragen an die Regierung und die Regierungsfähigkeit gestellt. Und die Exekutive zumindest hat sich von dieser Krise gut erholt. Die Legislative hat dann nachgezogen. Die dritte Gewalt ist eher zurückgegangen. Ich habe das mal glossiert in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in einem kleinen Artikel über das Kippen. Man hörte von den Gerichten nur noch, sie kippen etwas, und das ist zu wenig für die dritte Gewalt. Ich hoffe, dass die dritte Gewalt sich auch wieder ebenso rappelt wie die Exekutive und die Legislative. Im Augenblick steht ja noch das große Problem „Bundesverfassungsgericht gegen Europäisches Gericht“ an. Das muss unbedingt gelöst werden. Wir dürfen nicht von Deutschland her Polen und anderen Ländern eine Vorlage liefern, aus der Gemeinsamkeit auch der rechtlichen und gerichtlichen Gemeinsamkeit, auszusteigen. Das müssten auch Bundesverfassungsrichter wissen.

Achim Budde: Das heißt, Sie sind grundsätzlich ganz zuversichtlich, dass unsere Demokratie mit ihren Institutionen auch diese Krise des Verlusts von Teilen der Bevölkerung gewinnen würde. Ich denke, wir sind uns einig,

dass die Kirchen diesen Prozess unterstützen sollten. Ich habe jetzt noch eine kirchenpolitische Frage an Sie: Wenn die Kirche sich für die demokratische Kultur in unserem Land einsetzen möchte, wäre sie nicht glaubhafter, wenn sie auch im Innern demokratisch organisiert wäre? Also ich spiele an auf die aktuelle Debatte über eine Reform der Kirchenverfassung. Braucht die Kirche Demokratie und Gewaltenteilung?

Hans Maier: Ja, auch das ist ein Thema meines Lebens, das sich auch in der Bibliothek spiegelt. Ich habe einmal mit dem in dieser Akademie nicht unbekanntem Theologen Joseph Ratzinger gemeinsam ein Buch geschrieben über Kirche und Demokratie, übrigens in 20 Sprachen übersetzt. Und da waren wir beide einig, das hat er so formuliert: „Nichts ohne den Bischof. Aber der Bischof soll auch nicht handeln ohne das Volk.“ Und ich hoffe, dass er dabei bis heute geblieben ist. Natürlich die Theorie und Theologie und die praktische Kirchenpolitik waren noch nie eins. Die unterscheiden sich. Aber sie sollten doch wechselseitig noch erkennbar und verfügbar sein.

Also für Demokratie in der Kirche habe ich mich eingesetzt, seit ich mit meiner Doktorarbeit die Anfänge der christlichen Demokratie untersucht habe. Es hat mich sehr beschäftigt, dass die Französische Revolution zunächst begann in einem Schulterschluss zwischen Kirche und Demokratie. Und dann hat leider die neue rousseausche Theorie der Volkssouveränität diesem Schulterschluss ein Ende gemacht. Aber das Thema Demokratie in der Kirche ist geblieben.

Ich habe an einigen Versammlungen, auch in Rom, teilgenommen. Meine Frau und ich, wir waren beim Konzil 1965 bei einer Konzilssession über die Religionsfreiheit. Das hat mich sehr bewegt, einmal die Kirche als großes Parlament zu sehen, mit fünfminütigen Redebeiträgen in einem manchmal wirren Latein – das englische Latein war so ziemlich das Schlimmste –, aber mit dem Willen zu Ergebnissen zu kommen. Und die Deklaration über die Religionsfreiheit ist für mich auch der große politische Fortschritt des Konzils. Es ist das einzige weltliche Grundrecht, das feierlich in die Kirche übernommen wurde.

Aber nun denke ich immer auch praktisch und institutionell und manchmal sogar bürokratisch. Wie schlägt sich das nieder? In der Kurie gibt es Dikasterien. Das sind die alten, von Papst Sixtus V. im Angesicht der Reformation geschaffenen, großen Ministerien. Die haben Entscheidungsgewalt. Und seit dem Zweiten Vatikanum gibt es Räte. Die dürfen aber nur beraten und nicht entscheiden. Und so ist das Zweite Vatikanum heute noch nicht umgesetzt.

Und ich habe vor Jahren, Rom hat darauf mit Unmut reagiert, konkrete Vorschläge zur Reform der Kurie gemacht. Man müsste erstens die Gewaltenteilung einführen. Es ist unmöglich, dass im obersten Regierungsorgan Gerichtspräsidenten neben Amtschefs und Priestern stehen. Das müsste entzerrt werden. Und dann müsste man Regelmäßigkeit einführen. Eine Regierung muss jede Woche oder wenigstens jede zweite Woche tagen. Und die Fehler und die Katastrophen, die sich eingestellt haben in den letzten Jahren, die rühren auch daher, dass nichts besprochen wurde.

Zum Beispiel: Jüngst erleben wir, dass der Papst die Synodalisation in Deutschland kritisiert. In der nächsten



Woche schlägt er die Synodalität für die ganze Kirche vor. Also offenbar haben da zwei verschiedene Dikasterien verschiedene Vorschläge gemacht und der Papst hat das unterschrieben. Hätte man vorher darüber geredet in einem Gremium und hätte auch die entsprechende Abstimmung dokumentiert, würde das nicht passieren. Im Augenblick haben wir den Eindruck, es gibt ein Vor und Zurück in der Kirche, aber es gibt keine Klarheit über den Weg.

Achim Budde: Und es gibt nicht mehr diesen Aufbruch aus der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils, der damals natürlich auch eine ungemein positive Ausstrahlung aus der Kirche heraus in alle Teile der Gesellschaft hatte. Meine nächste Frage würde sich da anschließen. Sie haben Joseph Ratzinger erwähnt und den aktuellen Papst. Wenn Sie sich überlegen: Was müsste die Kirche heute tun, angesichts dieser tiefsten Krise, in der sie jetzt steckt? Was würden Sie tun, wenn Sie Papst wären – eines der wenigen renommierten Ämter, das Sie noch nicht innegehabt haben? Wie würden Sie versuchen, den Auftrag Christi für heute umzusetzen?

Hans Maier: Ja, das habe ich wirklich noch nicht überlegt. Ich beschränke mich da auf meine schlichte Kirchenzugehörigkeit als Christi Fidelis. Aber was müsste man tun? Zunächst, glaube ich, bräuchte es eine Reflexion darüber, was eigentlich unentbehrlich ist, was das Alleinstellungsmerkmal der Kirche ist. Und da erinnere ich mich: Ich habe das Literaturbüro im Zentralkomitee gegründet vor vielen Jahren. Da habe ich mal eine Konferenz veranstaltet, zu der ich die halbe deutsche Literatur eingeladen habe. Da war also Rosendorfer zum Beispiel dabei und Heinrich Böll. Grass ist nicht gekommen. Und Beuys war da.

Und da ging es auch um die Frage „Was ist eigentlich das Wichtige an der Kirche?“ Und die meisten sagten dann „Das Soziale“, das ist ja auch allgemein anerkannt und da muss weitergebaut werden. Da kam Widerspruch von den Künstlern. Ich erinnere mich noch, der Beuys saß oben auf der Galerie, der Böll unten, und die riefen sich zu: „Du, der Apfel ist doch längst gegessen.“ – „Jawohl, jawohl, Heinrich!“ Und es war interessant, gerade die Künstler sahen nicht im Sozialen den Auftrag, sondern – ja, in was? – im Gottesdienst. Ich glaube das Alleinstellungsmerkmal der Kirche ist der Dienst an Gott und die Vergegenwärtigung Gottes im Altarsakrament. Und wenn diese kultische Dimension vernachlässigt wird, dann nützen auch die Felder des Sozialen nicht, die natürlich wichtig sind, die international wichtig sind – international beruht ja unser Ansehen als deutsche Kirche auf unseren Spenden und Leistungen; die sind auch ganz unentbehrlich –, aber man darf nicht sagen: Damit steht und fällt die Kirche. Denn das können im Zweifel Verbände und Parteien auch.

Achim Budde: Lieber Herr Professor Maier, unsere Gesprächszeit geht langsam zu Ende. Welche Bedeutung Sie für uns haben, davon habe ich vorhin erzählt. Und das zeigt sich ja auch in der Neugier, mit der ich Sie befrage. Ich frage jetzt einmal umgekehrt. Welche Bedeutung hat unsere Akademie für Sie? Immerhin haben Sie uns gerade Ihre kostbare Bibliothek hinterlassen. Welches Vermächtnis verbinden Sie damit an uns als Katholische Akademie in Bayern? Wo sehen Sie uns in zehn oder 20 Jahren? Wofür braucht uns die Kirche? Wofür braucht uns die Welt?

Hans Maier: Die Katholischen Akademien sind ein Stück Ökumene. Ich weise immer darauf hin. Nach vielen, vielen Jahren hat die Evangelische Kirche von den Katholiken den Kirchentag übernommen. Katholikentage gab es im Grund seit dem Revolutionsjahr 1848, aber ständige Kirchentage gibt es erst nach 1945. Bei den Akademien war es umgekehrt. Die ersten Akademien nach dem Krieg waren Evangelische, zum Beispiel in Tutzing oder in Hofgeismar und anderswo. Und das hat dann der damalige Münchner Kardinal Wendel übernommen für die katholische Kirche und hat sich mit Romano Guardini zusammengetan. Und sie fanden den nicht nur klugen und theologisch gebildeten, sondern auch durchsetzungsstarken Karl Forster. Und so ist die Katholische Akademie entstanden als ein Stück gesprächsoffener, kirchlicher und außerkirchlicher Diskussion. Und die fand ich schon vor, als ich 1962 nach München kam. Und mit Ihrem Vorgänger Karl Forster habe ich engen Kontakt gehalten bis zu seinem viel zu frühen Tod. Und auch mit dem jetzt gerade verstorbenen Prälaten Henrich habe ich gut zusammengearbeitet. Und so ist die Akademie in meinem Leben etwas ganz Wichtiges gewesen, weil sie nicht mehr darauf gepocht hat, recht zu haben in einer bestimmten Frage, sondern erst einmal versucht habe, das Problem allgemein sichtbar zu machen. Sie hat sich damit wirklich einen Ruf und eine Stellung erworben im akademischen Diskurs, aber auch im politischen Diskurs. Und ich wünsche ihr, dass das auch in Zukunft so bleibt, und dass vielleicht der eine oder andere sich auch versteigt, im Schlösschen Suresnes, zu meiner Bibliothek.

Achim Budde: Jetzt sind ihre Bücher also umgezogen. Die wohnen jetzt hier bei uns im Schloss, und gleich nebenan wohnen die Bücher von Romano Guardini. Noch einmal abschließend: Welche Gedanken und Assoziationen löst diese Nachbarschaft in Ihnen aus? Vielleicht Erinnerungen an Romano Guardini?

Hans Maier: Ich sagte ja schon, das ist eine Nobilitierung, neben Guardini gestellt zu sein. Eine kleine Rechtfertigung ziehe ich daraus, dass ich seine Überlegungen zur Ethik vielleicht ausweiten konnte. Guardini war aus der Jugendbewegung hervorgegangen. Die Jugendbewegung war ganz und gar personalistisch, und wenn sie an Gemeinschaft dachte, waren das immer Ich-Du-Beziehungen; auch Guardinis Ethik – zwei Bände, und ich habe auch seine Vorlesungen noch in München im Audimax der Universität gehört – die kreisten immer um Personen. Und ich glaube, wenn man Politik begreifen will, muss man über dieses inter-personale Verhältnis hinausgehen. Man muss das Ganze bedenken: die Gemeinschaft, die Gesellschaft. Und da fühle ich mich gewissermaßen in der Linie, die Guardini begonnen hat. Und man muss wirklich dem lieben Gott danken, dass es einem ja 90 Jahre möglich war, in dieser Arbeit fortzufahren. Ich höre gar nicht auf, gemeinsam mit meiner Frau für jeden neuen Tag zu danken.

Achim Budde: Dafür danken nicht nur Sie dem lieben Gott, sondern auch wir. Lieber Professor Maier, vielen Dank für die Zeit, die Sie uns geschenkt haben. Vielen Dank für die Einsichten, die Sie uns geschenkt haben und natürlich heute auch danke für die Bücher, die Sie uns geschenkt haben. ■

Auswirkungen der digitalen Transformation

Zwischen den Schattenseiten und dem Kernprinzip der öffentlichen Meinungsäußerung

Welche Rolle spielen Plattformen und Social Media für die Demokratie? Welche Chancen und Risiken bieten sie? Welche Auswirkungen und Perspektiven lassen sich absehen, welche Rolle wird hier Regulierung spielen? Beim *Digitalen Salon* von acatech und der Katholischen Akademie in Bayern diskutierten am 30. November 2021 zu diesem Thema Ursula Münch (Akademie für Politische Bildung in Tutzing), acatech Mitglied Christoph Neuberger (Freie Universität Berlin, Leiter des Weizenbaum-Instituts für die vernetzte Gesellschaft) sowie Eveline Metzen (Director Government Affairs and Public Policy für Deutschland, Österreich und die Schweiz bei Google).

Ursula Münch eröffnete die Veranstaltung mit einem Impulsvortrag zu den Auswirkungen der digitalen Transformation und der Transformation von Geschäftsmodellen im Rahmen einer Plattformökonomie: Neben den Annehmlichkeiten, die diese Entwicklungen im Alltag böten, führten sie mitunter zu einer höheren Manipulationsanfälligkeit des öffentlichen Diskurses, zu einer Art Überwachungskapitalismus (durch das ungezügelte Sammeln von Nutzerdaten) und zu Monopolbildungen im marktwirtschaftlichen System. Eine Regulierung der entstandenen Plattform-Ökosysteme sei daher

aus ihrer Sicht eine dringende Aufgabe. Nach ihrer Einschätzung leiste die Europäische Kommission mit dem *Digital Markets Act* derzeit ungewöhnlich schnelle und gute Arbeit. Noch offen sei jedoch die Entwicklung eigener europäischer Ansätze als Alternativen zu den großen bestehenden Plattformen. Hier ließen sich gezielt „demokratiefreundliche“ Funktionalitäten einbauen.

Die Auswirkungen von Social Media auf die demokratische Öffentlichkeit beschäftigen auch den Kommunikationswissenschaftler Christoph Neuberger. Die Informationslandschaft sei ein wichtiger Bestandteil jeder Demokratie. Ein hoher Anteil der Bevölkerung beziehe Informationen inzwischen teilweise oder ausschließlich aus den sozialen Medien – kein Wunder also, dass diese einen Einfluss auf die Qualität des öffentlichen Diskurses hätten. Aktuell seien dabei vor allem die Schattenseiten im Gespräch. Ein Schlüsselproblem, so Christoph Neuberger, sei das Selbstverständnis der Plattformen als neutrale Akteure, die ja – anders als traditionelle Medien oder öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten – ohne ge-

sellschaftlichen Auftrag agieren: Journalistische Standards und Praktiken, die Moderation von Diskursen sowie die Vermittlung von Diskurskompetenz müssten bei den Plattformbetreibern verbindlich verankert werden, um die Qualität der digitalen Öffentlichkeit im Sinne des Sozialphilosophen Jürgen Habermas zu verbessern. Um diese Qualität zu verbessern, reiche Regulierung allein nicht aus. Auch die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten seien hier in der Pflicht: Sie hätten sich mit der Schaffung digitaler Formate bisher zu wenig hervorgetan. Auch die Entwicklung einer eigenen Plattform sei denkbar als Alternative zu den US-dominierten Angeboten. acatech hatte in diesem Zusammenhang bereits im Jahr 2020 mit der *European Public Sphere* ein erstes Konzept vorgelegt.

Eveline Metzen versicherte, dass man sich der Verantwortung bei Google für eine nachhaltige Technikentwicklung bewusst sei. Sie plädierte dafür, Probleme im digitalen Raum auch als soziale Probleme zu begreifen. Plattformen leisteten einen Beitrag zur Pluralität. Es sei klar, dass der digitale Raum nicht nur eine Erweiterung der analogen Welt sei, sondern andere Formate und Möglichkeiten eröffne – zum Guten wie zum Schlechten. Wie mit den Schattenseiten umzugehen sei, sei eine gesamtgesellschaftliche Fragestellung, und Plattformbetreiber könnten nicht Aufgaben des Staates übernehmen. Diese bewegten sich bei der Moderation von Inhalten immer in einem Spannungsfeld aus Verantwortlichkeit und fehlender Legitimierung. Google orientiere sich dabei am Kernprinzip der freien Meinungsäußerung als Ausdruck menschlicher Individualität;

Vertiefung des Themas von Seite 65

Plattformen in der Demokratie

Ein Schlüsselproblem für Christoph Neuberger ist das Selbstverständnis der Plattformen als neutrale Akteure, die ja ohne gesellschaftlichen Auftrag agieren.



Das Logo unseres Kooperationspartners acatech – der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften

seiner Verantwortlichkeit begegne das Unternehmen durch verbindliche und transparente Richtlinien, die die Klassifizierung und Entfernung schädlicher Inhalte regeln: Das Löschen von Inhalten, die Sichtbarmachung von verlässlicher Information und die Reduzierung grenzwertiger Inhalte gehörten dazu. Darüber hinaus begrüße das Unternehmen den Vorstoß der EU zur Regulierung des digitalen Marktes. Es sei im Sinne aller wirtschaftlichen Akteure, klare Rahmenbedingungen zu haben, innerhalb derer man rechtssicher agieren könne.

In der Diskussion, die von Marc-Denis Weitze aus der acatech Geschäftsstelle moderiert wurde, kam die Frage nach den Gatekeepern und deren Ambivalenz auf: Diese besaßen in den Massenmedien eine Monopolstellung und entschieden, was öffentlich wird. Damit trugen sie dazu bei, die Informationsflut einzudämmen. In den sozialen Medien und auf Plattformen scheint die Funktion der Gatekeeper aufgehoben zu sein. Christoph Neuberger plädierte dafür, dass der Journalismus im Internet die geeigneten Rahmenbedingungen für deliberative Diskurse schaffen solle.

Ein weiterer Diskussionspunkt betraf die Frage, wieviel Zukunftsgestaltung auf Basis der bereits etablierten Platt-

Für Eveline Metzen ist klar, dass der digitale Raum nicht nur eine Erweiterung der analogen Welt ist, sondern andere Formate und Möglichkeiten eröffnet – zum Guten wie zum Schlechten.

formen überhaupt möglich sei – etwa im Sinne einer europäischen Souveränität in diesem Feld. Auch die Problematik von zugrundeliegenden Geschäftsmodellen auf Basis von Überwachungspraktiken und Aufmerksamkeitsökonomie wurden benannt, ebenso wie die Vernachlässigung von Entwicklungsländern bei der Umsetzung von Richtlinien und Qualitätsstandards. Plattformen, so Eveline Metzen, hätten jenseits einer moralischen Verpflichtung selbstverständlich auch ein wirtschaftliches Interesse an der Einhegung schädlicher Inhalte und negativer gesellschaftlicher Effekte ihrer

Produkte. Christoph Neuberger forderte noch mehr, nämlich eine positive Vision für Plattformen, die statt Schadensbegrenzung einen konkreten Leistungsanspruch im Dienst der Demokratie begründeten. In der Schlussrunde stimmten die Podiumsgäste überein, dass in der Corona-Krise die Herausforderungen durch die Plattformen besonders deutlich wurden – eine systematische Analyse dazu stehe freilich noch aus. ■

www.acatech.de/allgemein/plattformen-in-der-demokratie
www.acatech.de/dialog/acatech-am-dienstag